Girandolen.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp. in Stuttgart.

Girandolen

von

Heribert Rau.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cast'schen Buchhandlung.
1841.

RBR
Jantz
#117

Seinem Gönner und Freunde

Herrn

Robert Emil Bockmühl,

widmet dieses Buch

hochachtungsvoll

der Verfasser.

Vorwort.

Herrliches und Großes hat die Dichtkunst jeglicher Gattung uns zu bieten. Mein Herz bebte in Lust, als ich es gewahrte, schätzen lernte und genoß; aber zugleich erwachte in der Tiefe meiner Seele der unwiderstehliche Drang, mich ebenfalls im Schaffen zu versuchen.

Hiermit übergebe ich nun der Oeffentlichkeit die Producte meiner Musestunden. Mögen sie als ein Sträußchen bescheidener Blüthen aus dem großen Dichterhaine gelten.

Der Engel der Gerechtigkeit.

Novelle.

Kam ein Wanderer einst gegangen,
Ernst und still, bei'm Sternenschein;
Tausend Nachtigallen sangen
Rings umher im Blüthenhain;
Und wo Trauerweiden prangen,
Saß ein armes Kind allein.
„Kind, warum bist du so einsam geblieben,
„Lockt dich der Sterne hellfunkelnde Pracht? —
„Hast du was Liebes und darfst es nicht lieben,
„Klagst du dein Leiden der düsteren Nacht? — "

Die Melodie dieses Liedes, in ihrer schwermüthigen, zum Herzen sprechenden Weise, blies in reinen Tönen der Postillon des Postwagens, welcher jetzt durch das schöne Neckarthal Heidelberg zurollte. Noch lag die Nacht betäubend auf der Erde. Es war Mondschein; aber dichte Wolkenmassen flogen über den Mond und zeigten die Gegend nur in blassem, ersterbenden Lichte. Die schwarzen Berge des Odenwaldes stiegen finster aus den kalten Fluthen empor und graue Nebel zogen, in wunderlicher Gestaltung, gleich Elfen, um ihre Häupter. Selten blickte das Licht eines Fischers vom jenseitigen Ufer herüber. Die tiefe Stille unterbrachen nur die Töne des Hornes, die hie und da ein leises Echo nachäffte.

Die Gesellschaft, welche der künstlerische Postillon führte, hatte ein unruhiger Schlaf umfangen, und nur ein junger Mann starrte wachend vor sich hin.

Sein Herz war kalt, wie die Nacht, die ihn umwehte, seine Wünsche schlummerten den Todesschlaf gleich der ihn umgebenden winterlichen Natur. Kein Hoffen und Fürchten bewegte den Busen mehr und selbst des Geistes Kraft schien gelähmt. Seine Gedanken klammerten sich an einen Gegenstand fest und verschlangen sich in einander zu einem dunklen Chaos. Ein unendlicher Schmerz, dessen betäubende Größe ihn wohl kaum jetzt denselben fühlen ließ, mußte des Jünglings Herz gebrochen und ihn in jenen grauenhaften Zustand versetzt haben, welcher dem Unglücklichen das Mark des geistigen Daseyns aussaugt und ihn lebend die kalten Schauer des Todes kosten läßt. Doch nur kurze Zeit vermag der Mensch dies Seyn zu tragen, löst es sich nicht bald in Wehmuth auf und zerfließt in heißen Thränenströmen, so senkt sich der Wahnsinn in das Gehirn und zerreißt auf ewig den Faden eines logischen Denkens.

Die Natur in ihrer erhabenen Ruhe, die Menschen bewußtlos in den Armen des Schlummers gewiegt, die Klänge, die trauernd wiederholten:

Horch, da ertönen vom Hügel die Worte:
„Was auch das Herz dir im Leben verspricht,
„Giebt erst die schlummerverleihende Pforte,
„Wand'rer, beklage die Todten nicht! —“

Alles dies wirkte glücklich auf den Erstarrten. Eine Hoffnung tauchte erwärmend aus dem Grunde der Seele auf: zu sterben, bald zu sterben an dem übergroßen Schmerze! — Die auf das Höchste gespannten Nerven ließen nach und heiße Thränen flossen lindernd über des Jünglings bleiche Wangen. —

Nach einer Viertelstunde rasselte der Wagen durch das Thor der freundlichen Universitätsstadt und hielt in wenigen Minuten an der Post. Die Passagiere rieben sich die Augen, stiegen aus und vertheilten sich nach verschiedenen Richtungen, das Ziel ihrer Reise verfolgend. Auch unser junger Freund hatte sich seinen kleinen Koffer geben lassen und suchte, da der Tag noch nicht angebrochen, in dem gegenüberliegenden Gasthofe „zum Prinz Marr" Schutz gegen den kalten Regen, welcher seit wenigen Augenblicken in reichlicher Fülle vom Himmel strömte.

Aus dem Bewußtseyn eigener Schwächen, der Abhängigkeit von einem, in dunkeler Zukunft verhüllten, Geschicke, geht das Mitgefühl hervor, welches das Elend unserer Nebenmenschen in uns erregt.

Auch mich, der ich mit jenem gebeugten jungen Manne von Stuttgart nach Heidelberg gereist war, trieb mehr als Neugierde — trieb ein herzliches Mitleid an, mich ihm zu nähern. Allein meine Versuche waren umsonst. Im Eilwagen selbst war ich zartfühlend genug, seine stille Trauer nicht in Gegenwart einer geistlosen,

schnatternden Gesellschaft zu unterbrechen. In Heidelberg angekommen, entschwand er meinen Blicken und erst nach einigen Wochen fand ich ihn wieder. Er war Maler und lebte unter dem Namen Augusti still und zurückgezogen; doch vereinte uns nach jener Zeit die Mittagstafel im „Prinzen Carl."

Der neue Ankömmling hatte, ohne es zu wollen, Aufsehen erregt. Seine schlanke Gestalt, beständig in einen einfachen, schwarzen Anzug gehüllt, der indessen nichts von dem fantastischen Wesen so mancher jungen Maler unserer Zeit an sich trug, welche durch den Schein das zu ersetzen suchen, was ihnen an innerer Fülle entgeht, — sein blasses, interessantes Gesicht, sein ernstes, zurückhaltendes und doch bescheidenes Betragen — alles dies vereinigte sich, ihn auf einige Zeit zum Stadtgespräche zu machen. In den Winterzirkeln flüsterten die Mädchen seit seiner Ankunft viel von dem „interessanten Maler" und wunderbare Gerüchte, deren Widersprechen aber von der Unlauterkeit ihrer Quelle zeigten, liefen von Mund zu Munde. Augusti schien nichts von dem allen zu bemerken. Er erschien in keiner Gesellschaft, hatte keinen Freund noch Bekannten und sprach selten an der Tafel mehr als ein höfliches „Ja" oder „Nein", wenn ihn ein Tischnachbar durch eine Frage dazu zwang.

Auch ich hatte für einige Zeit Heidelberg zu meinem Aufenthalte erwählt und frequentirte zu meiner weiteren Ausbildung verschiedene Collegien. Der Morgen oder Abend fand mich meistens, wenn es die Witterung

nur im Entferntesten erlaubte, auf den Bergen, oder in den Ruinen des alten Schlosses, jenen herrlichen Trümmern einer grauen Vorzeit, und hier war es, wo ich den jungen Maler öfters traf. Einsam stand er dann meistens in einem der Thürme des östlichen Seitengebäudes und schaute der untergehenden Wintersonne, ja oft dem wirren Schneegestöber, zu; denn noch hatte der Frühling gezögert, seinen sanften, belebenden Hauch über die starre Erde zu senden.

Gleiche Gefühle und ähnliche Gewohnheiten pflegen gemeinlich die Menschen an einander zu ketten. Hierauf bauend versuchte ich es einigemale, mich dem jungen Sonderlinge zu nähern und durch Bemerkungen über Natur oder Kunst Gespräche einzuleiten, welche zu einer genauern Bekanntschaft hätten führen können. Indeß auch diese Versuche scheiterten, denn seine Antworten waren zwar artig, aber kurz und bestimmt und zeigten mir deutlich, daß ihm jede Berührung, auch mit mir, unangenehm sey. Ich gab daher mein Vorhaben auf, setzte zwar meine Spaziergänge vor wie nach fort, doch vermied ich Augusti und besuchte von nun an vorzugsweise die jenseits des Neckars liegenden Berge, über welche der, durch seine herrliche Aussicht berühmte, Philosophenweg führt.

Der Winter war längst dem belebenden Strahle der Sonne gewichen. Der Wind, die Schwüle mildernd, wiegte sich auf gelben Kornfeldern; die Nachtigall war

verstummt und die Lerche nur schmetterte aus blauen Höhen ihr wonnig Lied. Die Früchte reiften einem reichen Herbste zu — kurz Alles erinnerte mich, daß der Zeitpunkt heranrücke, in welchem ich Heidelberg, nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten, verlassen müsse. Ich hatte des Vergnügens viel genossen; manch' inhaltschweres Wort gehört; mich warm und trunken am Busen der Natur geschwelgt und trennte mich daher nur ungern von der freundlichen Stadt und ihrer reizenden Umgebung. Allein ich mußte dem Ruf der Pflicht Folge leisten und kündete daher eines Mittags während der Tafel meinen mitspeisenden Bekannten an: daß ich in wenigen Tagen nach München abreise, um einige Familien-Angelegenheiten auseinander zu setzen, die mich wahrscheinlich auch den Winter hindurch dort halten würden. Man beneidete mich um das Glück, so viele Kunstschätze mit Muße bewundern zu können, scherzte und sprach für und gegen den Ort.

Denselben Abend nahm ich, nachdem es kühl geworden, Hut und Stock, um meinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen. Ich gehe die Treppe hinab, ein sauber gekleidetes Dienstmädchen tritt mir entgegen und fragt nach meinem Namen. Ich gebe mich zu erkennen und empfange dagegen von ihr ein Billet, in welchem ich mit höchstem Erstaunen folgende Worte lese:

„Mein Herr!"

„Wenn Sie, über kleinliche Neugierde erhaben, Gefühl für die Leiden ihrer Mitmenschen hegen und keine

jener gewöhnlichen, erbärmlichen Naturen sind; sich auch bereit achten, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, so treffen Sie diese Nacht elf Uhr an der „alten Eiche" des Kaiserstuhles ein." Augusti.

Ich konnte mich kaum von meiner Ueberraschung erholen. Augusti, den ich gesucht, der mich wiederholt zurückgestoßen, den ich fast vergessen hatte — Augusti, der finstere Sonderling mit den bleichen, starren Zügen, — der Abenteuerliche, über welchen so manches unheimliche Gerücht umlief — hatte sich mir selbst genähert und, freilich auf eine etwas ungewöhnliche Art, um ein Rendezvous nachgesucht. Mein früheres Interesse für diesen jungen Mann wurde neuerdings wach; ein seltsames, mir selbst räthselhaftes Etwas zog mich zu ihm hin. — Ich war entschlossen zu kommen.

Wenig erhabenere Anblicke kann es geben, als der, welcher sich mir die kommende Nacht darbot.

Im Mondenlichte lag vor mir aufgedeckt eine weite, kaum übersehbare Welt. Kein Laut, keine Bewegung; selbst die Luft war still und die Blätter der Bäume bewegten sich nicht. Tief unten drängte sich der Neckar — ein Silberstreifen — durch die Kluft schwarz belaubter Berge. Schlafend, stumm und geräuschlos lag die Stadt. Ueber ihr wachte, wie ein furchtbarer Drache, das alte Schloß und hob im bleichen Glanze die zerrissenen, gewaltigen Mauern empor; mahnend an das Schicksal alles Irdischen. Ueber die fernen Berge hoben sich Berge;

über Gipfeln thronten Gipfel, bis fernhin die zackige Aussicht in unsichere Linien zerrann. O! es war ein Anblick, groß, unendlich groß und erhaben und die Gottheit umwehte mich und blickte mich an und sprach: „das bin ich!“ — Da rauschte es; bebend wendete ich mich um und starre in das Todtenantlitz Augusti's.

Einige Minuten mochten wir uns stumm einander gegenübergestanden haben, da faßte ich mich, trat meinem unbekannten Freunde näher und ergriff seine Hand. Aber die meine erbebte in seiner, die kalt wie Eis war.

„Räthselhafter junger Mann,“ hub ich dann an, „Ihr gestriges Billet beschied mich hierher. Kindische Neugierde war nie die Triebfeder einer meiner Handlungen. Sie scheinen zu leiden, tief und schwer zu leiden, und dies zog mich zu Ihnen hin; denn Freundschaft vermag oft die tödtlichsten Wunden zu heilen und diesen Balsam wollte ich Ihnen bieten. Sie stießen mich zurück. — Was Sie nun von mir verlangen, was Sie mir vertrauen wollen, bin ich erwartend. Sie sprechen zu einem Manne, der jedenfalls Ihr Vertrauen zu schätzen weiß und welcher sich in jeder Beziehung über die kleinlichen Ideen der Alltagmenschen zu erheben vermag.“

„Was Sie hier sagen“ — entgegnete Augusti mit der ihm eigenen Monotonie — „schien mir Ihr Handeln zu beweisen. Ihr stolzes Zurückziehen ehre ich und weiß, daß Sie mich oft schon gegen jene albernen Erzählungen, die müßige Zungen über mich in Umlauf brachten, vertheidigten. Sie, mein Herr, sind der einzige Mensch, zu

dem ich Vertrauen fassen kann und welchem sich mein Herz öffnen wird. Ich richte eine Bitte an Sie, die Sie mir erfüllen werden, so weit es in Ihren Kräften steht; dafür bürgt mir Ihr Menschenwerth. Doch ehe ich Sie ausspreche, hören Sie meine Geschichte. — Nein, bei'm allmächtigen Gott!" — rief hier der bleiche Jüngling und seine Stimme schwoll zur Donnerkraft und er hob die Rechte wie zum Schwur in die Höhe und das Mondlicht umfloß die schwarze, hagere Gestalt geisterhaft und dehnte sie riesig aus. „Nein, ich bin kein Mörder! wie böse Zungen zischen; aber ich sah morden und fiel selbst, ein Opfer der niedrigsten Leidenschaft. Mein Glaube an Gott und die Menschheit ist zertrümmert, — mein Körper wandelt unter den Lebenden, aber er führt ein Scheinleben, dem die Seele mangelt. Meines Geistes Flügel sind gebrochen; unwillig windet sich mein Ich in den irdischen Fesseln, es lechzt nach Jenseits und wendet sich mit Ekel von der blutgetränkten Erde!" —

Er schwieg. Die Blitze seiner Augen erloschen, der Arm sank zurück und die gewohnte eisige Ruhe breitete sich wieder unheimlich über seine Gesichtszüge. Tief ergriffen vermochte ich kein Wort zu sprechen; maschinenmäßig folgte ich seinem Winke und ließ mich auf eine nahstehende Bank nieder. Augusti setzte sich zu mir und sah eine kleine Weile kalt und starr in die lautlose Nacht, als sammle er Erinnerungen längstvergangener Zeiten. Da zitterte eine Thräne in seinem Auge, er wischte sie sorgfältig ab, so daß der salzige Tropfen an seinem

Finger hing. Hoch hob er dann die Hand in die Höhe, daß der Tropfen im Mondlichte schimmerte und rief mit einem bittern Lächeln: „Eine Thräne? — ich eine Thräne?! — Ach ja!“ — setzte er dann wehmüthig hinzu, — sie gehört der Jugendzeit, die ich zu enthüllen bereit bin.“

„Es thut nichts zur Sache,“ begann der Erzähler, daß mein eigentlicher Name nicht Augusti ist. Die Folge dieser Geschichte wird lehren, warum ich einen fremden Namen annahm, obgleich ich mich des rechten nicht zu schämen hätte. Meine redlichen aber armen Aeltern verlor ich frühzeitig. Schon als ein Kind von acht Jahren stand ich unerfahren und hülflos in einer Welt, die sich wenig um mich bekümmerte, und ich würde bald aus Mangel einer sorgsamen Leitung verwildert und untergegangen seyn, wenn nicht ein, an sich unbedeutender, Zufall mir einen Beschützer zugeführt hätte, der mir zum zweiten Vater wurde. Ich spielte nämlich eines Tages mit andern Jungen meiner Bekanntschaft auf einer der Straßen meiner Vaterstadt. Wir hatten einen jungen Vogel gefangen, der, kaum flücke, dem Muthwillen meiner Kameraden zum Spielzeug diente. Das arme Thierchen schrie unter den Martern, die es ausstehen mußte, so erbärmlich und blickte mit seinen kleinen schwarzen Augen so flehend um sich, daß ich meinem Herzen nicht mehr gebieten konnte. Ich verlangte von meinen Spielgenossen die Freilassung des kleinen Gefangenen und da

sie mir nicht sogleich Folge leisteten, entspann sich ein Kampf, der des armen Geschöpfes Leben und Freiheit bezweckte und seinen Tod herbeiführte. Ich weinte bitterlich. Da trat ein gutgekleideter Herr zu mir, wischte mir die Thränen aus den Augen, sah mir in's Antlitz und sprach: „Du hast brav gehandelt, Kleiner; leide nie, daß man deine Mitgeschöpfe quäle.“ Damit nahm er mich bei der Hand und frug mich nach meinen Aeltern und sonstigen Verhältnissen, worauf ich ihm nach Kinderart geantwortet haben mag. Kurz, als er erfuhr, daß ich eine Waise sey, machte er mir den Vorschlag, ihm zu folgen. Ich nahm sein Anerbieten freudig an und wurde von ihm in eines der schönsten Häuser der Stadt geführt, welches ihm eigenthümlich zugehörte. Er gab mir Lehrer und sorgte von nun an überhaupt für meine Erziehung, wie es nur ein Vater für sein leibliches Kind zu thun vermag. Was mich aber hauptsächlich an ihn kettete, war die Güte, mit der er mich behandelte; eine Güte und Herzlichkeit, die sich in allen seinen Handlungen aussprach und die um so mehr gewann, als er seine Wohlthaten mit einer Anspruchlosigkeit ausübte, welche zur innigsten Gegenliebe zwang. Worte vermögen das Gefühl nicht auszusprechen, welches mich an ihn knüpfte; ich wurzelte in ihm mit meinem ganzen Seyn und war und lebte nur durch ihn.

Allmählig wuchs ich heran, und es entwickelte sich bei mir ein Hang zur Malerei, der meinen Wohlthäter bestimmte, demselben die nöthige Aufmerksamkeit zu

widmen; besonders da er selbst ein leidenschaftlicher Verehrer dieser himmlischen-Kunst war. Stunden lang saß der gute Mann an meiner Seite und sah den ersten schülerhaften Versuchen zu; gab mir Anleitung, das wahre Schöne in der Natur oder den Kunstgebilden, die mir als Modell dienten, zu finden und bildete so meinen Geschmack auf eine sichere und angenehme Weise. Ich erreichte das sechszehnte Jahr. Um jene Zeit wurde ich von einer Erscheinung überrascht, die den wohlthätigsten Eindruck auf mich machte. Eines Tages nämlich kam ein schwer bepackter Wagen an, aus welchem ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren hüpfte. Es war die Tochter meines Pflegevaters, sein einziges, geliebtes Kind, von welcher er mir so manchmal erzählt hatte. Die kleine Friederike hatte, nach dem Tode ihrer Mutter, eine nahe Verwandte zur Erziehung zu sich genommen und diese brachte nun die Aufgeblühte in die väterlichen Arme zurück. Friederike glich ihrem Vater auf ein Haar. Dieselben gemüthlichen Züge, dieselbe Güte des Ausdruck's, dieselben seelenvollen Augen. Sie war keine Schönheit, aber in ihrem Wesen lag ein Etwas, das unwillkührlich zu ihr hinzog.

Ich hatte sie kaum gesehen, als ich mich auch mit Zärtlichkeit an sie anschloß; einer Zärtlichkeit, die aus der zartesten Achtung entsprang, zu welcher sich aber bald tiefere, mir damals selbst unklare Gefühle gesellten, die, in unseren jungen Herzen Wurzel schlagend, das Aufkeimen einer glühenden Liebe verkündeten. In wenigen

Tagen waren wir vertraut wie wirkliche Geschwister und keines genoß eine Freude, nahm nicht das andere Theil daran. —

Es waren selige Tage, die ich damals verlebte — Tage eines reinen, unschuldigen Glückes. Ein tüchtiger Maler leitete meine Studien und jeder kleine Fortschritt in meiner Kunst war eine neue Freude für uns Alle. Ich stand in jener Lebensepoche, in welcher die Wissenschaften dem lernbegierigen Jünglinge ihre Tempel erschließen, in welcher der Ruhm seine Kränze zeigt und Welt und Leben uns in hellem Sonnengolde anblitzen. —

Nur eine Gestalt warf einen düsteren, dämonischen Schatten in unser stilles Paradies und ließ uns leise ahnen: daß ein finsteres Schicksal begierig laure, den Blüthenkranz unserer Freude tückisch zu zerreißen.

Augusti hielt inne; ein leises, kaum bemerkbares Lächeln spielte um seinen schön geformten Mund. Er schien im Geiste die Blüthengänge jenes Edens zu durchwandern, von dem er so eben gesprochen. Dann aber düsterten sich plötzlich seine Züge, sein Auge blitzte, seine Seele schien einen Fluch auszustoßen, der ihn selbst beben machte. Mehrere Minuten verstrichen, und als er seine gewöhnliche Ruhe wieder gefunden hatte, fuhr er leise fort:

„Jener Störer unseres Glücks war der Bruder meines Pflegevaters. Kaum ist es begreiflich, wie die Natur zwei so ganz verschiedene Wesen aus einem Schooße

hat erzeugen können. Wie Tag und Nacht, wie Licht und Schatten, standen sich beide Männer einander gegenüber. Der Oheim meiner Friederike mochte vielleicht damals noch kein Bösewicht seyn; aber sicher war er für die teuflische Idee empfänglich, jede Stunde bereit, ein Verbrechen zu begehen, wenn ihm solches einen wesentlichen Vortheil versprach. Er kam oft, blickte finster, sprach wenig und kurz, war unfreundlich gegen Jedermann und schien hauptsächlich mich und meine Schwester zu hassen. Indessen wagte er nichts gegen uns zu unternehmen und sein ganzer Zorn ließ sich einzig in beißendem Spott über meine künstlerischen Versuche aus. Wir mieden ihn, und athmeten hoch auf, wenn er das Haus verlassen. Selbst mein Wohlthäter schien die gleichen Gefühle mit uns zu theilen, ohne daß er dies indessen uns gezeigt, oder sich jemals etwas gegen den Bruder geäußert hätte.

Da änderten sich plötzlich die Umstände. Ein naher Verwandter beider Männer starb und hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen, welches jedoch, gegen alle Erwartung, laut Testament dem älteren Bruder, meinem Pflegevater, fast gänzlich zufiel. Friederikens Oheim war wüthend, denn Habsucht war ein Hauptzug seines Charakters.

Er beschuldigte seinen Bruder einer Erberschleichung; er überhäufte ihn mit Schmähungen aller Art und stieß Drohungen aus, die mich, der ich mit ganzer Seele, mit schwärmerischer Liebe und Verehrung an meinem

Wohlthäter hing, erbeben machten. Diesem Wüthen setzte der Universalerbe die größte Sanftmuth und Gelassenheit entgegen; stellte dem Aufgebrachten vor, daß er ja ein hinreichendes, sogar ein bedeutendes Vermögen besitze, dessen jährlicher Ertrag weit über seine Bedürfnisse reiche, zumal da er ledig sey; daß, ohne sein geringstes Zuthun, jenes Testament ihn selbst zum Haupterben ernannt habe und er gerne die ganze Erbschaft von sich weisen würde, wenn nicht seine Kinder, — denn der edle Mann stellte mich seiner leiblichen Tochter ganz gleich, — für ihre künftige sorgenfreie Existenz eines solchen Zuschusses bedürften. Der Oheim verließ, schäumend vor Wuth, das Haus, die gräßlichsten Verwünschungen durch die Zähne murmelnd. Noch seh' ich ihn, den Fürchterlichen, wie er im Weggehen einen durchbohrenden Blick auf mich warf und zähneknirschend sagte: „Auch Du sollst es büßen, Schurke!" —

In namenloser Angst verlebte ich die nächste Zeit, immer fürchtend, daß sich eine seiner entsetzlichen Drohungen gegen meinen zweiten Vater erfüllen, oder der gefürchtete Mensch wiederkehren würde. Ich hatte mich getäuscht. Der Geheimerath, denn diesen Titel führte der Bruder meines Pflegers, blieb weg. Er hatte den Versuch gewagt, das Testament des Erblassers umzustoßen, und verwandte alle ihm zu Gebot stehenden Mittel und Kräfte darauf, den angeregten Prozeß glücklich durchzuführen.

So sehr sich Friederike und ich nun über das

Verschwinden des finsteren Verwandten freuten, so sehr mußten wir auf der andern Seite bedauern, die gewohnte Heiterkeit unseres guten Vaters allmählig entweichen zu sehen. Der redliche Mann grämte sich unaufhörlich über den entstandenen Bruderzwist, welcher, trotz aller seiner Bemühungen, nicht beizulegen war.

Das fröhliche und gemüthliche Leben in unserem Hause war entwichen. Der Vater schwieg. Ich ging muthlos an meine Arbeit und auch Friederike war ernster geworden. Nur in ihrem Umgange fand ich noch Erholung und Glück. Nicht als ob wir uns gegenseitig Liebeserklärungen gemacht, und in ideellen Welten geschwärmt hätten, — nein! wußten wir doch selbst das Gefühl nicht zu nennen, noch zu deuten, das uns aneinander knüpfte; wir hielten es unbefangen für geschwisterliche Zuneigung, während es, tief in der Seele gewurzelt, die glühendste Liebe war.

Ein Jahr verstrich, da brachen in Spanien die Unruhen aus. Die Staatspapiere fielen und der Geheimerath verlor den größten Theil seines Vermögens an einem Tage. Die Nachricht — ich gestehe es — entlockte mir eine geheime Freude. Ich hinterbrachte sie mit einem gewissen triumphirenden Tone meinem Vater. Aber ein Blick! — ein Blick, den ich nie vergessen werde, strafte meine Bosheit. Der herrliche Mann that noch an demselben Tage lebhafte Schritte zu einem Vergleich zwischen ihm und seinem Bruder. Dieser indessen, durch die Schläge des Geschickes aufgereizt, schlug die dargebotene

Bruderhand aus und arbeitete, gehässiger als je, an dem Umsturze des Testamentes. Endlich erschien das Urtheil. Mein Pflegevater blieb in seinem Rechte und der Geheimerath ward in den Kostenersatz verurtheilt. Er war vernichtet.

Augusti holte tief Athem, als schöpfe er nach Luft und Kraft, das Kommende zu erzählen, dann hub er nach einer kleinen Pause neuerdings an:

„Hier beginnt der unheilschwere Theil meiner Geschichte. Hören und staunen Sie über das unerhört Gräßliche, welches ein Menschenherz auszubrüten im Stande ist.

Es blieb mir unbekannt, welche Schritte mein Wohlthäter gethan, eine Versöhnung mit seinem Bruder hervorzurufen. Sie fand Statt. Der Geheimerath erhielt im Stillen und auf die schonenste Art Unterstützungen und besuchte wieder unser Haus. Was aber meine Verwunderung auf das Höchste steigerte, war, daß der sonst so gehässige Oheim nun lächelnd und schmeichelnd einherschlich und gegen seinen Bruder, ja sogar gegen Friederike und mich, beinahe zärtlich ward.

Ein nicht zu beschreibendes Gefühl — ein Gefühl, wie es ein Mörder haben mag, wenn ihm, einen Augenblick vor seiner Hinrichtung, der frömmelnde Pater mit lächelndem Munde Trost zuspricht — zerriß mein Inneres, wenn der Gedachte, neben meiner Staffelei stehend, mit flachem Lobe die unbedeutenden Versuche meines Pinsels

jetzt eben so übertrieben erhob, als er sie in früheren Zeiten getadelt. Scharf und wachsam beobachtete ich ihn und gewahrte mit Schaudern, wie oft — und gemeinlich nach einem freundlichen oder schmeichelnden Worte — seine Augen funkelnd hin und her rollten und deutlich die Verzweiflung und den Rachedurst aussprachen, der in seinem Innern tobte.

Ich hatte das Bild meiner Schwester gemalt. Es war das Beste, was mein Pinsel bis dahin geliefert, denn ich hatte es mit der glühenden Begeisterung gearbeitet, die eine so heilige, eine so tiefe Liebe einzuflößen vermochte. Das Bild stand noch auf der Staffelei in meinem kleinen Atelier. Eines Abends kehre ich von einem Spaziergange zurück und will noch einen Blick auf die geliebten Züge meines Werkes werfen. Ich nähere mich meinem Zimmer, welches ich, wie gewöhnlich, beim Weggehen verschlossen hatte, und erstaune, als ich darin sprechen höre. Leise hinzutretend, erkenne ich die Stimme des Geheimeraths. Da ich sonst Niemanden höre, bücke ich mich zum Schlüsselloch. Siehe, da stand der Bösewicht vor dem Bilde, die linke Hand drückte krampfhaft sein Herz, in der rechten zuckte er einen Dolch und leise, zähneknirschend, hört ich ihn sagen: „Dir und deinem Vater gilt dies Eisen, nur über Euern Gräbern blüht mein Glück!"

Ich taumelte zurück, ich glaubte zu träumen, ich faßte nach der glühenden Stirne, da öffnete sich die Thüre und der Geheimerath tritt mir entgegen, meine letzte Arbeit auf's Höchste lobend. — — —

Acht Tage nachher bringt man meinen Pflegevater auf einer Bahre nach Hause. Er war auf der Jagd gewesen und sollte von Wilddieben meuchlerisch erschossen worden seyn.

Lange lag ich bewußtlos über seine Leiche hingestreckt. Als ich erwachte, als ich die theuern, die heiligen Züge des Ermordeten mit unzähligen Küssen und Thränen bedeckt, fing erst mein Geist wieder an, sich zu sammeln. Ich richte mich auf, ich suche mich zu überzeugen, ob denn das Gräßliche wirklich geschehen sey? — Da traf mein Auge auf ein neues Jammerbild. Friederike lag in den heftigsten Convulsionen.

Ich kann mich nicht mehr deutlich entsinnen, was ich hierauf gethan, noch was ich gedacht habe. Nach längerer Zeit erst fiel mir der Geheimerath ein. Ich schrie laut auf, so daß mich die Umgebung für wahnsinnig hielt. Aber ehe sie sich noch meiner versichern konnten, war ich entschwunden. Das Geheimniß jener Scene im Atelier lag vor den Ohren der Gerichte.

Man fand es höheren Orts für gut, mich für die Dauer des Prozesses unter polizeiliche Aufsicht zu stellen und wies mir daher ein reinliches Zimmer an, in welchem ich mit Aufmerksamkeit behandelt wurde. Nach einigen Verhören wurde ich mit dem Bruder des Ermordeten, welcher um die Zeit der That auf einer kleinen Reise gewesen seyn wollte, confrontirt. Fest und ruhig bestätigte ich meine Aussage. Der Angeklagte leugnete mit der

größten Kaltblütigkeit. Zeugen konnte ich keine stellen und so endete dieses Verhör ohne weiteren Erfolg.

Acht Wochen, in welchen ich an einer Art Geistes-lähmung litt, waren mir fast unbewußt verschwunden. Ich hatte während dieser Zeit mein Zimmer nicht wieder verlassen. Jetzt kündigte man mir die Niederschlagung des Prozesses, wegen Mangel an Beweisgründen, und meine Freilassung an. Ich staunte. Ich war fest überzeugt, und bin es noch heute, daß der Geheimerath, wo nicht selbst der Mörder, doch der Anstifter der unglücklichen That gewesen sey — und dennoch sah ich ihn freigesprochen! —

Jetzt war ich wirklich nahe daran, meinen Verstand zu verlieren. Mechanisch begab ich mich nach unserem alten Hause. Alles war leer. Ein fremder Mann benachrichtigte mich: der Herr Geheimerath habe die Stadt verlassen und sich mit Fräulein Friederike nach München begeben. Für mich fand ich, außer meiner kleinen Garderobe, nichts, als mein theures Bild und einen Brief des Herrn Oheims, der mir in den strengsten Ausdrücken verbot, ihm je wieder vor die Augen zu kommen. An Geld blieb mir eine kleine Sparbüchse, in welche ich in besseren Zeiten die Geschenke meines gütigen Pflegevaters gethan.

Ohne Zeit zu verlieren, machte ich mich auf den Weg nach München. Kaum reichte meine kleine Baarschaft für die ziemlich weite Reise. Ich komme an, forsche und entdecke bald den Verhaßten. Aber vergebens

suche ich Zutritt zu erhalten. „Er bewohnt ein Haus, dessen Hintergebäude einen tiefen Hof bilden. Eine alte, halb taube Magd und ein bleiches Frauenzimmer, das man aber nur höchst selten am Fenster der inneren Gebäude sieht, machen seine ganze Gesellschaft."

Dies waren die Auskünfte, die ich über ihn und meine arme Friederike erhalten. Hie und da murmelte man von Grausamkeiten, die das bleiche Kind zu ertragen habe; denn oft hatten die neugierigen Nachbarn in den stillen Abendstunden ein leises Gewimmer in den Zimmern des Hinterhauses gehört. O! er war fähig, der Verruchte, die Unschuldige systematisch zu Tode zu quälen.

Jetzt vermochte ich mich nicht länger zu halten; ich stürze nach der Wohnung des Brudermörders, fest entschlossen, das Aeußerste zu wagen — und werde von der Polizei empfangen, als politischer Vergehen verdächtig eingezogen und nach vier Wochen Arrest des Landes verwiesen.

Seit jener Zeit lebe ich hier unter fremdem Namen. Aber ich war nicht unthätig! Noch einmal, zum letztenmale habe ich den Pinsel ergriffen. Wolle Gott, daß sein Racheengel mir die Hand geführt und der Blitz der Gerechtigkeit das Haupt des Schuldigen treffe! —

Ich habe ein Bild vollendet, und dies Bild bitte ich Sie, dem Mörder zu übergeben: es ist in einer kleinen Kiste verborgen. Oeffnen Sie dieselbe nur in Gegenwart des Geheimeraths. Indem Sie thun, als ob Sie

von Frankfurt kämen und ihm ein Geschenk von einem Bekannten, dessen Namen ich Ihnen noch bezeichnen werde, brächten, haben Sie vielleicht Gelegenheit, meine unglückliche Friederike zu sehen, zu sprechen, vielleicht ....."

„Vielleicht zu retten!" rief ich aus und sank, im Innersten erschüttert, dem Gemarterten um den Hals.

Die aufgehende Sonne beleuchtete zwei Freunde, deren Seelen in einander flossen.

Welchen mächtigen Einfluß die Seelenstimmung auf die uns umgebende Außenwelt hat, gewahrte ich nie deutlicher, als bei meiner jetzigen Ankunft in München. Dies neue Athen, in dem ich in früheren Zeiten öfter von Schönheit zu Schönheit getaumelt war und reiche Ernten gehalten hatte in Lust und Erfahrungen, lag jetzt wie ein Kerker der Unschuld vor meinen Augen und die Pest des Lasters schien mir die ganze Atmosphäre vergiftet zu haben.

Den Jahren entwachsen, in welchen sich die jugendliche Phantasie in Schwärmerei und Idealismus badet, hatten mich dennoch Augusti's Schicksale so ergriffen, daß ich einen Theil seines finsteren Wesens angenommen. Mein Herz schlug ungeduldig, die stille Dulderin dem feigen Mörder zu entreißen. Vielleicht war ich zu schnell in meinem Urtheil, zu befangen im Glauben an des Jünglings Worte; konnte er sich nicht getäuscht haben? — Konnte nicht ein unglückseliger Zufall jene wilde Drohung, (wohl nur die Frucht einer momentanen Aufregung)

in Erfüllung gebracht haben? Aber mein Philosophiren half nichts. Mit unauslöschlichen Farben stand vor meiner Seele das Bild jener Nacht, die einen Haß entzündet hatte, den nur die vollgültigste Strafe des Bösewichts tilgen konnte.

Angekommen, eilte ich die Wohnung des Geheimeraths zu suchen. Endlich stehe ich vor dem verhängnißvollen Hause. Hoch schlagen alle Pulse, mein Athem stockt. Ich schelle, werde von einer alten Magd empfangen und dem Hausherrn vorgestellt. Ich erwarte einen hohläugigen Mann, auf dessen Gesicht die Leidenschaften jene leicht erkennbaren Züge der Verworfenheit eingegraben haben, und ein kräftiger, von frischer, gesunder Farbe tritt mir entgegen. Die markirten Züge künden indessen Härte und Kälte und nur das Auge verräth eine Unruhe, von der sein Aeußeres nichts zu wissen scheint.

Als ich den Namen des Mannes genannt, von welchem ich angeblich kommen sollte, verlor sich die Strenge des Geheimeraths zu einer ceremoniellen Höflichkeit. Das Gespräch berührte nur gleichgültige Gegenstände, bis ich endlich des Bildes erwähnte, welches ich ihm überbringen sollte. Der Abend desselben Tages ward mir zur Ueberreichung anberaumt und da ich nichts von Friederiken gewahrte und keinen Verdacht erregen wollte, verabschiedete ich mich nach einer peinlich durchlebten Stunde. Es war 12 Uhr des Morgens. Der Tag schlich mit

entsetzlicher Trägheit dahin. Meine Aufregung war nicht zu mäßigen.

Endlich schlägt die Stunde, in welcher ich wieder erscheinen konnte und der Wagen brachte mich mit meiner Last an den bestimmten Ort. Aber wer beschreibt meine unangenehme Ueberraschung, als ich in den Zimmern des Geheimerathes eine zahlreiche Gesellschaft von Männern finde. Gerne würde ich mich wieder entfernt haben, doch war es zu spät, der Hausherr hatte mich gesehen und stellte mich den Anwesenden vor. Das Kistchen wurde der alten Magd übergeben, mit dem Auftrage es zu öffnen und das Bild in dem Schlafgemache des Herrn aufzuhängen, damit es sofort die ganze Gesellschaft sehen und bewundern könne.

Man setzte sich nach einiger Zeit an die Tische, spielte hoch und trank viel; der Geheimerath am meisten. Eine ewige Unruhe schien ihn innerlich zu peinigen und Qualen mochten wohl unter jener äußeren Ruhe liegen; wie selbst unter schneebedeckten Höhen oft die wilde Gluth der Vulkane kocht. — Das Bild schien vergessen und ich freute mich darüber, denn die Gegenwart so vieler Männer stimmte nicht zu der Ueberraschung die es machen sollte.

Spät ging man zur Tafel und erst die Mitternacht trieb die Gesellschaft auseinander. Ich hatte mich in einen Winkel gedrückt und alle Anderen weggehen lassen. Als sie sich aus dem Zimmer entfernt, seufzte der Wirth hoch auf und stöhnte, sich allein glaubend, ein beklommenes: „Gottlob!“ — dann stürzte er noch ein volles

Glas Champagner hinunter und warf sich auf einen Sopha. Der Kopf schien ihm schwer und glühend. In diesem Augenblicke machte ich ein kleines Geräusch, er fuhr entsetzt auf und rief zitternd: „Wer da?! — Sie, Herr? — Was wollen Sie noch so spät, warum belauschen Sie mich?“ —

„Entschuldigen Sie, Herr Geheimerath,“ entgegnete ich ruhig, „ich habe Sie nicht belauschen wollen, noch belauscht. Sie vergaßen das Bild, welches ich Ihnen mitgebracht; denken Sie es nicht noch zu sehen? — ich muß gestehen, daß ich neugieriger als Sie bin.“

„Das Bild, ja so!“ sagte er freier aufathmend. „Bei'm Himmel! ich hatte es ganz vergessen. Nun kommen Sie, es hängt in meinem Schlafzimmer.“

Mit diesen Worten nahm er einen Girandol und ging mir voran. Die nahe Thurmuhr schlug zwölf.

Er öffnete das Schlafgemach, trat der Wand entgegen, an welcher das Gemälde hing und hob das Licht hoch auf, um den Gegenstand zu erkennen.

In diesem Augenblicke entfuhr ihm ein Schrei des Entsetzens — ein Schrei, den ich in der Stunde meines Todes noch hören werde, — ein Schrei, der wie tausend Messer durch Mark und Bein mir drang — ein Schrei, der die Hölle selbst hätte beben machen.

Ich konnte die Ursache nicht gewahren, denn der Armleuchter war ihm entfallen. Erst als die alte Magd mit Licht herbei eilte, sah ich eine Scene des Entsetzens.

Der Geheimerath stand erstarrt. Der linke Arm,

welcher den Girandol gehalten, war noch ausgestreckt, die rechte Hand grallte sich krampfhaft auf der Stelle des Herzens zusammen. Die Haare gesträubt, stierten die Augen unbeweglich auf das Bild. Unwillkührlich folgten die meinen dieser Richtung. Da schwankten meine Knie', kaum vermochte ich mich aufrecht zu erhalten, denn aus tiefer Nacht tauchte, von sanftem Lichtglanze umflossen, der Engel der göttlichen Gerechtigkeit hervor. Eine unaussprechliche Würde, ein heiliger, zerschmetternder Ernst strahlte aus seinen hehren Zügen. Die Rechte zum Himmel erhoben, mahnte er an die Allwissenheit Gottes, die Linke zeigte dem vor ihm fliehenden Sünder das abgelaufene Stundenglas. Im Hintergrunde steigt blutig die Morgenröthe auf, und wirft ihr zweifelhaftes Licht auf das grasse Antlitz eines Ermordeten. — Der Todte war der Pflegevater Augustis; der Mörder trug die Züge des Geheimeraths. —

Als ich mich einigermaßen erholt hatte, versuchte ich den Betäubten zu erwecken. Umsonst, ein Starrkrampf hatte sich seiner bemächtigt. Ich bemühte mich darauf der Alten, die nichts von dem Allen begriffen, verständlich zu machen, daß man nach einem Arzte laufen müsse. Sie nickte und verließ bestürzt das Haus. Eine lange Zeit verstrich ohne daß sie wiederkam; auch war der Krampf noch immer nicht gewichen. Während dessen hatte ich Friederiken gesucht, aber alle Thüren, welche nach dem Hinterhause führten, sogar die Zimmer, deren

Fenster in den Hof gingen, waren fest verschlossen. Ich verließ nun das Haus, um selbst Hülfe zu suchen. Doch Alles schlief, ich war wenig in diesem Stadttheil bekannt, verfehlte den Weg und fand mich erst nach einer halben Stunde wieder zurecht. Als ich an das Haus kam, war es verschlossen. Ich schellte, man antwortete nicht. Ich wußte mir selber nicht mehr zu rathen; mein Gehirn war in fieberhafter Aufregung und ich beschloß daher, diesen unheimlichen Ort zu verlassen und zu Hause den Morgen abzuwarten.

Ein betäubender, unnatürlicher Schlaf folgte der langen Seelenanstrengung. Ich erwachte um neun Uhr. Rasch angekleidet, eile ich neuerdings dem Hause zu, finde es offen, laut, geräuschvoll, mit Menschen angefüllt. Ich eile die Treppe hinauf, folge dem Schwarm und finde die Polizei beschäftigt — einen Erhängten abzuschneiden. — Es war der Geheimerath.

Eine abermalige gerichtliche Untersuchung, in welche auch ich diesmal verflochten war, fand statt.

Treu, der Wahrheit gemäß, gab ich, was mir von der Sache bekannt war, zu Protokoll und erfuhr dabei die weiteren Vorfälle jener merkwürdigen Nacht. Als ich nämlich kaum das Haus des Geheimeraths verlassen, kehrte die alte Dienerin mit einem Arzte zurück. Sie kamen zur rechten Zeit, denn der Kranke fing eben an, sich zu erholen. Er hatte das Schlafzimmer verlassen und sich in die Wohnstube begeben, in welcher er eine

Masse Lichter angezündet. Barsch und finster wies er indessen alle Hülfe zurück und der Dokter mußte, trotz allen Vorstellungen, ohne Weiteres das Haus verlassen, während die Magd nach sorgfältigem Verschluß der Hausthüre zu Bette geschickt wurde. Das Ende ist bekannt. Gewissensbisse, aufgeschreckt durch die blutigen Züge des Bruders und die Mahnung des Engels der Gerechtigkeit, mochten den Sünder verfolgt und ihn in einem Anfalle von Wahnsinn zum Selbstmörder gemacht haben.

Die Zeugnisse des Arztes und der Magd retteten mich von schwerem Verdachte und führten ein baldiges Ende des gerichtlichen Verfahrens herbei. Friederike wurde sofort als rechtmäßige Erbin des hinterlassenen Vermögens eingesetzt.

Bis zum Tode des Geheimenraths hatte ich das Mädchen nicht gesehen. Erst bei Gerichte wurde meine Sehnsucht befriedigt.

Von schlankem Wuchse und einer feinen, eleganten Taille, deutete ihre ganze Gesichtsbildung eine Sanftmuth an, die durch schwere Prüfungen zur Grundlage ihres Charakters geworden war. Die Blüthe der Jugend hatte langer Gram abgestreift und welk und müde neigte sich das Haupt, wie die Krone einer vom Sturm zerknickten Lilie. Es lag etwas unaussprechlich Rührendes in ihrem ganzen Wesen, das durch seine Seltenheit nur um so reizender wurde. Ich beneidete Augusti um die schmerzliche Seligkeit, dies ätherische Wesen lieben zu dürfen.

Auf die Frage, wie sie ihr Oheim behandelt habe, entquoll ein tiefer Seufzer ihrer Brust und sie antwortete einzig: „sehr grausam!“ Mehr konnte man ihr hierüber nicht entlocken. Die Wiedergabe ihres Vermögens machte keinen merklichen Eindruck auf sie und was mich auf's Höchste erstaunte: sie nahm die Nachricht von Augusti und seiner treuen Liebe mit einer Ruhe auf, die mich für meinen Freund beben machte. Ein leises, kaum angedeutetes Lächeln spielte um ihren Mund, dann drückte sie mir mit Wärme die Hand und sagte:

„Ich möchte München so bald als möglich verlassen und wünschte durch Sie an den Aufenthaltsort meines Bruders gebracht zu werden, da er Baiern nicht betreten darf. Erlauben es ihnen die Geschäfte, welche Sie hier haben, so bitte ich Sie um diese Gefälligkeit. Ich bin der Welt fremd und entfremdet. Sie liegt für mich reizlos im Halbdunkel der Vergangenheit. Der Kern meines irdischen Lebens ist zertreten und nur von dem Bruder möchte die langsam Sterbende bis zu jenem Hügel geleitet werden, um welchen die reinen Lüfte eines höheren Lebens säuseln.“

Hätte sie von mir die höchste Aufopferung verlangt, ich hätte sie freudig und ohne Zögern geleistet. Wie gerne nahm ich daher ihren Vorschlag an, meine Geschäfte auf die baldige Rückkunft verschiebend.

Ihr schwärmerisches Wesen war nicht die Frucht einer Ueberbildung, eine durch Romanen lesen angenommene Affectation; es war die Folge eines qualvoll

zertretenen Herzens und jeder Unbefangene mußte im Stillen die Voraussagung ihrer nahen Auflösung bestätigen.

Ich betrieb die Aufnahme ihres Vermögens mit Eifer und in wenigen Wochen befanden wir uns in den Mauern Heidelbergs.

Am Bodensee, dem alten berühmten Constanz gegenüber, unweit des Städtchens Mörseburg liegen auf einer mit Wein bepflanzten Anhöhe zwei nette Häuschen von einem blumenreichen Garten umschlungen. Sie glänzten mir in ihrem reinlichen weißen Anstriche mit den grünen Jalousien schon aus weiter Ferne entgegen und dienten mir zum Leitsterne, als meine Barke über den See tanzte.

Ein herrlicher Oktobertag hatte die Erde erfreut, ein noch herrlicherer Abend folgte demselben. Der Himmel strahlte im reinsten Blau, und spiegelte sich in der tiefen Fluth. Die Schneegebirge der Schweiz erglühten in einem sanften Blüthenrothe und von den lachenden Ufern tönte das Abendgeläute. Ein Bild des Friedens lag die Welt, und dennoch schlug mein Herz so ungestüm mitten in dieser Ruhe. Es war die Erwartung, es war die Furcht, geliebte Wesen nicht mehr unter den Blüthen der Erde zu finden.

Jetzt nahte ich mich mehr und mehr den Ufern. Ich hätte fliegen mögen und konnte mich vor Ungeduld kaum mehr fassen. Keinen Augenblick verlor ich die weißen Häuschen aus den Augen. Jetzt war ich ganz

nahe der Bucht; da schwebten Töne an mein Ohr, die mich mit Hoffnung, mit Wehmuth, mit Entzücken erfüllten. Es waren Harfenklänge, zu welchen eine schwache aber melodische Stimme folgende Verse des großen Dichters sang:

„Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach! wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin."

Leise und immer leiser schwammen die Laute zu mir heran und fielen schwer auf meine Seele, wie eine trübe, unglückselige Ahnung. Als sie verklungen, eilte ich den Hügel hinauf und stand bald vor einer dichten Laube, in welcher mein Freund Augusti neben seiner angebeteten Friederike saß, in deren Armen die Harfe lag.

Ich wollte ihnen freudig entgegen eilen und sank dem Freunde weinend an den Hals.

Beide errieten leicht die Ursache dieser Thränen; sie galten dem süßen Mädchen, dessen zerfallenes Aeußere ihren nahen Tod verkündete.

Aber diese seltenen Menschen waren gefaßter als ich. Sie kannten ihr Schicksal und trugen eine Seligkeit im Herzen, die nur der zu ahnen vermag, der selbst dem Leben entsagt, einzig und in vollem Bewußtseyn einem höheren Seyn entgegen reift. Beide in dem Wunsche

vereint, den Rest ihres Lebens, welcher, vorzüglich bei Friederiken, nicht mehr groß seyn konnte, vereinigt zu durchwallen — beide durch ihre schweren Leiden den irdischen Vergnügen entwöhnt, beschlossen sie, im Schooße der Natur, in ungestörter Stille, sich und ihrer geistigen Vollendung zu leben. Bruder und Schwester, wohnten sie in den beiden Häuschen, welche die Blumenrabatten des Gartens liebend umschlangen. Ein solch ungetrübt stilles Glück konnten nur so geprüfte Herzen finden.

Ich weilte vierzehn Tage in ihrer Nähe und brachte die meiste Zeit bei ihnen zu. Unvergeßlich werden sie mir bleiben, jene Stunden, in welchen mein Geist durch das Leben dieser einfachen Menschen in eine Seligkeit versetzt wurde, die ich nirgends wiederfinden konnte. — — Es war die praktische Darstellung einer Fichte'schen Philosophie im vollendetsten Maße.

Ehe ich schied, nahm mich Augusti bei der Hand und führte mich in den entferntesten Theil des Gartens. Hier öffnete er mir ein kleines Kapellchen, das ich, da es von Gebüsch rings umschattet war, noch gar nicht entdeckt hatte. Wir traten ein. Im Dämmerscheine erblicke ich einen kleinen, einfachen Altar, auf welchem ein frischer Blumenkranz als einzige Zierde ruhte. Ueber demselben hing ein Bild, von einem grünseidenen Vorhange bedeckt. Augusti zog ihn weg; es war seine letzte Arbeit, jenes Gemälde, welches einst so furchtbar auf den Geheimenrath gewirkt hatte.

„Hier," sagte er nach einer Pause und öffnete am

Fuße des Altars eine Thüre, welche eine kleine Gruft zeigte, — „hier werden Friederike und ich einst vereint schlummern. Der Arzt glaubt nicht, daß sie den kommenden Sommer mehr sehe; ist sie heimgegangen, so folge auch ich bald. — Rede mir nicht!“ — fuhr er fort, als er sah, daß ich sprechen wollte; — „Wir sind keine Kinder. Wir suchen weder den Tod, noch fliehen wir ihn, doch ist er, wenn er kömmt, ein willkommener Freund. —— Du bist, da ich muthmaßlich nach meiner Schwester sterbe, mein Erbe in dieser kleinen Besitzung. Halte diese Stelle heilig; sie umschließt zwei Menschen, die nach so manchem Sturme hier den Hafen der Ruhe fanden!“ —

So sprechend, zog er mich an sein Herz und ich hatte kaum Kraft genug, mich männlich zu beweisen.

Ich schied.

Der Frühling brachte neue Blumen, aber eine nahm er hinweg.

Zwei Jahre später war ich Besitzer jenes Erdenfleckes, auf dem ich die seligsten und die trübsten Stunden verlebt habe.

Jedes Jahr, wenn der laue Zephyr des Frühlings zu wehen beginnt, besuche ich den Bodensee und das Grab, welches meinen Augusti mit seiner Geliebten vereinigt. Dann ziehe ich den Vorhang von jenem Bilde zurück und betrachte, durchbebt von Schauer, Andacht und unaussprechlicher Wehmuth, den Engel der göttlichen Gerechtigkeit.

Der Regent. *

Wer sitzt dort beim Feuer, in nächtlicher Stille,
Und stützet das sinnende Haupt auf die Hand?
„Der Furchtbare ist es, deß mächtiger Wille
„Gebot einst vom Nil bis zum Moskawa Strand!"
Es schweifet sein Blick auf den dunkelen Fluren,
Die weithin das schlafende Leipzig umfahn;
Er forschet umsonst ob den blutigen Spuren,
Woher ihm so gräßlich das Unglück möcht' nahn.
Da schüret der Sturm mit erneueter Wuth,
Zur prasselnden Flamme die düstere Gluth.

Und staunend erblickte der Schlachten-Gebieter
Im flackernden Schein einen würdigen Greis;
Es rauschen bewend um die nervigen Glieder
Die Falten des Kleides, in schimmerndem Weiß.
Es ruht ihm im Arme des Sängers Vertraute,
Die goldene Harfe, vom Lorbeer umlaubt.
Ihm haben die Zeiten, wie lang er ergraute,
Der silbernen Locken nur wen'ge geraubt.

* Ein aus den Minen von Partial in Ostindien, (20 Meilen von Mazulipatan) kommender Diamant. Er beträgt 136 1/4 4/6 Karat an Gewicht, ist 14 Linien lang, 13 1/4 Linien breit und 9 1/3 Linien dick, und hat den Werth von 5 Millionen Livers, oder drei Millionen Thaler.

Sein würdiges Haupt und sein flammender Blick,
Sie drängen des Staunenden Zornwort zurück.

„Erlaubt mir," beginnt er, indem er sich beuget,
„Erhabener Kaiser, nur einen Gesang;
„Daß rasch er die düsteren Falten verscheuchet,
„Die kommende Sonne, sie zögert noch lang!" —
Dem nickte der Herrscher. Es klangen die Saiten,
Es brauste der Sturmwind, es flammte die Gluth
Und rings umher scheinen die träumenden Heiden
Geröthet, von menschenvergossenem Blut.
Und lauter und lauter, mit mächtigem Klang,
Ertönte des Barden begeisterter Sang:

Im Strahl der Sonne spielen
Geschöpfe mancher Art;
Doch birgt der Erde Tiefen
Auch Wesen fein und zart.

Hier glänzt in dunkler Höhle
Des Goldes sanfter Schein;
Es schmückt die weiten Hallen
Krystall und Edelstein.

Es ruhn auf mächt'gen Säulen
Paläste sonder Zahl;
Sie sind von luft'gen Wesen
Bewohnet allzumal.

Es leben hier die Nimpfen
Der Quellen warm und kalt;
Sie geben gar geschäftig
Dem Wasser Heilgewalt.

Wo uns der Reichthum blühet,
In Wald und Feld und Flur,

Da zeiget sich ja täglich
Der sanften Wesen Spur.

Dort wohnen auch die Gnomen,
Die schmieden zart und fein,
Von Gold und reinem Silber
Manch Spielwerk nett und klein. —

Sie wirken hier und schaffen
Und bilden selbst ein Reich;
Auch liebt und haßt ihr Busen,
Den Menschenkindern gleich.

So, in Ostindiens Bergen,
Lebt einst ein König: Knuh,
Der sucht in tiefen Schluchten,
Des bangen Herzens Ruh.

Ihm war sein Weib entführet,
Er sucht und fand sie nicht;
Drob thronte stiller Kummer
Auf seinem Angesicht.

Und fiel ein Thränchen nieder,
Ward's baß zu hartem Stein;
Doch glänzt es selbst im Dunkel
In reinem Demantschein.

So hat er lang geweinet,
In seiner stillen Kluft,
Da drang, mit kalten Strömen,
Zu ihm des Tages Luft.

„Wer hat mein Haus geöffnet?
Rief er, von Schrecken fahl,
„Wer steigt zu mir hernieder,
„Zu spotten meiner Qual?“ —

Da kamen rauhe Menschen
Und rissen voller Gier,
Rings von den dunklen Wänden
Der bunten Steine Zier.

Sie pochten laut und gruben
Und suchten hier und dort,
Und Alles was sie fanden,
Das trugen keck sie fort.

Drob grämte sich der König.
Aus seinen Augen schlich
Ein Strom von heißen Zähren:
„Warum verscheucht ihr mich?“

„Habt ihr im Reich des Tages
„Der Güter nicht so viel,
„Daß ihr aus Geiz und Habsucht
„Mir raubt mein einzig Spiel.“

Und als er so gesprochen,
Da wird in seiner Hand,
Aus aufgefangenen Thränen,
Ein prächt'ger Diamant.

Er rief: „Sey du mein Rächer,
„Es soll dein heller Schein
„Für den, der dich besitzet,
„Stets Fluch und Unheil seyn!“

Er floh zur tiefsten Tiefe;
Man folgte seiner Spur,
Doch fand man nie den König,
Die hellen Thränen nur. — — —

Noch rauschten der Harfe melodische Klagen,
Als längst sich geschlossen der warnende Mund.

Die schwärzlichen Wolken vom Nordwind getragen,
Sie machten noch immer den Morgen nicht kund.
Da winkte der Herrscher, es klangen die Saiten,
Es heulte der Sturmwind, es flammte die Gluth,
Und ringsumher schienen die schlafenden Heiden
Geröthet, von menschenvergossenem Blut.
Und wieder ertönte, mit mächtigem Klang,
Des nächtlichen Barden begeisterter Sang:

Ein Sclave weilt in tiefer Kluft,
Er athmet schwer die dicke Luft,
Und sucht die Schätze blank und werth,
Die seinem Herren sind beschert.

Da blinkt ihm, schier wie Sonnenschein,
Ein wundervoller Demantstein.
„Ach!“ seufzt er trüb,“ Du schöner Stein,“
„Du könntest mein Erretter seyn.“

Doch hält das Mißtraun seines Herrn
Vom Sclaven alle Kleidung fern.
Vergeblich wäre sein Bemühn,
Den Späheraugen zu entfliehn.

Noch zürnt er trauernd dem Geschick;
Da heitert plötzlich sich sein Blick.
Er schneidet in die Seit' gewandt,
Sich eine Wund' mit eigner Hand.

Drauf senket er in's blut'ge Grab
Den unheilvollen Stein hinab.
So bringt des kecken Sclaven Trug
Zum Tageslicht des Königs Fluch.

Als nun die stille Nacht sich neigt.
Der Sclave mit dem Schatz entweicht,

Und findet bald, im nahen Port,
Den Freund an dem bestimmten Ort.

Der kaufet rasch, für wenig Geld,
Den schönen Schmuck der Unterwelt.
„Wohl führ ich dich, hier meine Hand,
„Auch sicher in dein Vaterland!

O hätt' er nimmer ihm getraut! —
Denn siehe, eh' der Morgen graut,
Verletzt der Schiffherr frech sein Wort
Und wirft den Sclaven über Bord.

Des Meeres Wogen schließen sich,
Du Unglückselʼger, über dich.
Was warʼs nun, was der Stein dir gab? —
Nach tiefem Schmerz, ein nasses Grab!

Auch dich, Verräther, traf der Fluch,
Bekamest du auch Gold genug;
Denn was du auch erlöset hast,
Ist schnell verschwendet, schnell verpraßt.

Und in dem Innern reget sich
Ein Richter, streng und fürchterlich;
Es tönt dir hier, es tönt dir dort,
Bei Tag und Nacht, ein furchtbar: „Mord!"

So treibt es ihn zum Felsenhang;
Hier schaut er in die Fluth, so bang.
Es zog ihn, mit dämonscher Macht,
Hinunter in des Todes Nacht.

Des Meeres Wogen schloßen sich,
Du Unglückselʼger, über dich! —
Was warʼs nun, was der Stein dir gab? —
Nach kurzer Lust, ein nasses Grab. —

Die Rache hat den Stein gemacht,
Die Habsucht ihn zur Welt gebracht,
Der Ehrgeiz schwingt in mächt'ger Hand
Den Stein nun über Meer und Land!

Er traf an manchem heißen Tag,
Manch armes Volk mit hartem Schlag.
Er hat den größten Mann verblendt,
Daß er die wahre Größ verkennt.

Bei Jena, Friedland, Eilau bracht
Er blut'ge Siege seiner Macht.
Bei Moskau strahlt er blutig roth! —
Bei Leipzig Fluch! — Helena Tod! —

Des Meeres Wogen schließen sich,
Du Ruhmgekrönter, bald um dich;
Dem einst die weite Welt zu klein,
Schließt bald ein enger Hügel ein!"

Noch rauschten der Harfe unheimliche Klagen,
Als längst schon verstummet der warnende Mund.
Die röthlichen Wolken, vom Sturmwind getragen,
Sie machten in Osten den Morgen jetzt kund! —
Die Gluth war erloschen, kein Barde zu sehen,
Wohin auch das Auge des Kaisers nur irrt.
Und als er verdrießlich von dannen will gehen,
Da stehet er plötzlich und starret verwirrt:
Denn tückisch erstrahlet in röthlichem Schein,
Vom Schwertknopf des Kaisers der gräßliche Stein.

Jean Calas.

Eine hiſtoriſche Skizze.

Die große Aufgabe des Lebens, die den Einzelwesen sowohl, als den gesammten Völkern, gegeben ist, heißt — vollkommener werden, vorwärts schreiten in jeder Beziehung. Kein Jahrhundert hat sich wohl mit der Lösung dieser Aufgabe mehr beschäftigt, als das unsere, in welchem Künste und Wissenschaften die bedeutendsten Fortschritte machen, die anziehendsten Erfindungen neues Licht verbreiten, das Maschinenwesen sich bewundernswerth ausgebildet hat und sogar die Philosophie ihren Culminationspunkt erreicht, ihr System abgeschlossen haben will. (?)

Nur in einem Punkte, in Beziehung auf Kirchenthum, bemerken wir bei vielen unserer Zeitgenossen ein Stillstehen, ja! bei ganzen Ländern ein auffallendes Rückschreiten nach jenen düsteren Zeiten des Ultramontanismus, in welchen Mönchthum und Aberglaube, Heuchelei und Fanatismus ihr unseliges Wesen trieben. Den modrigen Gräbern der Klöster entsteigen auf's Neue die finsteren Geister ihrer einstigen Bewohner und Jesuiten, Liguorianer u. a. m. schleichen umher, um mit ihrem despotischen Buchstabenglauben, mit Lippen- und Bilderdienst die aufkeimende Herrschaft der Vernunft zu ersticken.

Dieser auffallende Kampf der Finsterniß mit dem Lichte tritt mitten in der Gegenwart grell hervor und mit tiefstem Bedauern gewahren wir, daß sich die Beispiele von Intoleranz und kirchlichem Fanatismus beinahe täglich mehren.

Welche unglückselige Folgen aber von jeher Unduldsamkeit und Fanatismus gehabt; zu welchen Verirrungen des menschlichen Verstandes sie geführt, welche Greuelthaten sie hervorgerufen haben, — das lesen wir bei dem flüchtigsten Blicke auf die Blätter der Geschichte der letztvergangenen Jahrhunderte.

Um daher Einseitigkeit in unserer Ausbildung zu vermeiden; um uns frei zu halten von jenem Schwindel, den Eigendünkel und Vorurtheile erzeugen; um zu verhüten, daß wir nicht in denselben Fehler fallen, der das finstere Zeitalter der Priesterherrschaft auszeichnete, sey es uns erlaubt, ein warnendes Beispiel der Unduldsamkeit aufzuführen, das, obgleich durch die mächtige Stimme Voltaire's der Welt bekannt, dennoch in der neueren Zeit wieder mehr in Vergessenheit gekommen ist!

Mag die Erwähnung dieses einen Opfers für tausend ähnliche Berichte gelten! — Möchte das vergossene Blut der Unschuld uns mit heiliger Indignation gegen Religionhaß erfüllen und uns bestimmen, auch Andersdenkende als Brüder anzusehen, die das Recht haben, den Frieden ihrer Seele auf eigenem Wege zu suchen! —

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte zu Toulouse, der Hauptstadt des französischen Depar-

tements Obergaronne, ein angesehener Kaufmann Namens Jean Calas. Fleiß und allgemein anerkannte Redlichkeit hatten sein Handelshaus zu einem der blühendsten des Landes erhoben und ihn in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gesetzt, dessen Früchte er im Kreise einer liebenswürdigen Familie verzehrte; Wohlthaten und Segnungen rings um sich her verbreitend.

Ein acht und sechzigjähriger Greis, ward er von Allen, die ihn näher kannten, geschätzt und geliebt, und würde sich gewiß der ungetheiltesten Achtung zu erfreuen gehabt haben, wenn ihn nicht in den Augen seiner Mitbürger ein entsetzliches, ein unverzeihliches Vergehen — die protestantische Glaubenstreue gebrandmarkt hätte.

Toulouse, von jeher durch Bigotterie und den wildesten Fanatismus ausgezeichnet, — Toulouse, die Wiege der Dominikaner, feierte noch alle Jahre mit Freudenfeuern, mit Jubel und feierlichen Processionen den Tag, an welchem vor zwei Jahrhundeten viertausend seiner ketzerischen Bürger unter der Hand ihrer rechtgläubigen Brüder fielen. Sechs Edicte des Staatsrathes hatten die Abschaffung dieses gehässigen Festes verordnet; allein vergebens. Während über Paris ein geistiger Morgen zu dämmern anfing; während Voltaire, Rousseau, La Harpe und Andere, mitten in dem Taumel eines epikureischen und zugleich mönchisch frömmelnden Lebens Geistes-Freiheit, Duldung und Gesittung hervorzurufen bemüht waren lag noch tiefe, schwere Nacht auf den Provinzen Frankreichs. Toulouse

war der Herd, auf welchem die Intriguen geschmiedet wurden, die damals ganz Frankreich in Bewegung setzten und jene Reibungen zwischen dem Parlamente und der Geistlichkeit herbei führten, welche der gutwillige, aber schwache Ludwig XV. vergeblich beizulegen suchte. War es nicht hier, wo man Gott feierlich für den Tod Heinrich's III. dankte? Trieben nicht hier die Brüder des Todes, die schwarzen, blauen, grauen und weißen Büßenden ihr unheilbringendes Wesen? Die ganze Bevölkerung jener Stadt, Reich und Arme, zumal das gemeine Volk, war gänzlich in den Händen der Pfaffen und athmete noch immer die von den Vorältern ererbte Ketzerwuth. Kein Wunder also, daß sie sich das Recht nicht nehmen ließen, eine Bartholomäusnacht zu feiern, in welcher so viele Calvinisten zur Ehre der heiligen Religion von ihren Ahnen waren ermordert worden, — kein Wunder, daß auch noch jetzt ein Hugenotte ihnen ein Stein des Anstoßes, ein Greuel blieb, daß sich selbst eine so rechtliche und tugendhafte Familie, wie die der Calas, dem allgemeinen Hasse nicht entziehen konnte. Calas ließ sich indessen nicht irre leiten, er führte ein stilles, zurückgezogenes, aber glückliches Leben, welches nur zuweilen durch das Benehmen seines ältesten Sohnes Marc Antoine in Etwas getrübt wurde.

Marc Antoine Calas war einer jener Charaktere, die sich aus Mangel an Geisteskraft nicht zu vollenden vermögen und mitten in ihrer Entwickelungsperiode, an dem glücklichen Siege ihres bessern Theils

verzweifelnd, unterliegen. Gleich allen edleren Seelen hatte auch er sich aus dem alltäglichen Schlendrian eines thierischen Lebens heraus gewagt und über sich und seine geistigen Verhältnisse zu denken begonnen; aber seine Zeit und zumal seine Umgebung war zu beschränkt, um ihm einen Wink zur Deutung jener unerklärlichen und ungestillten Sehnsucht zu geben, die das Bindemittel zwischen der Gottheit und dem Menschen ist. Gefühlt wurde diese Sehnsucht, und nun versuchte sein beunruhigter Geist, sie zu befriedigen. Sein nächster Versuch war Genuß, sinnlicher Genuß, der ihn, wie natürlich, nicht zu befriedigen vermochte. So schlürfte er in raschen Zügen die Freuden des Lebens, bis sie ihn aneckelten und er sich doppelt leer und unglücklich fühlte. Hierzu kam noch manches äußere Mißgeschick, oft selbst verschuldetes Unglück; und es befestigte sich in seinem unruhigen, unbefriedigten und doch Thatkraft fühlenden Geiste der bequeme, aber zerknirschende Gedanke: er sey ein von Gott zum Unglück bestimmtes, aus unbekannten Ursachen mit des Höchsten Fluch beladenes Geschöpf, dessen Leiden erst mit dem Tode ihr Ende erreichen würden.

Eine neue Bestärkung dieser düsteren Gedanken fand er in den vergeblichen Versuchen, als Advocat in seiner Vaterstadt zugelassen zu werden; denn, obgleich er seine Studien mit Fleiß vollendet, und gute Zeugnisse aufzuweisen hatte, konnte er, als Protestant, das zu jener Stelle nöthige Zeugniß: daß er katholisch sey,

natürlich nicht erlangen und wurde demnach wiederholt abgewiesen. Außerhalb seines Wohnortes sah er das gleiche Schicksal vor Augen und zu einer weiteren Reise konnte er sich nicht entschließen.

Der Gedanke, in der menschlichen Gesellschaft nichts zu seyn, Nichts wirken zu können und seinen Eltern noch als erwachsener Mann beschwerlich zu fallen, stimmte ihn immer schwermüthiger und wollte ihn, trotz aller Zerstreuungen, durch die er ihn zu verscheuchen suchte, nicht verlassen; obgleich der Vater, den das Unglück seines Sohnes tief schmerzte und der mit seinen Verirrungen gern Nachsicht hatte, ihn nicht das Geringste fühlen ließ und sich gegen Marc Antoine eben so gütig zeigte, als gegen seinen jüngeren Sohn Louis, welchem er, als dieser seinen Glauben abgeschworen hatte und katholisch worden war, mit väterlicher Liebe sagte: „Ich billige deinen Glaubenswechsel, insofern du von der Wahrheit des neuen Glaubens überzeugt bist;“ und dem er noch immer einen kleinen Jahrgehalt auswarf.

Dem ungeachtet nahm Marc Antoine's Schwermuth mit jedem Tage zu, er wurde finster und heftig und schlich oft Tage lang träumend einher. Nur Musik hatte, wenigstens auf Augenblicke, einen günstigen Einfluß auf ihn und da er dieselbe ohnehin sehr liebte, so sah man ihn zuweilen, bei Gelegenheit der höheren Feiertage, in den katholischen Kirchen den musikalischen Hochämtern beiwohnen. Allein der Eindruck der süßen Töne, die seinen finstern Sinn wohl auf kurze Zeit in eine

sanfte, ihm selbst wohlthuende Wehmuth aufgelöst hatten, verschwand bald und sein Lieblingsgedanke: das unschuldige Opfer eines unerklärlichen Fluches zu seyn, trat nur um so schwärzer vor seine verzagende Seele.

Da flimmerte wie ein Irrlicht in der Nacht seines Geistes der Gedanke auf: mit eigener Hand den Lebensfaden zu zerreißen und mit einem Male all dem Jammer ein Ende zu machen. Auf seinem Zimmer häuften sich die Werke über Selbstmord; Plutarch, Seneca, Montagne waren seine Lieblingsschriftsteller, und Hamlet's berühmten Monolog pflegte er oft zu wiederholen. So begann in seinem Innern der schwere, der entsetzliche Kampf für oder gegen die That.

Eines Tages endlich, da er sein letztes Geld im Spiele verloren hatte, sein Gehirn glühte und seine Phantasie in höchster Aufregung war, triumphirte die Schwermuth über seinen Verstand und er faßte den Entschluß, noch an demselben Abende seinem Leben ein Ende zu machen.

Es war am dreizehnten October des Jahres 1761, als Gober Lavaisse, der neunzehnjährige Sohn eines berühmten Advocaten zu Toulouse, von Bordeaux, woselbst er sich längere Zeit aufgehalten hatte, zurückkam und als ein Freund Marc Antoine's und seiner Familie in dem Calas'schen Hause abstieg. Die Eltern dieses allgemein geachteten, durch seine edlen und sanften Sitten bekannten jungen Mannes lebten zu jener Zeit einige Stunden von Toulouse entfernt auf dem Lande

und Gober beabsichtigte, nach einem kurzen Besuche der Freunde seinen Weg dahin fortzusetzen.

Lavaisse wurde von den gemüthlichen Alten mit ausgezeichneter Freundlichkeit empfangen und konnte nicht umhin, die herzliche Einladung, während des Abends im Hause seiner Freunde zu verweilen, anzunehmen, um so mehr, da er kein Miethpferd zur Vollendung seiner Reise auftreiben konnte.

Die Freude über den unerwarteten und lieben Besuch war allgemein, nur Marc Antoine theilte sie nicht; er saß tiefsinniger und finsterer als je in den Gewölben seines Vaters, den unglückseligen Mordgedanken nachhängend. Unterdessen hatte sich der Tag völlig geneigt und das Abendessen war bereitet. Mit Bedauern nahmen Marc Antoines beide Schwestern von dem jungen Lavaisse Abschied, indem sie der einmal angenommenen Einladung zu einer Freundin zögernd Folge leisteten.

Der Tisch versammelte den Rest der Familie und es entspann sich zwischen der Gesellschaft, die aus Lavaisse, den beiden Alten, Marc Antoine und Pierre Calas, dem jüngsten Sohne des Hauses bestand, ein ziemlich lebhaftes Gespräch, das sich größtentheils um die Alterthümer der Stadt drehte.

Nach vollendetem Mahle verließ Marc Antoine in großer Aufregung die Gesellschaft, während die Anderen, auf das Betragen des Sonderlings nicht achtend, in einen angrenzenden Salon traten, ihre Unterhaltung bis zehn Uhr fortsetzend. Endlich brach Gober auf, unter

herzlichem Danke Abschied nehmend und Pierre begleitete ihn leuchtend die Treppe hinab. Doch kaum fanden sich die alten Leute allein, als ein herzzerreißendes Geschrei zu ihren Ohren drang. Zitternd eilte der Greis die Treppe hinab — und stand entsetzt und vernichtet vor der Leiche seines ältesten Sohnes. Marc Antoine hatte sich in dem Waarenlager seines Vaters an einer Thüre erhängt. Seine Kleider lagen auf einem naheſtehenden Tische, sein Hemde war nicht im Mindesten in Unordnung, seine Haare glatt und in völliger Ordnung, an seinem Leibe fand sich nicht die geringste Spur einer Gewaltthätigkeit.

Wir eilen hinweg über eine Scene des grenzenloseſten Jammers, in welcher liebende Aeltern, hingeſtreckt über den Leichnam ihres unglücklichen Kindes, sich vergeblich bemühen, den Funken des Lebens zurückzurufen. Wir wenden unsere Blicke von dem Bilde eines greisen Vaters, der in die gebrochenen Augen seines selbſtmörderiſchen Sohnes ſtarrt und mit Verzweiflung ewigen Abschied von dem verlorenen Kinde nimmt! —

Während Lavaisse und Pierre Calas zu den Gerichtsperſonen und nach Wundärzten liefen, hatte das Klaggeſchrei der Unglücklichen eine Menge Volkes zusammengerufen. Mit Schaudern und heimlichem Triumphiren hört der toulouſer Pöbel das Geſchehene; trifft es doch die verfluchten Ketzer, die, bisher zum Aerger aller Rechtgläubigen im Schooße des Glücks gewiegt, nun endlich die Rache des Himmels erfahren. „Was!“

ruft ein erhitzter Kopf: „Es ist der älteste Sohn, der sich erhängt? Der war noch der Beste unter Allen; hab' ich ihn doch bei unseren heiligen Messen gesehen." — „„Ja!"" antwortete ein Anderer, „„er neigte sich zur alleinseligmachenden Kirche, er wäre gewiß noch katholisch worden, wenn er länger gelebt hätte."" „Er hat gewiß seinen Ketzerglauben abschwören wollen" — schrie jetzt die heisere Stimme eines alten Weibes; „gebet Acht, er hat katholisch werden wollen und da haben ihn die Calvinisten ermordet!" — „„Ermordet! — Ermordet!"" lief es nun, wie von tausend Echos wiederholt, durch die fanatische Menge. „Jean Calas hat seinen eigenen Sohn ermordet!" tönte es hier; „„Die Hugenotten haben ihr Kind umgebracht, weil es katholisch werden wollte!"" schallte es da, und die einmal in Gährung gerathenen Köpfe kannten keine Grenzen mehr. Man rottete sich zusammen und erzählte sich die abentheuerlichsten Geschichten, Niemand zweifelte mehr; die ganze Stadt war überzeugt, daß es ein Glaubensartikel der Protestanten sey, daß ein Vater und eine Mutter ihren Sohn ermordeten, sobald er sich bekehren wolle. Man wollte wissen, daß sich die Protestanten von Languedoc Tags zuvor versammelt hätten, durch Stimmenmehrheit einen Henker aus ihrer Seite zu wählen; daß die Wahl auf Lavaisse gefallen; dieser junge Mann binnen vier und zwanzig Stunden die Nachricht von seiner Wahl erhalten habe und nun von Bordeaux nach Toulouse gekommen sey, Jean Calas, seiner Frau und seinem Sohne Pierre

einen Freund, einen Sohn, einen Bruder ermorden zu helfen.

Die Abgeschmacktheit solcher Reden fällt in die Augen; allein was ist einem Pöbel unglaublich, den Haß und Verfolgungsgeist entflammen und der von Jugend auf die albernsten Mährchen zu glauben gewöhnt ist?

Indessen hatten sich die Gerichte und an deren Spitze Herr David, Capitoul von Toulouse, durch die dichten Massen gedrängt, die das Haus des Jammers umlagerten. Mit gierigem Ohre hatte der schwärmerische Capitoul die verworrenen Gerüchte aufgefangen und sah mit innigem Vergnügen in diesem tragischen Falle eine herrliche Gelegenheit, seine Ehrsucht zu befriedigen, sein Ansehen zu erhöhen. Betraf die Sache doch Ketzer, mit welchen man keine Umstände zu machen nöthig hatte, die auf die Wohlthaten der Gesetze rechtgläubiger Bürger kaum Anspruch machen konnten.

Von diesen Gedanken beseelt und von der Meinung des Volkes ausgehend, verfuhr der Capitoul sogleich mit empörender Willkührlichkeit und ließ ohne das geringste Verhör die Familie Calas, die katholische Magd des Hauses und Lavaisse in Ketten und Banden legen und in verschiedene Kerker bringen. Der Verbal-Prozeß wurde erst am folgenden Tage, statt an dem Orte, wo sich der Mord ereignet, auf dem Stadthause vorgenommen und begonnen, — ein Verfahren, das gegen alle Ordnung, Vernunft und Gesetze und namentlich gegen

die Ordnung von 1670, Artikel 1., Abschnitt IV. läuft. Kurz darauf erschien ein eben so gesetzwidriges Monitorium. In demselben war die That als von Jean Calas und den anderen Beschuldigten wirklich begangen vorausgesetzt; die Gedanken aller katholischen Christen wurden blos auf diesen Punkt geheftet; Winke zu Zeugnissen und Aussagen gegen die Beklagten gegeben; selbst des Pöbels Chimären verwirklicht und jedes Calas günstige Zeugniß von dem Richterstuhle verbannt.

Unter den vier Brüderschaften der Büßenden zeichnete sich zu jener Zeit in Toulouse besonders die der weißen Büßer aus. Sie trugen, gleich den anderen drei Congregationen, ein langes Gewand mit einer Kapuze, welche, über den Kopf geworfen, selbst das Gesicht bedeckte und nur zwei runde Löcher für die Augen zeigte.

Jeder vernünftige Mensch erkennt auf den ersten Blick den Unsinn und die Gefährlichkeit dieser leider! zum Theil noch bestehenden Vermummungen, die, was Gutes sie hie und da auch gehabt haben mögen, doch unendlich mehr Unheil stifteten. Unter der Maske der Demuth und Religiosität treiben Haß, Rachsucht, Schwärmerei und Parteigeist um so sicherer ihr Wesen, als der Gerechtigkeit und der oft noch mehr gefürchteten öffentlichen Meinung durch das Geheimhalten der Theilhaber alle Macht genommen ist. Eine kräftige Bestätigung des Gesagten finden wir im gegenwärtigen Falle. Mehre der Richter der Calas'schen Sache gehörten den weißen Büßenden an; mit dem Feuereifer religiöser

Schwärmer setzten sie sogleich die ganze Brüderschaft in Bewegung und diese gab den Impuls zu einer der wahnsinnigsten und sich selbst widersprechendsten Handlungen, die jemals den fanatischen Pöbel brandmarkten.

Marc Antoine war als ein Protestant gestorben und wenn er selbst Hand an sich gelegt, mußte er, wie damals leider gebräuchlich, durch den Henker hinaus geschleift werden; demungeachtet bereitete man ihm ein prächtiges Leichenbegängniß, an dem die verschiedenen Brüderschaften und Toulousen's ganze Bevölkerung Theil nahmen. In Procession trug man den Leichnam eines ketzerischen Selbstmörders nach der St. Stephanskirche und begrub ihn dort mit der größten Pracht, obgleich der Pfarrer derselben gegen diese Entweihung laut protestirte. Hier hielten die weißen Brüder, so wie die Franziskaner dem Marc Antoine Calas, als einem Märtyrer, drei hohe Messen, deren schauerliche Feierlichkeit das Volk bis zum Wahnsinne hinriß.

Auf einem hohen und prachtvollen Katafalke, welchen vierzig Priester mit brennenden Kerzen umstanden, hatte man ein Skelet angebracht, das, den Marc Antoine Calas vorstellend, in der einen Hand einen Palmzweig, in der andern eine Feder hielt, mit der es die Abschwörung der Ketzerei unterschreiben sollte. Dem Gerippe, welches durch eine geschickte Vorrichtung beweglich gemacht war, wurde das Todesurtheil des Vaters vorgelegt, das es denn auch zum Entsetzen des Volkes unterzeichnete. Durch diese schändliche Spielerei und

den sinnenberauschenden Pomp des römisch-katholischen Gottesdienstes waren die Bande der Vernunft völlig zerrissen, und dem unglücklichen Selbstmörder fehlte nun nichts mehr als die Kanonisation.

In den Augen des Volkes ein Heiliger, rief man ihn im Gebete inbrünstig an; auf seinem Grabe lag die betende Menge, Wunder fordernd und Wunder erzählend. Ein Mönch riß ihm einige Zähne aus, um dauerhafte Reliquien zu haben und die unsinnigsten Erfindungen von Wunderwirkungen liefen von Mund zu Munde; ja! die Raserei ging so weit, daß ein junger Toulouser den Verstand verlor, weil er viele Nächte auf dem Grabe dieses neuen Heiligen umsonst um Wunder gefleht hatte.

Da, wie oben bemerkt, einige der Richter der Brüderschaft der weißen Büßenden angehörten, welche schon frevelhaft im Angesichte des Volkes, ohne Verhör und Procedur, das Todesurtheil über den gebeugten Vater gefällt und den Sohn zum Märtyrer gestempelt hatten; so war der Tod des Jean Calas unvermeidlich. Unglücklicherweise nahte sich die hundertjährige Jubelfeier der Bartholomäusnacht und mit den Vorkehrungen für dieses gehässige Fest beschäftigt, fand die erhitzte Einbildungskraft des Pöbels hierin neuen Stoff, in wildem Feuer aufzulodern. Mit schwärmischer Freude sah man schon im Geiste das Schaffot, auf welchem der alterschwache Greis gerädert werden sollte, sich erheben und nannte es die schönste Zierde des hohen Festes, zu dessen

herrlicher Feier die Vorsehung selbst die Opfer herbeiführe, welche ihrer heiligen Religion gebracht werden sollten.

Wer tritt hier nicht mit Schaudern und Entsetzen zurück, wenn er Christen über den jammervollen Fall ihrer Brüder jauchzen sieht? wenn er gewahrt, wie Schwärmerei und Fanatismus, Herz und Verstand umnebelnd, die Schüler und Nachfolger des sanften, menschenfreundlichen Jesu, dessen erstes Gebot Liebe war, in wilde, blutdürstige Brudermörder verwandelt? Aber es war das Werk jener schleichenden, lichtscheuen Vermummten, die unter der Maske der Heiligkeit ihre teuflische Bosheit verbargen.

Unterdessen hatte der Prozeß, wenn man ein so willkührliches und einseitiges Verfahren so nennen darf, gegen Jean Calas begonnen. Dreizehn Richter versammelten sich Tag für Tag, um ihn so schnell als möglich zu beendigen. Allein es fehlte an Beweisen. Die ganze Anklage war auf eine leere Muthmaßung gegründet, welche lediglich aus Religionshaß entsprungen war und Ankläger und Richter waren eine Person. Sechs derselben beharrten lange darauf, den Jean Calas, seinen Sohn Pierre und Lavaisse zum Rade, die Frau des Calas aber zum Scheiterhaufen zu verdammen. Sieben Andere, ein wenig gemäßigter, bestanden auf einer Untersuchung in der Form Rechtens. Man stritt wiederholt und anhaltend mit großer Erbitterung; nur eine Stimme, die des würdigen Parlamentsrathes de

la Salle, erhob sich zu Gunsten der Unschuld und vertheidigte kühn und beherzt die Unglücklichen. Er mißbilligte laut die Uebereilung, mit welcher man drei feierliche Gottesdienste zu Ehren eines Menschen gehalten habe, der höchst wahrscheinlicherweise den Gesetzen zufolge hätte hinaus geschleift werden müssen; er erklärte frei, daß, da Marc Antoine allem Anscheine und seiner Ueberzeugung nach selbst Hand an sich gelegt und jedenfalls nicht katholisch gewesen sey, man ihn auch durchaus nicht als Katholiken hätte begraben, noch viel weniger aber kanonisiren sollen. Ja! es gelang diesem thätigen Manne, Beweise aufzutreiben, daß gedachter Marc Antoine sich seiner Zeit entschieden gegen den Uebertritt seines Bruders Louis zur katholischen Kirche ausgesprochen und in den letzten Tagen noch die Idee gehabt habe, sich nach Genf zu begeben, um die Stelle als Geistlicher an der dortigen protestantischen Kirche zu erhalten. Ihm entgegen stellten sich sämmtliche übrigen Richter und an ihrer Spitze ein gewisser la Borde, der, durch seine Heftigkeit und seinen Fanatismus bekannt, zugleich einer der weißen Büßenden war. Der Streit ward immer erbitterter, und die Sache machte endlich so viel Aufsehen, daß beide Männer genöthigt waren, sich zurückzuziehen, wodurch die Angeklagten ihren einzigen Vertheidiger verloren, die übrigen Richter dagegen freies Spiel gewannen.

Es lagen, wie oben gesagt wurde, keine Beweise gegen diese unglückliche Familie vor; man stützte sich

einzig auf Vermuthungen und zwar auf Vermuthungen, deren sich der menschliche Verstand schämen muß.

Der Capitoul David hatte sich nämlich mit dem Henker, einem rohen, ungebildeten, leidenschaftlichen Menschen aus der Hefe des Volkes, berathen: ob Marc Antoine sich wohl selbst an jener Stelle habe erhängen können, oder ob die That, dem Einzelnen unmöglich, durch Gewalt Anderer habe vollbracht werden müssen; und es war die Aussage dieses Menschen, die den Urtheilspruch vorbereitete, während man, die Meinung der Advocaten darüber zu hören, gänzlich vernachlässigte.

Als man zur nähern Berathung geschritten, berichtete der Referent nur über den alten Calas und schlug, als er seinen gehässigen Vortrag geendet, vor, den unschuldigen Vater „zur ordentlichen und außerordentlichen Marter, zum Bekenntnisse seiner Mitschuldigen, sodann aber zu Rad und Scheiterhaufen" zu verurtheilen. Die Stimmen waren bei diesem furchtbaren und unmenschlichen Vorschlage getheilt. Sechs Richter stimmten für denselben, zwei für die Marter allein, zwei andere verlangten eine gründliche Untersuchung und nur ein Einziger wünschte die Sache des Jean Calas gänzlich niedergeschlagen.

In dieser kritischen Lage nahm man noch zu den beiden Herren, welche sich zurückgezogen hatten, seine Zuflucht. Zum Unglücke behauptete der Parlamentrath de la Salle, der edle Vertheidiger der Unschuld,

die Delicateſſe, in ſeiner Verweigerung zu beharren, während der heftige de la Borde, dem Rufe folgend, erſchien. Die Stimme dieſes Letzteren war es denn auch, die den Ausſchlag gab, indem ſich nach langen Debatten die Mehrzahl der Richter für die ordentliche und außerordentliche Marter und für den Tod auf dem Rade entſchied.

Der unparteiiſche Beobachter überzeugt ſich leicht von der unverantwortlichen Uebereilung, mit welcher dieſer wichtige Fall behandelt wurde. Allein man wollte die Beklagten ſchuldig wiſſen, um ſie, als Andersdenkende, auf eine ſchauderhafte Weiſe vernichten zu können. Bis zu einem ſolchen Grade von Barbarei und Unmenſchlichkeit kann blinde Religionsſchwärmerei und Ketzerſucht führen! —

Zur finſtern Marterkammer wankt der acht und ſechzigjährige Greis, der in ſeinem ganzen Leben mit Niemanden Streit gehabt, der nie eines ſeiner Kinder geſchlagen, deſſen gichtgeſchwollene Füße den müden Körper kaum mehr tragen können und der dennoch mit ſeinen zitternden Händen ſein eigenes Kind erwürgt haben ſoll. Aber wie ſchwach und gebrechlich auch die Hülle iſt, der Geiſt des Gebeugten, im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld ſtark, ſpottet der Wuth ſeiner unerbittlichen Feinde. Mitten unter den entſetzlichſten Qualen, die ihm die Namen ſeiner Mitſchuldigen entlocken ſollen, antwortet er auf die ungeſtümen Fragen der rohen Henkersknechte ruhig und mit feſter Stimme: „Wo kein

Verbrechen ist, können auch keine Mitschuldigen seyn. Ich habe weder meinen Sohn ermordert, noch ermorden lassen; ich bin eines so abscheulichen, unerhörten Verbrechens so wenig schuldig, als die übrigen Beklagten." Jean Calas blieb sich in allen seinen Leiden gleich und brachte, wie er sich selbst ausdrückte, zur Büßung seiner Fehler Gott von ganzem Herzen das Opfer seiner Ehre; betheuerte aber wiederholt, daß er in Ansehung des Verbrechens, dessen man ihn zeihe, ganz unschuldig sey.

Der wilde fanatische Taumel, welcher sich des Volkes bei dem Tode Marc Antoine's bemeistert hatte und welchen die weißen Büßenden anzufachen und zu schüren so eifrig bemüht gewesen waren, hatte unterdessen nachgelassen und hier und da fing man schon im Stillen an, an der Greuelthat, deren man den Vater beschuldigte, zu zweifeln, allein Niemand wagte öffentlich und laut für die Ketzer zu sprechen, da man wohl wußte, wie sehr die weißen Verlarvten, die unter ihren Kapuzen die angesehensten Männer Toulouse's zählten, bei der Sache compromittirt seyen. Ohne Rettung erschien daher für den gebeugten Familienvater der Tag der Hinrichtung. Mit blutendem Herzen riß er sich aus den Armen seiner treuen Lebensgefährtin, seiner jammernden Kinder. Nicht der Tod war es, den er fürchtete; aber die Ungewißheit, was aus den Lieben werden würde, die er hülflos in den Händen ihrer erbitterten, blutdürstigen Feinde zurücklassen mußte, erschütterte ihn. Als aber der letzte Abschied genommen, als er

noch einmal dem Allbarmherzigen die Theuren brünstig anbefohlen, erheiterte sich sein ehrwürdiges Angesicht. Mit majestätischer Würde bestieg er den unglückseligen Wagen, wandte sich zum Volke und sprach: „Ich bin unschuldig.“ Reue und Mitleiden bemächtigte sich der Bessern und manches Auge zerdrückte heimlich eine Thräne, die es sich schämte offen für einen Ketzer zu weinen.

Als er das Trauergerüste bestiegen hatte, nahten sich ihm die Paters Bourges und Caldaquès, Dominikaner und Professoren der Theologie, die ihm als Beistände in seinen letzten Augenblicken zugesellt waren. Bourges, dessen redliches Herz aufrichtigen Antheil an dem Unglücklichen nahm, umarmte ihn und drückte ihn fest in seine Arme, indem er mit weicher Stimme sagte: „Mein lieber Bruder, Ihr habt nur noch einen Augenblick zu leben; bei dem Gott, den Ihr anbetet, auf den Ihr hoffet und der für Euch gestorben ist, beschwöre ich Euch, der Wahrheit die Ehre zu geben!“ — „„Ich habe sie gesagt““ — antwortete fest und bestimmt der Angeredete mit einem Blicke zum Himmel. „„Wie?““ — fuhr er dann nach einer kleinen Pause fort, in welcher er diesen würdigen Geistlichen mit Erstaunen und Zärtlichkeit betrachtet hatte — „„Auch Sie können glauben, daß ein Vater seinen Sohn habe umbringen können?““

Als Bourges sah, daß der Verurtheilte auf seiner Behauptung blieb, zog er sich mit schwerem Herzen zurück und der Henker erhob sein schreckliches Eisen. Der erste

Schlag entriß dem unschuldigen Opfer einen sehr gemäßigten Schrei, die anderen empfing er ohne die geringste Klage. Bei jedem neuen Schlage ergriff ein Schauder die ängstlich starrende Menge und ein menschliches Gefühl durchzuckte ihre Seelen; aber es verstarb an dem entsetzlichen Gedanken, es ist ja nur ein Ketzer, der da stirbt. Bis zu solcher Fühllosigkeit vermag Unduldsamkeit die Gemüther zu verhärten und jede edle Regung zu ersticken.

Auf das Rad gelegt, unter Qualen den letzten Augenblick erwartend, der seinem Leben ein Ende machen sollte, betete er noch mit kindlichem Herzen zu Gott und flehte ihn an, seinen Richtern zu vergeben und ihnen seinen Tod nicht zuzurechnen, weil sie durch falsche Zeugen müßten irre geleitet worden seyn. Endlich, als er gewahrte, daß sich der Henker bereite, seinen Leiden ein Ende zu machen, wendete er sich mit den rührenden Worten an Pater Bourges: „Ich sterbe unschuldig; Jesus Christus, die Unschuld selbst, starb noch eines grausamern Todes. Gott straft an mir die Sünden des Unglücklichen, der sich selbst hingerichtet; er straft sie an seinem Bruder und an meiner Frau; er ist gerecht, und ich bete ihn in seinen Züchtigungen an. Aber der junge Fremdling, dem ich eine Ehre zu erzeigen glaubte, indem ich ihn Abends zu Tische bat, dieser gute Jüngling wie hat ihn die Vorsehung mit mir in mein Unglück verwickeln können?"

In diesem Augenblicke stürzte — welch menschlich

fühlendes Herz sollte es glauben?! — der Haupturheber dieser schrecklichen Katastrophe, Capitoul David, gleich einem höllischen Dämon hervor. Nicht befriedigt, die Familie des Unglücklichen vernichtet und den acht und sechszigjährigen Greis auf eine himmelschreiende Art zu Tode gemartert zu haben, trieb ihn seine unersättliche Ketzerwuth, obgleich nicht zum Commissair ernannt, dennoch auf das Blutgerüste. Bösewicht! schrie er, sich zu dem fromm Duldenden wendend, „siehst Du den Scheiterhaufen, der Deinen Leib zu Asche verzehren soll? Bekenne die Wahrheit! “ —

Mit Mühe kehrte Calas, statt aller Antwort, seinen Kopf weg; in demselben Augenblicke verrichtete der Henker sein Amt — und der Unglückliche war nicht mehr. Der Fanatismus hatte triumphirt, das Opfer der Unduldsamkeit war gefallen; aber es war gefallen mit der Ruhe und Würde der verkannten Tugend und sein Tod hinterließ in den Seelen der Richter einen tiefen, marternden Eindruck.

Blutige Thränen weine, o Genius der Menschheit, an dem Grabe dieses Unglücklichen und erfülle die Gemüther deiner Kinder mit Entsetzen vor jener Leidenschaft, die in sinnverwirrendem Taumel Einzelne, sowie ganze Völker, dahinreißt und sie bestimmt, das Herz ihrer andersgläubigen Brüder an dem Altare der ewigen Liebe zu zerfleischen und die bluttriefenden Hände dann siegestrunken zum Dankgebete zu erheben! Der freie Hauch unseres Jahrhunderts schien diese wilde Gluth erlöschen

zu wollen. Wehe, Wehe dem Wahnsinnigen, der ihr neue Nahrung zuträgt! — — —

Wir kommen jetzt auf das Schicksal der jammernden Familie zurück, die in dem Urtheile des geliebten Vaters auch ihre Zukunft zu lesen glaubte. Aber aller Vermuthung entgegen, nahm der Prozeß von nun an eine andere Wendung. Die Richter, eingeschüchtert durch den heldenmüthigen Tod des Greises, hatten ihre Zuversicht verloren und wagten kaum einen Spruch ergehen zu lassen. Dem unbefangenen Beobachter muß es einleuchten, daß es dem alterschwachen Mann, den die geschwollenen Füße kaum mehr zu tragen im Stande waren, jedenfalls unmöglich gewesen wäre, mit seinen zitternden Händen einen acht und zwanzigjährigen Jüngling in der Fülle seiner Jugendkraft allein zu erwürgen und aufzuhängen; was überdieß ohne einen langen und heftigen Kampf nicht hätte statt finden können. Nothwendigerweise mußte also, wenn der Tod Marc Antoine's als eine Gewaltthat fremder Hände angesehen werden sollte, wogegen indessen wieder die Ordnung seiner Kleider und der gänzlich wundenfreie Körper zeugten, der Greis durch seine Frau, seinen Sohn Pierre, Lavaisse und die Magd unterstützt worden seyn; umsomehr, da es erwiesen war, daß sich die Genannten den ganzen Abend über auf keinen Augenblick getrennt hatten.

Wir wollen uns über die Möglichkeit einer so unwahrscheinlichen, als unnatürlichen That nicht einlassen; so viel aber ist entschieden gewiß, daß, war ein Mord

begangen worden, alle Theilnehmer gleich schuldig seyn mußten; demungeachtet verdammte das fanatische Gericht den Vater allein, auf dem Rade zu sterben. Ein zweites Urtheil setzte die Mutter Pierre Calas, Lavaisse und die Magd auf freien Fuß. Allein einsehend, daß sie sich durch diesen Spruch selbst verdammen und die Ungerechtigkeit des ersten Urtheils anerkennen würden, beschlossen sie, die letztere Entscheidung nicht zu veröffentlichen und das Verfahren zu erneuen. Um nur einige scheinbare Gründe zur Verurtheilung des Pierre Calas zu erlangen, ließ man einen jungen Menschen, der Hefe des Volkes angehörend, bestechen und von Montpellier kommen; und während man dem albernen Geschwätze dieses Gedungenen Gewicht gab, versäumte man, die zu Gunsten des Angeklagten Aussagenden anzunehmen. Ein andrer Zeuge begann sein Verhör mit den Worten: „Ich habe eine unbezwingliche Abneigung gegen alle Protestanten!“ — Gewiß ein unparteiischer Zeuge! — Das Geschwätz dieser Elenden war Alles, was man gegen den Bruder des Marc Antoine auftreiben konnte; dennoch glaubte Referent darin einen so schlagenden Beweis der Schuld zu finden, daß er darauf antrug, Pierre lebenslänglich zur Galeere zu verdammen. Doch war er glücklicherweise allein dieser Meinung. Mehre wollten den Angeklagten entlassen, Andere ihn auf immer verbannt wissen; der Referent stimmte endlich dieser letzten Meinung bei, welche denn auch die Oberhand behielt und angenommen wurde.

Grell und entschieden leuchtet aus diesem Verfahren neuerdings ein Religionshaß hervor, der aber, die öffentliche Stimme und die eigenen Gewissensbisse fürchtend, sich nur halb zu zeigen wagt und daher ein Urtheil hervorbringt, welches in jeder Beziehung ungerecht seyn muß. Denn war Pierre Calas der Mitschuldige seines Vaters, so mußte er, wie jener, sein Leben auf dem Rade aushauchen; war er dagegen unschuldig, warum ihn lebenslänglich verbannen?

Die Reihe kam nun an die Wittwe des Hingerichteten, an diese tugendhafte Frau, diese zärtliche Mutter. Umsonst waren alle Bemühungen, auch nur den geringsten Beweis gegen sie führen zu können. Keine Anzeigen keine Vermuthungen, die sich hätten drehen und wenden lassen, standen den Richtern zu Gebote; dem ungeachtet stimmte Referent dafür, auch sie zu verbannen. Da aber alle Andere dagegen waren, wurde sie freigelassen und der Prozeß gegen sie niedergeschlagen.

Ebenso ging es mit Lavaisse, gegen welchen nur die abgeschmacktesten Vermuthungen aufzutreiben waren.

Endlich kam man noch an die alte Magd, welche an jenem Abende die Gesellschaft bedient und ebenfalls keinen Augenblick von derselben gewichen war, demnach wenigstens Mitwisserin der That seyn mußte. Der Referent gab seine Meinung über dieselbe dahin ab, daß man sie, in Erwägung ihres katholischen Glaubens, unbedingt lossprechе, und dieser

Vorschlag wurde auf der Stelle einstimmig angenommen.

So wie die Urtheile gefällt waren, begannen die Pfaffen ihr Unwesen zu treiben. Noch ehe Pierre der Fesseln entledigt wurde, kam ein Dominikaner in seinen Kerker geschlichen und bedrohte ihn mit der Todesstrafe seines Vaters, wenn er seine Religion nicht abschwören würde. Der Jüngling aber wies den Mönch mit Verachtung zurück. Als er kurz darauf die Stadt verlassen wollte, lauerte am Thore derselben ein bekehrungssüchtiger Abbé, der ihn nöthigte, mit ihm zurückzugehen. Man sperrte ihn in ein Dominikanerkloster und zwang ihn hier, alle Gebräuche des katholischen Glaubens zu vollstrecken. Welch kindisch-elender Triumph! Man glaubte die Religion, die man zu rächen wünschte, durch dieses unwürdige Spiel befriedigt zu haben.

Den gleichen Unfug trieb man mit den Töchtern, die man der jammernden Mutter aus den Armen riß und ebenfalls in ein Kloster sperrte.

Da stand nun die arme Frau allein und verlassen, mitten unter ihren gehässigen Feinden! Vom Unglück gebeugt, vom tiefsten Schmerze zerknirscht, ihres ganzen Vermögens beraubt, von Allen, welche sie geliebt, getrennt; ohne Brod, ohne Hoffnung, schwebten unaufhörlich die Leichen ihres theuern Gatten, ihres verlornen Sohnes vor ihrer gemarterten Seele und nicht ein Wesen war ihr geblieben, an dessen mitfühlenden Busen sie ihr Herz hätte durch Thränen erleichtern können. Der Last

ihres Kummers unterliegend, sank sie auf ein schmerzliches Krankenlager und erwartete schon mit Sehnsucht die Stunde ihrer Auflösung, die sie in die Arme ihres theuern Gatten führen sollte, als die mächtige Stimme eines Retters bis zu ihrer Verborgenheit drang.

Das Gerücht des in Toulouse verübten Justizmordes war bis in die friedlichen Thäler der Schweiz gedrungen und hatte auch das Ohr des menschenfreundlichen Voltaire erreicht. Mit Staunen empfing dieser die Kunde; wagte aber nicht zu glauben, daß ein Tribunal der Gerechtigkeit sich bis zum Morde der Unschuld verirren könnte. Mit kräftiger Hand riß der Kühne den dichten Schleier, welchen man sorgfältig über die ganze Verhandlung geworfen hatte, hinweg und sah zu seinem Entsetzen, daß die unglückliche Familie wirklich ein Opfer des wildesten Fanatismus geworden sey. Hoch schlug sein Herz, erfüllt mit Schauder und Unwillen. Mit Ernst und Eifer mahnte er die verlassene Wittwe, ihr Recht an den Stufen des Thrones zu suchen und bahnte ihrer Klage durch seine gewichtige Stimme einen Weg. Die Kranke, von den tröstenden Worten ermuntert, für die Rettung der Ehre ihres Namens begeistert, raffte sich auf und faßte den heroischen Entschluß, ihr erlittenes Unrecht vor den König zu bringen. Kaum vermögend, sich aufrecht zu erhalten, unternahm sie die weite und beschwerliche Reise. Sie erreichte Paris in einem jammervollen Zustande; denn Anstrengung und Entsagung hatte sie auf's Neue dem Tode nahe gebracht.

Wie erstaunte sie aber, als sie hier, wo sie einen Lasterpfuhl vermuthet hatte, in dem die Freudeberauschten kein Auge des Mitleids auf ihre unglücklichen Nebenmenschen würfen, Aufnahme, Thränen und thätige Hülfe fand.

Der berühmte Parlamentsadvocat, Herr von Beaumont, übernahm ihre Vertheidigung. Ganz Paris, ja! ein großer Theil Europa's nahm den lebhaftesten Antheil an dieser Sache der Menschheit und man erwartete mit Ungeduld den Augenblick, in welchem denjenigen Gerechtigkeit zu Theil würde, die von Tyrannei und Unduldsamkeit auf das Ungerechteste zu Grunde gerichtet worden waren. Dem großmüthigen Vertheidiger der Unschuld gesellten sich fünfzehn andere berühmte Advocaten bei und unterzeichneten das vom Herrn von Beaumont abgefaßte gerichtliche Bedenken. Auch Herr l'Oiseau verfertigte mit gleicher Beredtsamkeit und edler Wärme einen Vortrag zum Besten der Familie und der königliche Anwalt Mariette überzeugte in einer juristischen Bittschrift alle Gemüther von der Unschuld der so schmählich Verurtheilten. Dem ungeachtet gab es noch Devote, die, in ihrer dummen Frömmelei beharrend, laut zu sagen wagten: es sey doch besser, einen alten unschuldigen Kalvinisten rädern zu lassen, als acht gutkatholische Richter dem Geständnisse auszusetzen, daß sie sich getäuscht hätten; ja! man bediente sich sogar des Ausdruckes: „Es sind mehr obrigkeitliche Personen, als Calas, und man dürfte getrost diese Familie der Ehre der Gerichtsobrigkeit aufopfern.„

Glücklicherweise drang die Stimme des Mitleids bis in das Ministerium und dessen Glieder fühlten menschlich genug, den Klagen der armen Mutter Gehör zu geben. Nach einer langen Trennung umarmte die Gebeugte ihre in Thränen gebadeten Töchter wieder.

Den 7. März 1763 hatte sich der ganze Staatsrath unter dem Präsidium des Staatskanzlers versammelt. Von allen Seiten strömte die Menge nach dem Schlosse und alle dem Publikum zugängige Räume waren in kurzer Zeit mit Menschen überfüllt. Mit Ungeduld erwartete man die Entscheidung des Conseils, dem Herr de Crosne (maître des requêtes) die Begebenheit des Calas mit Unparteilichkeit, Genauigkeit und Beredtsamkeit vortrug. Hierauf faßte man einstimmig den Beschluß, das Parlament von Toulouse habe dem Conseil die Acten des Processes und die Ursachen des Todesurtheils gegen Calas vorzulegen und sich wegen des letztern zu verantworten. Dieses Urtheil des Staatsraths wurde sofort dem Könige vorgelegt und von demselben genehmigt.

Ein volles Jahr verstrich indessen, bis das Parlament zu Toulouse sich bequemte, die Acten einzusenden; indem die dortigen Richter, wohl wissend, wie gesetzwidrig ihr ganzes Verfahren gewesen sey, alle Mittel aufboten, den weitern Verfolg der Sache zu hintertreiben. Glücklicherweise beharrte man aber zu Paris mit Energie auf der vollkommnen Vollstreckung des Conseilbeschlusses, und als demselben in allen Stücken Genüge geleistet war, erhielt Herr de Crosne den Auftrag,

die Prüfung der Papiere zu übernehmen und sodann einen genauen Bericht wegen des Verfahrens zu erstatten. Kurz darauf genügte der Genannte dem erhaltenen Befehle, und eine Versammlung von beinahe achtzig Richtern cassirte das Toulouser Urtheil und verordnete eine Revision des Prozesses.

So weit gediehen, trat eine abermalige Störung ein. Die Vertreibung der Jesuiten beschäftigte ganz Frankreich und nahm die Thätigkeit des Staatsrathes auf lange Zeit in Anspruch. Das anmaßliche „sint, ut sunt, aut non sint" des Lorenz Ricci wollte höhern Orts keinen Anklang finden und der große Beschluß, die Gesellschaft Jesu des Landes zu verweisen, erfüllte die Welt mit Jubel. Als aber nach und nach die Gemüther sich beruhigt hatten und diese große Begebenheit anfing, in Vergessenheit zu gerathen, versäumte man nicht, die Sache der Calas wieder aufzunehmen.

Die Wittwe des Jean Calas, ihr Sohn Pierre und Lavaisse stellten sich freiwillig in's Gefängniß; selbst die alte Magd, die ihre Herrschaft an jenem unglücklichen Abende keine Minute verlassen hatte, wurde aus dem Innersten von Languedoc geholt. Alle Anzeigen und Vermuthungen wurden auf's Neue genau in Erwähnung gezogen und keine Mühe gespart, die Sache aufzuklären und nach dem strengsten Rechte zu entscheiden. Zu gleicher Zeit erschien ein neuer Vortrag des schon erwähnten Advocaten Beaumont, so wie ein Aufsatz des jungen Lavaisse, der auf eine so ungerechte Weise

in den Criminalprozeß verwickelt worden war. Beide Schriften wurden von der Menge gierig verschlungen und trugen bedeutend zu der Erhellung der Sache bei.

Endlich kam der Tag, an welchem die Unschuld triumphiren sollte! — Nachdem Herr de Vaquancourt dem versammelten Conseil das ganze Verfahren noch einmal vorgetragen und selbst die kleinsten Umstände auseinander gesetzt hatte, erklärten sämmtliche Richter einstimmig die Familie Calas für unschuldig, das Urtheil des Touloser Parlaments für gewaltsam und ungerecht und das Andenken des armen Jean Calas von aller Schuld frei. Auch sollte die Familie in ihre Gerechtsame wieder eingesetzt und alle Unkosten, Schadenersatz und Zinsen durch die Toulouser Richter gewährt werden.

Jubel erfüllte ganz Paris und Segnungen begleiteten die gerechten Richter. Der Eindruck, welchen dieses Endurtheil auf die Menge gemacht hatte, war um so tiefer, als es gerade am 9ten März, also an demselben Tage gefällt wurde, an welchem zwei Jahre früher der Unglückliche sein Leben auf eine so grausame Weise geopfert hatte.

Auch der König blieb nicht zurück bei dem edlen Bemühen, die Gebeugten durch Wohlthaten wieder aufzurichten. Er ließ der Wittwe sechs und dreißig Tausend Livres auszahlen, von welchen die tugendhafte Magd drei Tausend erhielt.

Aber was half diese Wiedererstattung der Ehre

und der Erdengüter dem Herzen der Zertretenen? Das Opfer des Fanatismus war unter den entsetzlichsten Qualen gefallen und keine Gewalt der Erde konnte es seinem Weibe, seinen Kindern wiedergeben. Unzählige Thränen waren geflossen, die Gesundheit der Wittwe zerstört, das Glück einer vortrefflichen Familie auf ewig zernichtet.

Wenden wir uns ab von dem Blatte der Geschichte, dem mit blutigen Zügen diese Begebenheit eingegraben ist; erröthend über die Abwege, auf die eine blinde, unüberlegte Schwärmerei und Unverträglichkeit, Christen, Menschen, welchen das Gebet der reinsten Liebe von ihrem göttlichen Meister ward, zu führen vermag. Ach! und dieß war ja nicht das einzige Opfer, welches vor dem Altare des Alliebenden hingewürgt wurde. Tausende und Abertausende endeten unter ähnlichen Martern ihr Leben und sanken durch die Hand ihrer wüthenden Brüder.

Sie sind vergangen die finsteren Jahrhunderte roher Gewalt; *) Gesittung und Wissenschaft verbreiten ein segenvolles Licht über unsere Tage. Möchten wir doch auch vor allen anderen Dingen darauf bedacht seyn, jene Ueberreste einer schweren Geistesnacht zu verbannen und durch gegenseitige Liebe und Nachsicht beweisen, daß wir

*) Dennoch deuten die Zeichen der jüngsten Zeit den brennenden Eifer der Römischen Hierarchie und ihrer Koryphäen, der Jesuiten, an, sie wieder unter uns zu erneuen!

wissen, was wahre Aufklärung und der Geist reinen Christenthums sey und bewirke!

Es bedarf indessen weder des Schwertes noch des Rades, nicht der Scheiterhaufen noch der Folterkammern, um den Fanatismus der Römlinge zu kühlen; fürchterlicher, als durch jene Schreckensmittel, zeigt er sich in unsrer gebildeten Zeit, gleich einem schleichenden Gifte häusliches Glück und Seelenruhe, den Frieden der Ehen mordend, und nur einer ungetheilten Wachsamkeit mag es gelingen, diese zarten Blüthen vor seinem tödlichen Hauche zu sichern, einer Wachsamkeit, welche sowohl, auf unser eignes Herz gerichtet, die leiseste Regung von Haß, Widerwillen und Verachtung gegen Andersdenkende sogleich und im Keime erstickt, als auch jene schleichenden und frömmelnden Creaturen von uns entfernt hält, die den erquickenden Strahl der reinen Christussonne scheuend, ihre matten Seelen mit Wohlbehagen in Finsterniß baden.

Sehnsucht der Liebe.

Sehnsucht der Liebe die laut hier spricht,
Sehnsucht der Liebe wer kennt dich nicht;
Wer nicht die Schmerzen, die glühende Lust,
Wer nicht die Seufzer der schwellenden Brust?
Sehnsucht der Liebe die laut hier spricht,
Sehnsucht der Liebe wer kennt dich nicht?

Stunde des Scheidens, so trüb und bang
Tönst du der Seele, wie Grabgesang.
Ach und das Lächeln, den seligen Blick,
Bringst du noch einmal so schmerzlich zurück.
Stunde des Scheidens so trüb und bang
Tönst du der Seele, wie Grabgesang.

Wehmuth der Liebe die laut hier spricht,
Wehmuth der Liebe wer kennt dich nicht.
Nur wenn der Hügel mich kühlend umbaut
Kann ich vergessen die liebliche Braut.
Wehmuth der Liebe die laut hier spricht,
Wehmuth der Liebe wer kennt dich nicht?!

Die verhängnißvolle Kiſte.

Novelle.

1. James-Castle.

Wer in seinem Leben schon einmal die Straße von Canesham nach Bristol gekommen ist, entsinnt sich gewiß des langweiligen Weges, der durch Sandhügel und flaches, kaum bebautes Land führend, sich ohne alle Abwechslung dahin zieht und zur Verzweiflung des Reisenden seine Monotonie nicht eher verliert, als bis er die Ufer des fischreichen Avon erreicht hat. Hier nimmt die Umgebung plötzlich einen ganz anderen Charakter an. Das Auge erfreuen belaubte Hügel, saatenreiche Ebnen und selbst einzelne Landsitze lassen sich von Zeit zu Zeit sehen. Unter diesen Letzteren zeichnet sich besonders einer aus, der durch sein romantisches und finsteres Aeußere an die Zeiten des Ritterthums erinnert.

Eine hohe Mauer umschließt, im Umkreis von wenigstens einer Stunde, einen düstern Park, dessen hundertjährige Eichen und Buchen ihre Wipfel majestätisch in die blauen Lüfte heben und sich in leisem Geflüster die Geschichten längst vergangener Tage zu erzählen scheinen; dicht gedrängt haben sich ihre Zweige und Aeste brüderlich umschlungen und bilden ein grünes, den Sonnen-

strahlen fast undurchdringliches Laubdach, unter welchem statt freundlicher Blumen nur Gestrüppe und Unkraut üppig wuchernd emporstrebt. Diesen Wald beherrschend, steigt aus seiner Mitte, von einem Hügel getragen, ein kleines Schloß hervor, dessen gothische Thürmchen und Mauerspitzen, von der Abendsonne vergoldet, einer Krone gleichen, die auf einem Kissen des herrlichsten, saftgrünen Sammt zu ruhen scheint.

Weniger freundlich und einladend ist indessen der Anblick des Gebäudes in der Nähe. Die düstere Umgebung, der tiefe Weiher, dessen sumpfige Wasser den Fuß des Hügels bespülen, auf welchem es sich erhebt; die grauen, an vielen Theilen in's Schwarze übergehende Farbe seiner Mauern, die alterthümliche Bauart — alles dieses macht einen melancholischen Eindruck auf den ruhigen Beschauer. Dem Alterthums- und Geschichtsforscher jedoch blüht aus den hie und da verfallenen Thürmen, den altväterischen Gemälden und den bestaubten Urkunden eine reiche Erndte; denn hatte nicht hier schon der excommunicirte Johann ohne Land bei der Insurrektion der Barone seinen Zufluchtsort gesucht? — Waren nicht die Thränen Beatricens, der Tochter Heinrich II., in diesen stillen, damals freilich vertraulicheren Laubgängen geflossen, als sie die Verbindung beweinte, die eine engherzige Politik ihr aufzwang? — Ja, wurden denn nicht in diesem entlegenen und verschwiegenen Aufenthaltsorte zu Zeiten des „unbarmherzigen Parlaments" so manche Intriguen geschmiedet? —

Aber seit Richard II. Tod, zeigt der bemooste Stammbaum des Schlößchens wenig glänzende Besitzer mehr. In den Händen einer reichen adlichen Familie, gerieth es in Vergessenheit und blieb seit undenklichen Jahren unbewohnt, einzig der Aufsicht der Burgvögte überlassen, deren Amt sich vom Vater auf den Sohn vererbte. Endlich, in den jämmerlichsten Umständen, (und dies hatte es mit seinen einst reichen Eigenthümern gemein), fiel es durch Kauf einem Privatmanne zu, der es wieder etwas ausbessern und aufrichten ließ; aber auch die Gnade dieses Protektors verlor es bald und wäre gänzlich in Verfall gerathen, würde es nicht endlich in den Besitz seines jetzigen Herrn, des sehr gelehrten Doktor Plymton gekommen seyn.

Doktor Plymton hatte seine Jugendjahre den Wissenschaften gewidmet und durch Fleiß und Anstrengung war es ihm gelungen, einen nicht unbedeutenden Schatz an Kenntnissen in seinem Gehirne anzuhäufen; auch krönte der Titel eines Professors nebst dem Doktorhute dieses Bemühen. Schade war es nur, daß ihn das eigensinnige Schicksal in pekuniärer Hinsicht sehr vernachlässigt hatte, wodurch er sich gezwungen sah, das Studium der höheren Wissenschaften nicht als Ziel seines Strebens, sondern als Mittel seiner Existenz zu betrachten, und so wurde er von seiner schön begonnenen Laufbahn abgeleitet, bald unter Sorgen, die sich durch eine nicht vortheilhafte Ehe häuften, einseitig und pedantisch.

Als Professor der Universität Oxford kanzelte er

nun lange Jahre vom Katheder herab; allein allen Anstrengungen ungeachtet und obgleich schon lange Wittwer, konnte er es doch zu Nichts bringen. Schon hatten sich seine Haare allmälig grau gefärbt, als es der launigen Glücksgöttin einfiel ihm zu lächeln; sie drückte nämlich mit treuloser Hand die Augen seines Bruders, welchem das Leben eine reichere Ausbeute gegeben, sanft zu und setzte so mit einem Male unseren guten Doctor in den Besitz des oben beschriebenen Landgutes: James-Castle und eines nicht unbedeutenden Vermögens.

Der alte Herr benützte diese glückliche Wendung der Verhältnisse; sagte dem Lehrstuhle valet; packte seinen Horaz, Virgil und Homer sorgfältig ein, nahm sein Töchterchen, das einzige Pfand seiner Liebe, zu sich in den Wagen und zog im Triumph in seine neue Herrschaft ein.

In stiller Zurückgezogenheit, einzig den Musen gewidmet, verfloß das erste halbe Jahr. Doch bald fühlte der an Thätigkeit gewohnte Mann, die Lücke, welche dies einsiedlerische Leben in seinem Innern ließ, und er entschloß sich, dieselbe dadurch auszufüllen, daß er einige Zöglinge annahm, deren Erziehung er ausser dem Studium der Classiker, seine Stunden widmen konnte.

So hatte er an einem Jünglinge, Carl Fitzmartyn, seine pädagogische Arbeit vollendet und die Söhne zweier anderen bedeutenden Familien: Gottfried Fairfax und Georg Wharton, gerade zu jener Zeit unter seinen bildenden Händen, in welcher unsere Geschichte beginnt. Aber

auch diese waren im Begriffe, von dem eifrigen Lehrer Abschied zu nehmen, um sich auf dem großen Weltmeer des öffentlichen Lebens einzuschiffen, als ein sonderbares Ereigniß den tiefen Frieden, welcher bisher in James-Castle geherrscht hatte, störte.

2. Der Wettstreit.

Zwei Gottheiten hatten sich unterdessen in den Mauern der edlen Burg niedergelassen und diese in ihre Tempel verwandelt. Minerva, die Göttin der Weisheit, das Idol unseres verehrten Doktors, konnte wohl keinen passenderen Sitz finden und hatte in dem alten Herrn einen würdigen Oberpriester. Aber wer sollte es glauben, daß auch Amor, der leichtgeflügelte Knabe, einen Weg zu jener Einöde fand? — und dennoch hatte der Schelm ein halbes Dutzend seiner Pfeile hier verschossen und beobachtete nun mit triumphirender Miene die Folgen der tödlichen Wunden.

Denn während der Lehrer auf das eifrigste bemüht gewesen, den Geist seiner Pflegebefohlenen für alle Schönheiten der alten und neuen Dichter empfänglich zu machen; hatte Natur ihrerseits das Möglichste gethan, Isabella, die Tochter des Doktors, mit allen Reizen einer jugendlichen Schönen auszuschmücken. Mit munterem, seelenvollem Auge blickte das sechszehnjährige Mädchen in die Welt, die freilich für sie noch auf die Mauern des väterlichen Parkes beschränkt war. Aber je enger die

äußeren Schranken um sie gezogen, desto weiter und himmlischer dehnte sich ihr das Reich der Phantasie aus und ließ sie in selbstgeschaffenen, sonnigen Auen nur Heroen sehen.

Seit dem Tode ihrer guten Mutter der Pflege des Vaters überlassen, hatte sie sich nach und nach ein ernsteres Betragen angeeignet, als dies gewöhnlich bei Mädchen ihres Alters zu geschehen pflegt; während Einsamkeit und Lectüre ihrem Geiste einen Hang nach Romantik einprägte. Nichts desto weniger schien ihr Herz noch ruhig und — was zu verwundern ist — selbst Betty Wallis, ihr Kammermädchen und ihre Vertraute, konnte sich nicht rühmen, erfahren zu haben, welchem von den drei um sie flatternden Anbetern ihre Liebe gehöre; obgleich die Zofe hoch und heilig schwur, daß ihre Gebieterin wirklich verliebt sey.

Und konnte es denn auch wohl anders möglich seyn, als daß sich drei Jünglinge voll heißen Blutes im Herzen und erhabener Dichter im Geiste, in das einzige Mädchen, welches mit ihnen die einsame Insel bewohnte und welches dazu noch reizend und schön wie Aphrodite war, verliebten? und warum sollte nicht eben so gut der zündende Strahl auch ihr Herz getroffen und einem derselben zugeführt haben?

Kurz, Fitzmartyn, obschon der Aufsicht des Doktors entlassen, hatte allen Briefen seines Vaters ungeachtet, seine Familie in London noch nicht aufgesucht, sondern schmachtete in dem nahen Bristol nach dem

Lächeln Isabellens, deren Vater er oft zu besuchen kam und mit deren Kammermädchen er noch öfter Zusammenkünfte hatte, um die Schlaue zu seinen Gunsten zu gewinnen und auf diese Weise und mit deren Hülfe sein Geständniß zu Miß Plymtons Füßen niederlegen zu können.

Aber auch in den beiden noch zu James-Castle Wohnenden, zeigten sich die Spuren des Liebefiebers; weniger bei dem sinnigen und stillen Wharton, dem noch kein verrathendes Wort über die Lippen gekommen, dessen Blicke aber voll Wärme und Begeisterung auf den edlen Zügen Isabellens ruhten, wenn er sich unbeobachtet glaubte, — als bei dem heftigen und brausenden Fairfax.

So hatte schon seit geraumer Zeit zwischen diesen drei, sonst brüderlich verbundenen Seelen, ein heftiger Wettstreit, um den schönen Preis der Liebe Isabellens, begonnen, und die gemüthlichen Studienfreunde in leidenschaftliche Rivalen verwandelt. Dieser Kampf griff um so tiefer in die Gemüther der jungen Leute, als er selbst, so wie seine Ursache, auf das Sorgfältigste vor den Augen des Doktors verborgen bleiben mußte, der wahrhaftig nichts weniger ahnte, als daß das Augenmerk seiner Zöglinge von den Homerischen Schönheiten zu denen seines Töchterchens überschweifte und der durch seinen Ernst und seine Strenge auch den leisesten Gedanken einer freundlichen Zustimmung zu einem Liebesverhältniß verscheuchte.

Dies war der Stand der Dinge zu James-Castle,

als ein Brief von Fairfarens Vater den gortischen Knoten löste und die langdrohende Catastrophe herbeiführte.

---

3. Die neufundländische Dogge.

In seinem Arbeitszimmer, an dem mit Bücher bedeckten Tische, saß nachdenklich Dr. Plymton. Eine Wolke des Unmuths hatte sich auf seine Stirne gelagert und er starrte, während seine rechte Hand einen entfalteten Brief haltend, niedergesunken war, die düsteren, von schwerfälligen Verzierungen strotzenden Wände seines Gemaches an. Endlich stahl sich eine Thräne in sein Auge, die er, als ob er sich derselben schäme, schnell zerdrückte und mißmuthig durchlas er noch ein Mal das Blatt, welches er noch immer gedankenvoll hielt. Es war dies ein Brief Mr. Fairfarens, welcher unter herzlichen Danksagungen für die bisherige Leitung seines Sohnes und unter Begleitung eines nicht unbedeutenden Wechselbriefes, sich mit der Bitte an den Doktor wandte: den Zögling mit dem nächsten West-Indienfahrer in die Arme seines Vaters nach Demerara zu senden.

Der ehrliche Plymton, der mit wahrer und inniger Liebe an seinem vielversprechenden Zöglinge hing und den Jahre und beständiger Umgang zum zweiten Vater Gottfried's gemacht hatten, konnte sich nur schwer an den Gedanken der Trennung gewöhnen, die ihm nun so nahe bevorstand. Nachdem jedoch der erste Schmerz vorüber war und sein alter Verstand die gewohnte Herrschaft

über sein Herz wieder gewonnen hatte, erhob er sich langsam, ging einigemale in seinem Zimmer auf und ab, verschloß den empfangenen Wechsel sorgfältig in seinem Schreibtische und begab sich in den linken Flügel des Hauses.

Hier dehnte sich eine lang und geräumige Gallerie aus, welche die Gemächer des Hauptgebäudes mit dem Seitenbaue verband und die in früheren Zeiten vielleicht als Banquetsaal gedient haben mochte. Bei dem Einzuge des gelehrten Professors hatte, wie schon erwähnt, Mars und Bachus der ernsten Minerva weichen müssen, und so wurde denn auch der einstige Ritter- oder Banquetsaal in eine ehrwürdige Bibliothek voll schwerer und riesiger Folianten verwandelt.

In diese Gallerie, an deren Ende sich das Zimmer Miß Isabellens befand, ließ nun der Doktor eine große, fest gearbeitete Kiste bringen. Eben wollte er beginnen die Helden, Dichter und Weisen alter und neuer Zeit sorgfältig darinnen einzuschachteln, als er durch den heftigen Zugwind genöthigt wurde, seinen Standpunkt zu verändern. Er transportirte daher, mit Hülfe seines einzigen, etwas schwachköpfigen Dieners Job, die Kiste in seiner Tochter Zimmer und setzte sodann mit Ruhe die begonnene Arbeit fort, um seinem scheidenden Lieblinge eine würdige Aussteuer in die neue Welt mitgeben zu können.

Während nun der Doktor die Prachtausgaben der literarischen Mäcene aussuchte und mit der größten

Sorgfalt packte; während Gottfried die wiederstreitenden Gefühle der Freude über seine endliche Befreiung aus dem verhaßten Kerker und der Verzweiflung über die bevorstehende Trennung von seiner Angebeteten, zerrissen; fand an einem verborgenen Platze des Parkes ein Rendezvous statt, das die Entführung Isabellens zum Zwecke hatte.

Von dichtem Gezweige umlaubt, stand auf einer hohen Terrasse die niedliche Betty und schaute mit Ungeduld über die Mauer auf die Bristoler Straße, als erwarte sie Jemanden. Endlich schien ihre Miene das Kommen des Ersehnten zu verrathen und wirklich sprengte auch, von seinem Reitknechte gefolgt, ein stattlich gekleideter Herr daher. Als der Reiter Betty's liebliches Köpfchen über der Mauer gewahrte, sprang er, freundlich grüßend vom Pferde, warf seinem Diener den Zügel zu und eilte zu Fuße durch den einzigen Eingang des Parkes nach dem bekannten Plätzchen.

Aber der junge Cavalier war nicht allein; sein treuer Begleiter, eine große neufundländische Dogge, sprang in mächtigen Sätzen vor ihm hin und hätte durch ihre plumpen Liebkosungen beinahe das zarte Kammermädchen umgeworfen.

„Hilf Himmel!“ rief Betty erschrocken, den Hund mit beiden Händen abwehrend, seinem sich jetzt nähernden Herrn zu: „Welche Unvorsichtigkeit! — wie oft bat ich Sie schon dies Unthier, das uns ganz gewiß noch verrathen wird, zu Hause zu lassen; aber Sie hören nicht.“

„Verwünscht!“ erwiderte der Angeredete, „es ist ärgerlich, ich habe wirklich vergessen — — —“

„Ja wohl,“ fiel die Besorgte dem jungen Mann in die Rede, „aber Neptun hat seinen alten Weg über die Blumenbeete des Doktors nicht vergessen. Sie wissen, wie viel Verdruß Ihnen schon das Thier bei Ihrem frühern Aufenthalte hier gemacht und dennoch unterlassen Sie nie, es mitzubringen.“

„Laß gut seyn mein Herz,“ sagte Fitzmartyn, — (denn Niemand Anderes als Dieser war der Eingetretene), die Rednerin beschwichtigend, „laß gut seyn und sage mir lieber etwas Neues von Deiner göttlichen Gebieterin.“

Betty erzählte nun, daß es ihr trotz aller Anstrengungen noch nicht gelungen, Miß Plymton's Herz zu erforschen. Sie sey indessen ganz gewiß, setzte sie versichernd hinzu: daß sie einen der drei jungen Herrn liebe.

Fitzmartyn's Eitelkeit ließ ihn keinen Augenblick zweifeln, daß er der Auserwählte der schönen Lady sey, und da es, wie er meinte, nur an einem entscheidenden Schritte fehlte, um dem schüchternen Mädchen das süße Geständniß zu entreissen, so entschloß er sich kurz, sie zu entführen und flehte die erschrockene Kammerzofe an, ihm die erforderliche Hülfe dabei zu gewähren. Betty, die mit allen Kräften diesen unsinnigen Einfall bekämpfte, freute sich indessen im Innern, eine neue Gelegenheit gefunden zu haben, sich dem freigebigen Herrn unentbehrlich zu machen. Nachdem Fitzmartyn seine Worte lange umsonst verschwendet, versuchte er ein anderes

Mittel; er ließ nämlich eine neue, funkelnde Guinee in die Schürze des Mädchens gleiten, und siehe da, die Welt und die ganze Sachlage hatte in Betty's Augen plötzlich ein anderes Ansehen gewonnen. Die Schlaue versprach ihren ganzen Einfluß auf ihre Gebieterin zu seinen Gunsten geltend zu machen, und zeigte ihm im Helldunkel der Möglichkeit die Ausführung des, vor wenigen Minuten als unsinnig und unausführbar erachteten Planes.

---

4. Der Verräther.

Während Fitzmarton und Betty sich nun in Unterhandlungen und Entwürfen für die Zukunft vertieften, hatte sich Neptun, dem dies Zwiegespräch zu lang wurde, aufgemacht und spazierte gemächlich durch den Park, der näheren Umgebung des Hauses zu, das lange Zeit sein Aufenthaltsort gewesen. Er versäumte hiebei nicht, den geradesten als den kürzesten Weg einzuschlagen, wodurch denn freilich manche Blumen-Rabatte, manches neu bebaute Beet sehr litt. So erreichte er den innern Hof, den eine niedere Gatterthüre von dem Garten trennte und, eingedenk der leckeren Speisen, die ihm in früheren Zeiten dort gereicht worden waren, setzte er mit gewaltigem Sprunge über die niedere Verschanzung, mitten in die scheue Hühnerwelt, die sich mit lautem Geschrei nach allen Seiten flüchtete.

Durch den Lärm aufmerksam gemacht, eilte Job

herbei und gewahrte alsbald seinen Erzfeind alle Theile des Hofes durch schnuppernd. Schon wollte er den Spaten, welchen er gerade in der Hand hielt, dem unverschämten Neptun an den Kopf schleudern, als er sich der Worte seines Herrn besann, der ihm wiederholt eingeschärft hatte: ihn sogleich von Fitzmartyn's Daseyn zu unterrichten, so oft er denselben innerhalb des Parkes gewahre. Job hatte in Plymton's Hause soviel Logik gelernt, um von des Hundes Erscheinen auf die Gegenwart seines Herrn, den er nach dem Thiere am Meisten haßte, zu schließen. Er schlich, der Spur Neptuns folgend, in den Garten, und fand bald den Gesuchten. Betty hatte sich bereits von dem jungen Manne mit dem Versprechen getrennt, ihrer Herrin seine Liebe zu bekennen und ihm bei dem, auf den andern Tag festgesetzten Stelldichein, ihre Antwort zu bringen.

In der süßen Hoffnung, seinen Entwurf bald gelingen zu sehen, schlenderte er nun dem Thore des Gartens zu, bald ein Liedchen trillend, bald seiner Freude durch laute Selbstgespräche Luft machend und so hörte Job, zu seinem nicht geringen Schrecken, den exaltirten Jüngling freudetrunken ausrufen: „Bei Gott, du sollst mein werden, himmlische Isabella! mein, und sollt' ich dich mit Gewalt aus deines Vaters Arme reißen.“

Der treue Diener stand bei diesen Worten vor Entsetzen wie angewurzelt; solch' eine Kühnheit war ihm noch nicht vorgekommen. Er eilte daher, als Fitzmartyn aus seinen Augen verschwunden war, so schnell ihn nur

die Beine tragen konnten, seinem Herrn diese wichtige Nachricht zu bringen.

Der gute Plynton bebte bei dem Gedanken; seine Tochter verlieren zu können, am ganzen Leibe; denn Isabelle war die Seele seines Lebens, der Stolz seines Herzens und nach den Wissenschaften das Liebste, was die Erde für ihn aufzuweisen hatte. Die Möglichkeit, sie einstens durch eine Heirath entbehren zu müssen, war ihm kaum noch in den Kopf gekommen, und er vermochte sich auch mit dieser Aussicht so wenig zu befreunden, daß er, wenn ihm je eine solche Idee kam, dieselbe sogleich verbannte. Wie unangenehm mußte ihn daher die drohende Wirklichkeit berühren.

Nachdem er eine Weile mit großen Schritten und verschränkten Armen auf- und abgegangen war, trat er dicht vor den, in aller Ehrerbietung wartenden Job, hielt demselben eine salbungsreiche Rede, lobte seinen Diensteifer, versprach ihm eine Erhöhung seines wöchentlichen Lohns von zwei Schillingen und befahl ihm dagegen, außerhalb der Gartenmauer Tag und Nacht, bei Regen und Sonnenschein, Schildwache zu stehen und auf der Stelle mit dieser neuen Function seinen Anfang zu machen.

Job gehorchte, nahm ein tüchtiges Mahl zu sich, schlürfte einige Kannen Bier, und bezog den äußern Posten. Der Doktor begab sich sofort durch die alte Kastanienallee zum großen Thore des Gartens, dem einzigen Eingange in dies Elysium, und verschloß das eiserne Gitter

mit höchsteignen Händen auf das sorgfältigste. Dann rief er Betty zu sich, machte sie mit dem neuen Belagerungsstand der Festung bekannt und bemerkte ihr, daß er den einzigen Schlüssel zum Thore in der Tasche trage und selbst jedem Kommenden öffnen wolle. Um sich aber der Hülfe und Treue des Mädchens recht zu versichern, beschloß er Dieselbe durch ein werthvolles Geschenk zu gewinnen. Stolz auf diesen, seine Menschenkenntniß verrathenden Einfall griff er in die Tasche und verehrte dem erwartungsvollen Kinde — Jung's Nachtgedanken! — (die sicher nicht immer mit den ihren harmonirten) — darauf verließ er die getäuschte Zofe, um sich zu seiner Tochter zu begeben.

Betty sah ihm ärgerlich und verworren nach, stampfte mit dem kleinen Füßchen den Boden und schleuderte das unnütze Geschenk in das hohe Schilf des nahen Weihers.

---

5. Der Mord.

Betty stand noch nachdenkend, was in dieser verwickelten Lage zu thun sey, als der Doktor, seine Tochter, an dem Arme, aus dem dunklen Thorwege trat. Er hatte ihr angezeigt, daß Gottfried sie noch diese Nacht verlassen müßte, da der Westindien-Fahrer, auf welchem er sich einzuschiffen gedächte, den günstigen Wind benutzend, vor Tages Anbruch unter Segel gehen würde, und

verließ sie nun, um noch einige nöthige Vorkehrungen zu der so nahen Abreise zu treffen.

Kaum hatte er den beiden Mädchen den Rücken gekehrt, kaum hatte sich Betty der Herrin genaht und ihr unter Lachen Fitzmartyn's Auftrag und Entführungsplan entdeckt, als sie auf's Neue unterbrochen wurde.

Raschen Schrittes, mit glühendem Gesichte, nahte sich Fairfax den schüchternen Mädchen und noch ehe diese dem stürmischen Menschen ausweichen konnten, lag er schon mit dem Ausrufe: „Isabella! meine theuere Isabella!“ der Angerufenen zu Füßen. Miß Plymton bat ihn, hocherröthend aufzustehen; aber er hörte sie nicht und fuhr fort, sie mit den heißesten Bitten um Gegenliebe anzuflehen.

„Mäßigen Sie Sich Gottfried,“ bat ihn endlich das verlegene Mädchen.

„Mäßigen?!“ rief er und erhob sich rasch; „Mäßigen? — Bei Gott, es wäre Ihnen leichter, den Fall des Nigara mit Ihren zarten Armen zu hemmen, als mir es würde, die wilde Gluth meiner verzehrenden Liebe zu ersticken!“

„Gottfried,“ entgegnete mit bittender Stimme die Schöne, „beruhigen Sie sich, hören Sie mich.“

„Es wäre umsonst, die Einwilligung Ihres Vaters zu erflehen,“ unterbrach sie der leidenschaftliche Jüngling „er wird Sie nimmer [illegible] sich lassen.“

„Aber Herr Fairfax,“ fiel hier Betty ein, ihrer Gebieterin aus der Verlegenheit helfend, „wie können

Sie von Einwilligung des Vaters reden, besinnen Sie Sich doch, haben Sie denn schon die Zustimmung meines Fräuleins, ich dächte doch — — —"

„Mädchen bringt mich nicht zur Verzweiflung!" rief der stürmische Liebhaber, wie oft hab' ich schon aus Tiefe meiner Seele Miß Plymton um Liebe angefleht, wie oft bittend zu ihren Füßen gelegen und noch immer schmachte ich vergebens nach der Antwort, die über das Glück meines ganzen künftigen Lebens entscheiden soll. Ich stehe im Begriff England zu verlassen, o, gewähren Sie nun endlich mein heißes Flehen, sagen Sie mir Ihre Gegenliebe zu — oder ich will wild, wie der Sirocco, verderbend — — —"

„Halten Sie ein!" unterbrach ihn abermals Miß Plymton, „halten Sie ein, Gottfried und hören Sie mich; folgen Sie der Stimme Ihres Vaters, dem Rufe der Pflicht. Eine weite und herrliche Aussicht voll Hoffnungen öffnet sich ihren Blicken; die Welt soll der Tummelplatz Ihrer Thatkraft werden; was Sie hier gelernt, soll sich reich und schön entwickeln und Sie können in ungebundener Freiheit die Fülle Ihres Geistes geltend machen, wenn Sie kein anderes Band an kleinliche Verhältnisse fesselt. Diesen Anforderungen leisten Sie Folge, dafür bürgt mir Ihr Charakter. Mich aber werden Sie nicht mehr mit Ihren leidenschaftlichen Reden verfolgen."

„Wie?" — rief Gottfried, „Sie stoßen mich zurück!? — Ha, so ist es gewiß, daß Sie einen Andern

lieben. Sicher den armseligen Fitzmartyn, o, ich hatte ihn längst in Verdacht."

„Um Gottes Willen," bat Isabella, „sind Sie denn wahnsinnig?"

„Wahnsinnig! ja beim Himmel das könnt ich werden!" fuhr jener glühend fort und zog zugleich zwei Pistolen aus seinen Taschen.

„Ich verlasse dies Haus vor Tages Anbruch; folgen Sie mir, Angebetete, in mein schönes Vaterland und ich will Sie mit einer Liebe durch das Leben tragen, an die kein ander Herz reichen kann. Sagen Sie mir dies zu — oder — — —" Hier hob er langsam eine der Pistolen in die Höhe und richtete sie nach seinem Herzen — „dies Leben, das keinen Werth mehr für mich hat, endet hier!"

Isabella sah Gottfried bei diesen Worten starr und ernst an; ergriff dann den Arm der zitternden Betty und entfernte sich rasch, indem sie ihm in festem Tone zurief: „Herr Fairfax diese Aufführung ist beleidigend. Ich habe Sie immer geachtet; aber ich darf Ihren wilden Reden kein Gehör geben. Leben Sie wohl, möge Ihre Reise glücklich seyn!"

Gottfried stand tief erschüttert. In wilder Verzweiflung wollte er eben die unglückselige That vollbringen, als ein neuer Gegenstand seine Aufmerksamkeit fesselte und seinen ganzen Zorn auf sich zog.

Es war Neptun, der majestätisch in der Ferne dahinschritt. Wie ein Blitz fuhr der schon längere Zeit gehegte Verdacht durch sein Gehirn: daß eben jener Lieb-

lingshund Fitzmartyn's, die Liebesbriefe seines Herrn der schönen Isabelle an seinem Halsbande zutrage, und noch ehe ein Augenblick verflossen, streckten zwei Kugeln das unschuldige Thier zu Boden.

---

6. Der Sturz der Literatur.

Das Abfeuern der beiden Pistolen hatte gleich dem elektrischen Funken die überfüllte Maschine entladen; oder vielmehr Gottfried's Zorn so viel Luft gemacht, daß die liebe Vernunft wieder zu dämmern begann. Er warf sich auf eine nahe Bank, stützte die glühende Stirne auf seine Hand und versank in Betrachtungen über Isabellens Benehmen. „Geachtet also hat sie mich nur?" murmelte er in leisem Tone vor sich hin, „nur geachtet — nicht geliebt? So war ich denn das Spielwerk einer herzlosen Kokette? — Nein, nein, nein!" fügte er rasch hinzu, „das ist nicht möglich; es ist Schüchternheit, mädchenhafte Unentschlossenheit — sie soll, sie muß mein werden. War ich nicht stets bemüht, mir ihre Liebe zu gewinnen? drehte ich nicht ihrem Canarienvogel den Hals herum, weil ich sah, daß sie mir den kleinen gelben Schelm vorzog? — Zertrat ich nicht aus Eifersucht ihre Lieblingsblumen, um der Einzige zu seyn, den ihr Herz suche?"

Hier ward er in seinem Selbstgespräche unterbrochen; denn athemlos und bleich kam Betty auf ihn zu. Isabelle hatte beide Schüsse gehört, und Gottfrieds Leidenschaftlichkeit kennend, bangte sie, ihn zu einer unüber-

legten That, obgleich selbst unschuldig, veranlaßt zu haben; sie sandte daher mit klopfendem Herzen das Kammermädchen weg, sich von dem Geschehenen zu überzeugen.

Als Betty Gottfried gewahrte, blieb sie stehen und holte tief Athem, während ihre Blicke ängstlich über die Umgebung streiften:

„Um des Himmels Willen, Herr Fairfax, was haben Sie gethan?"

„Sein Schicksal entschieden," entgegnete finster Gottfried. „Es ist schade, um den schönen Burschen; aber es war Selbstvertheidigung."

„Herr Gottfried!" rief Betty vor Entsetzen starr, denn sie dachte an Fitzmartyn, den sie erst vor Kurzem verlassen hatte und welcher dem Rasenden vielleicht in die Hände gelaufen war.

„Ich war gezwungen, beide Pistolen auf ihn abzufeuern," fuhr jener ernst fort; „nun ist es aus mit ihm — ich muß jetzt so bald als möglich weg, ehe man die That entdeckt." Bei diesen Worten ergriff er Betty's Hand, zog sie zu sich, sah sie mit blitzenden Augen an und sprach: „Ich schiffe mich diese Nacht ein, — Isabelle m u ß mich nach Demerara begleiten, und dazu hilfst D u mir, oder ich schieße hier Eins nach dem Anderen nieder, und jage mir zuletzt eine Kugel durch den Kopf. Diese Waffen haben heute schon eine Arbeit vollendet."

„Armer Fitzmartyn!" seufzte Betty, und suchte ihre Hände aus der Gefangenschaft zu befreien.

„Willst Du mir behülflich seyn?“ frug wiederholt und nachdrucksvoll Fairfax.

„Ich würde ja gern,“ stotterte das Mädchen und sah sich nach Hülfe um; „aber Doktor Plymton hat den Schlüssel zum Thore in seiner Tasche und Niemand kann ungesehen hinaus.“ „Aber? — Warte ich will deinen Abers ein Ende machen,“ entgegnete Gottfried, dem ein anderes Mittel eingefallen war. Er ließ die Zitternde los, zog seine Brieftasche heraus, nahm eine Banknote von zwanzig Pfund Sterling, hielt sie der Kleinen vor die Augen und sagte:

„Wähle zwischen dieser Nota und meiner Wuth! — einem so schlauen Mädchen wie Dir, kann es nicht fehlen, meinen Wünschen ein fröhliches Gelingen zu verschaffen. Hilf mir einen Plan zur Entführung Isabellens ersinnen; bewege Deine Gebieterin durch Ueberredung oder List, Dir zu folgen, und dann will ich in meinem Vaterlande für Dein ferneres Glück Sorge tragen.“

Betty schien sich zu besinnen; ein schlaues Lächeln spielte um ihren Mund; dann rief sie plötzlich mit strahlenden Augen:

„Ich hab's Herr Gottfried! ein köstlicher Gedanke.“

„Sprich!“

„Haben Sie wirklich im Sinn Ihre griechischen und lateinischen Bücher mit nach West-Indien zu schleppen?“

„Zum Teufel die Bücher! — Sprich mir jetzt von Isabellen.“

„Gemach, junger Herr; diese Bücher sind in einer großen Kiste verpackt, die in Miß Plymton's Schlafzimmer steht.“

„Das weiß ich, mein Engel, aber was damit?“

Betty sah ihn lächelnd an. „Was damit? — Ei nun, der Kasten wäre groß genug, um mein Fräulein auf kurze Zeit zu beherbergen und — —“

„Himmlische!“ rief entzückt Gottfried, „welch' köstliche Idee!“ —

„Wenn nun meine Gebieterin sich dazu verstehen würde, so könnten Sie den Schlüssel nehmen, man brächte die Kiste sorgfältig hinaus und binnen einer Stunde ist sie in Bristol und in Ihren Armen.“

Gottfried schwindelte der Kopf. „Ja, ja — sie wird — sie muß einwilligen!“ rief er ein über das andere Mal.

„Ich will sie bis zum Bord des Schiffes begleiten!“

„Aber jetzt thun Sie auch die häßlichen Pistolen weg,“ bat Betty, „und sagen Sie was Sie mit dem armen Fitzmartyn gemacht haben.“

„Mit Carl? — War denn der hier?“ entgegnete erstaunt der Selige, der nun allen Zorn vergessen hatte und sich schon im Besitz seiner Angebeteten träumte.

„Schossen Sie denn nicht eben nach ihm?“

„Nach wem? — Närrchen! — Neptun, Fitzmar-

tyns Hund habe ich eine Kugel in den Schädel gejagt; weil ich ihn für den postillon d'amour der Beiden hielt."

„Gott sey Dank!" rief das erfreute Mädchen, „Sie haben uns aber nicht wenig erschreckt."

„Laß das jetzt gut seyn, Beste; eile Isabellen vorzubereiten. — Aber halt! — man könnte mich hintergehen."

„Seyn Sie unbesorgt, Herr Gottfried," sagte unbefangen die Zofe. „Ich will meine Gebieterin zu einem kleinen Spaziergang vermögen, schleichen Sie Sich dann in Isabellens Zimmer, leeren Sie die Kiste aus und versehen Sie dieselbe mit Luftlöchern. — Eilen Sie sofort auf die Gallerie und verbergen sich dort, bis wir wiederkommen, und dann will ich Ihnen Gelegenheit verschaffen, Miß Plymton in die Kiste steigen zu sehen, die ich mit eigenen Händen verschließen und Ihnen den Schlüssel davon geben werde. Ist Ihnen das genug?"

„Göttliche! laß dich umarmen!" rief Gottfried wonnetrunken.

„Bitte!" entgegnete die lachende Betty, ihm aus den Händen schlüpfend, „in einer Viertelstunde muß Alles geschehen seyn."

Und hiermit trennten sich Beide, ihren Absichten nachgehend.

Kaum hatte Isabelle in tiefem Gespräche, mit dem Kammermädchen ihr Zimmer verlassen, als sich das Fenster ihrer Schlafstube öffnete und Homer, Virgil und

Consorten in bunter Mischung aus demselben in die kühlen Fluthen des Weihers flogen.

---

7. Die Gefangene.

Während Gottfried im Schweiße seines Angesichtes die Kiste ihrer literarischen Füllung beraubte und Griechen und Römer auf die beschriebene Art ein kaltes Bad nehmen ließ; hatten die beiden Damen den Garten erreicht und waren in eine dicht belaubte Allee eingebogen. Isabelle durch der Zofe Bericht beruhigt, freute sich, daß Fairfarens Eifersucht kein edleres Haupt getroffen, und überließ sich jener ungezwungenen Heiterkeit, die oft in ernsten und starken Gemüthern auf kurze Zeit zu finden ist. Als aber Betty in ihrer Erzählung fortfuhr, ihres Zwiegespräches mit Gottfried zu erwähnen und des Versprechens gedachte, welches sie im Vertrauen auf Isabellens Willfährlichkeit gemacht, verfinsterten sich allmälig Miß Plymton's Züge wieder und sie konnte sich nicht enthalten, Betty's Leichtsinn zu schelten.

Isabelle, umsichtiger als ihr Kammermädchen, bangte vor den Folgen dieser übereilten Zusage, von deren Erfüllung keine Rede seyn konnte; denn sie wußte aus Erfahrung nur zu wohl, bis zu welcher Tollkühnheit sich der wilde Brausekopf verleiten ließ, wenn er seine unsinnigen Plane scheitern sah.

„Aber bestes Fräulein," frug endlich in weiner-

lichem Tone Betty," was in aller Welt wollen Sie in dieser kritischen Lage machen?

„Was ein Mädchen in solchen Fällen immer thun soll: meinem Vater die ganze Sache entdecken," sagte entschlossen die junge Herrin.

„Und Herrn Fairfax dadurch auf's Äußerste bringen, daß er, Gott weiß wen, noch Alles umbringt?"

„So toll ist er nicht; er phantasirt in seiner Extase wohl von solchen Dingen; aber zwischen Sagen und Vollbringen liegt noch eine weite Kluft."

„Bei andern Menschen mag dies seyn; aber bei Herrn Gottfried — Sie kennen ja sein rasches Temperament und wissen, daß Denken und Thun bei ihm Eins ist."

Isabelle, die Wahrheit dieser Aussage fühlend, zerrupfte mißmuthig eine Blume und ging einige Schritte schweigend und überlegend weiter.

„Fräulein!" — begann nach einer kleinen Pause zögernd das Kammermädchen, „es paßt sich zwar nicht für mich, Ihnen Rath zu ertheilen und ich erkenne die Überlegenheit Ihres Geistes gerne an; aber was mir an Kenntnissen entgeht, ersetzt die treue Anhänglichkeit an Sie und der Antheil, welchen ich an Ihren Schicksalen nehme. Wenn ich die Kühnheit hatte und Fairfax versprach, Sie zu dem unsinnigen Schritte zu bewegen, so hatte ich dabei nur Ihre Ruhe im Auge. Denn, dachte ich, Miß Plymton bequemt sich vielleicht einen Augenblick in die Kiste zu steigen; ich schließe dieselbe,

während Gottfried in der Ferne lauscht, zu, gebe dem Tollkopf einen falschen Schlüssel und befreie sie, sobald sich jener entfernt, aus dem unbequemen Gefängnisse. Jeder schwere Gegenstand thut dann die erforderlichen Dienste; Sie schließen Sich in Ihr Wohnzimmer ein und der betrogene Liebhaber reist mit der seligen Hoffnung im Herzen und dem leeren Kasten auf dem Wagen ab. Mag er dann an Bord die Täuschung entdecken und seine Wuth an den Schiffsratten auslassen; die Ruhe und der Friede meiner Gebieterin ist doch gerettet. So dacht, ich! "— fügte die Rednerin leise hinzu und schien eine Thräne aus dem schönen Auge zu wischen. „Aber Sie legen meinem guten Willen eine andere Meinung unter."

„Nicht doch, liebes Kind," entgegnete Isabelle bewegt, „ich weis wie aufrichtig und ehrlich Du es mit mir meinst. Wenn mir dies falsche Spiel nicht zuwider wäre, so möchte Dein Plan angehen; aber so —"

„Bitte, bestes Fräulein!" flehte die getröstete Zofe, „lassen Sie Sich zu dem Scherze bewegen; es gilt ja Ihren Frieden und die Ruhe Ihres Vaters."

Miß Plymton schritt abermals schweigend weiter; dann drehte sie sich rasch und entschlossen um und sagte zu ihrer Begleiterin: „So mag es denn seyn. Er verdient es nicht besser, hätte er vernünftig mit mir gesprochen, so wäre ich mit aufrichtigem Bedauern von ihm geschieden."

Die beiden Mädchen besprachen noch die näheren Umstände: Betty versicherte ihrer Herrin auf das heiligste,

sie aus ihrem Gefängnisse sogleich wieder zu entlassen und so kehrten sie langsam nach dem Schlößchen zurück.

Während dessen hatte Fairfax seine Arbeit vollendet. Er prüfte noch ein Mal die an allen Seiten angebrachten Luftlöcher und begab sich sodann in die Gallerie. Hier erwartete er, in einem Winkel verborgen, die Rückkunft der Damen, die denn auch nicht auf sich warten ließen. Durch die Lücke, welche der halbgeöffnete Vorhang einer altmodischen Glasthüre ließ, vermochte der Lauschende zu gewahren, was sich in Miß Plymton's Zimmer zutrug. Mit beklommenem Herzen beobachtete er jede Bewegung der Mädchen; wer aber beschreibt sein Entzücken, als er sah, daß Betty einen Stuhl an die Kiste rückte, Isabellen einen Shwal umwarf und ihr sodann half, in die Arche Noa's zu steigen. Kaum vermochte der Überglückliche sich ruhig zu verhalten; seine Pulse schlugen hörbar, seine Wangen glühten, seine Seele loderte in hellen Flammen auf. Jetzt hatte Betty den Deckel der Kiste zugemacht, das Schloß befestigt und verschlossen; — jetzt war sie im Begriff dem Entzückten den Schlüssel auszuliefern, — als Doktor Plymton mit schnellen Schritten durch die Gallerie hereilte.

Gottfried sprang mit einem Satze der nahen Treppe zu und verschwand. Kaum war dies geschehen, so erschallte des Hausherrn Ruf:

„Betty, Betty, wo steckst Du denn!"

Die Zofe fuhr zusammen, schleuderte den Stuhl

zurück, trat aber gleich darauf unbefangen aus dem Zimmer ihrer Herrin, dem Rufenden entgegen.

„Endlich," sagte der Doktor, „ich rufe mir bald die Kehle aus; aber wo ist Isabelle?"

„Im Garten Herr," entgegnete das Mädchen entschlossen, „sie botanisirt, so viel ich weiß."

„So? das ist schön, ich will sie aufsuchen. Du aber laufe, was Du kannst zu unserem Nachbar Jankin's, er wird dir gegen diesen Schein fünfzig Guineen geben, die unser lieber Gottfried als Reisegeld mitnehmen soll. — Nun was zögerst Du — eile Dich, Jankin's Gut ist eine halbe Stunde entfernt und der Junge muß in einer Stunde weg."

„Den Augenblick, Herr Doktor, — ich komme gleich, ich will nur" — — — stotterte Betty und that, als suche sie etwas.

„Fort, Betty fort!" — trieb der alte Herr, „Du hörst es hat große Eile."

„Nur noch den Shwal Miß Plymton's, Herr, — ich soll, ich muß ihn dem Fräulein bringen."

„Zum Henker, Mädchen, mache mich nicht böse, der Shwal meiner Tochter hat Zeit; aber Fairfax kann und darf nicht länger hier weilen," rief ärgerlich der Doktor und Betty mußte, keinen Verdacht zu erregen, nachgeben. Sie warf noch einen unruhigen Blick nach der verhängnißvollen Kiste und lief, mit dem Entschlusse, sich recht zu eilen, um ihre arme Gebieterin bald aus

der verzweifelten Lage, in welcher sich Dieselbe befand, zu erlösen, eiligst fort.

---

8. Die Entführung.

Als sich der Doktor von Betty's eiligem Weggehen überzeugt und ihr so lange nachgesehen hatte, bis sie die Krümmung des Weges seinen Augen entzog, schickte er sich an, das Gitterthor wieder zu verschließen, wurde aber durch des auf der Landstraße auf- und abmarschirenden Job's Stimme in seinem Vorhaben gestört.

„Wird nichts geholt!" schrie der erzürnte Diener mit Löwenkraft außerhalb der Mauer. „Wir kennen Euere Schliche und werden das saubere Komplott schon vereiteln. Was? — — — Doktor Plymton habe es selbst befohlen? — Faule Fische, faule Fische! Das ist des windbeutlichen Herrn Fitzmartyn's Entführungsanstalt. Fahrt nur wieder hin, woher Ihr gekommen seyd."

Der Wortwechsel wurde heftiger und der Doktor fing an, dessen Ursache zu errathen. Er eilte daher den Kommenden zu Hülfe und hatte sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht.

Job, der in seinem Diensteifer den, zur Beförderung von Gottfried's Gepäck bestimmten Wagen nicht einlassen wollte, war nahe daran, mit den Leuten desselben handgemein zu werden und hatte sich zu dem Ende schon mit einem großen Stocke bewaffnet, als des Doktors Dazwischenkunft das Treffen glücklicherweise verhinderte.

Nach kurzer gegenseitiger Verständigung, zog der Wagen ein und hielt in wenigen Minuten an dem Thore.

Gottfried, dessen Ungeduld mit jedem Augenblicke stieg, eilte demselben entgegen und beorderte die Leute, seine verschiedenen Koffer und Packete aufzuladen, vor Allem aber die Bücherkiste, die sich in dem, an die Gallerie stoßenden, Zimmer befinde, zu nehmen und sie mit der größten Sorgfalt auf den Wagen zu bringen.

Zur Vorsorge hatte er schon vorher mit großen Buchstaben darauf geschrieben

Gottfried Fairfax, Esq.

Demerara.

Diese Seite nach Oben."

„Zur Niederlage im Packhofe zu Bristol und nur auf Verlangen abzuliefern."

Gottfried war dermaßen im Eifer, daß er die salbungsreichen Reden des alten Lehrers kaum hörte, der sein gepreßtes Herz in Ermahnungen für das zukünftige Leben seines Zöglings ergoß. Eben hatte sich derselbe in einer schönen Floskel zu Ehren der alten Literatur verwickelt und Gottfried mit dringenden Worten anempfohlen, dieses herrliche Feld elyseischer Freuden nicht wüste liegen zu lassen; als Job und seine Gehülfen mit der Bücherkiste erschienen. Glühend, wie Lavaströme, schoß das Blut durch Fairfaxens Adern; er vermochte sich kaum ruhig zu halten. Aber auch der Doktor verlor den Faden seiner Rede und rief den Leuten ängstlich zu:

„Achtung, Achtung Ihr lieben Leute! seyd nur recht

sorgfältig mit dieser Kiste, sie enthält das, was mir am theuersten ist."

Dann wandte er sich zu Gottfried und fuhr mit gerührtem Tone fort: „Ich packte sie selbst, lieber Junge, mit der größten Sorgfalt und in schönster Ordnung; halte sie nur recht hoch."

„Gewiß, mein theurer Lehrer," entgegnete Gottfried, dem der Kopf schwindelte; „ich will sie wie mein Leben lieben! — — aber Job! — dummer Mensch, so schaukle die Kiste doch nicht so hin und her. Warte, ich will helfen; so — Ich bitte Euch, Ihr Leute, seyd nur recht sorgfältig und richtet immer diese Seite nach Oben. Wie Ihr seht, geht diese Kiste bis in den Packhof zu Bristol und dort bleibt sie liegen, bis sie abgeholt wird. Habt Ihr mich verstanden? Ich folge die Minute nach."

Der Kondueteur nickte mit dem Kopfe, befestigte die ganze Ladung und der Wagen fuhr gemächlich dem Garten entlang.

Gottfried holte tief Athem, und wäre gerne seiner Beute sogleich gefolgt, wenn ihm nicht der Doktor vorgestellt hätte, daß er doch von Miß Plymton und seinem Freunde Wharton Abschied nehmen müsse. Auch hatte Betty noch das Geld und, was ihm lieber war, den Schlüssel zu Isabellens Gefängniß zu bringen. Der Doktor befahl daher Job, an dem Thore Wache zu halten und Ihm die Ankunft der Postchaise, welche Gottfried seiner Bagage nachbringen sollte, sogleich zu melden; dann nahm er den Liebling am Arme und ging seine

Tochter zu suchen. Aber weder Isabelle noch Wharton waren im Hause zu finden und der alte Herr sah sich genöthigt, mit seinem ungeduldigen Schüler den Weg nach dem Parke zu nehmen, woselbst er Beide botanisirend vermuthete. Doch auch hier suchten sie lange vergeblich; schon wollten sie sich in den entferntesten Theil des Gartens begeben, als Job daher gerannt kam und die Ankunft der Chaise meldete. Jetzt ließ sich Gottfried nicht mehr halten; er bat den Doktor, den beiden Verlorenen sein herzliches Lebewohl zu sagen und ihn zum Wagen zu begleiten.

Plymton, verwirret über die unbegreifliche Entfernung seiner Tochter und ärgerlich über Betty's Ausbleiben, gab ihm den Betrag des gewünschten Geldes in Banknoten und so schied er unter Thränen von seinem liebsten Schüler.

Gottfried warf sich hastig in den Wagen und verschwand.

---

9. Schrecken und Verwirrung.

Job hatte sich an einen der mächtigen steinernen Thorpfosten gelehnt, welche die Wappen irgend eines früheren Besitzers von James-Castle zierten und schaute der dahinrollenden Chaise gedankenlos nach. Jetzt erst, da dieselbe die Hauptstraße, die über Clifton führte, verließ und einen näheren Weg einschlug, entsann er sich des, von dem Konducteur des Bagagewagens erhaltenen

Auftrages, dem jungen Herrn zu bemerken, daß sein Wagen über Clifton gehe und sich dort eine halbe Stunde aufhalten würde. Er kratzte sich verdrüßlich über seine Nachlässigkeit hinter den Ohren und schlenderte langsam dem Schlosse zu, als Betty athemlos gelaufen kam. Der Diener, erstaunt über die ungewöhnliche Eile des Mädchens blickte sie verwundert an und sagte ruhig: „Mamsell holen ihn doch nicht mehr ein."

„Wen?" frug Betty erhitzt und ordnete ein wenig ihre Kleidungsstücke.

„Nun, wenn anders als Mr. Fairfax, der so eben fortgefahren ist."

„Ist er weg? — Gott sey Dank!" entgegnete das Mädchen und dachte an ihre Gebieterin, die durch ihre Schuld, in eine so unangenehme Lage versetzt worden war. Von diesem Gedanken neu befeuert, wollte sie eben ihre Schritte beflügeln, als sie die Worte Job's: „Meine Arme schmerzen mich noch von dem vielen Gepäcke, das ich auf den Wagen thun half!" an den Boden wurzelten.

„Wie," rief bestürzt das Kammermädchen, „ist denn Gottfrieds Gepäcke auch schon weg?"

„Ja wohl, vor einer halben Stunde."

„Aber die Kiste doch nicht — ich bitte ihn Job, die Kiste — —"

„Die Kiste, welche Kiste?"

„Die in Miß Plymton's Zimmer stand!" sagte hastig Betty und drückte ihre Hand auf das krampfhaft pochende Herz.

„Die? — ja wohl! — Der Packer und ich hatten unsere liebe Noth, sie fortzubringen, weil sie so unförmlich groß war. Wir gaben ihr aber einen tüchtigen Stoß und da rollte sie die gewundene Steintreppe glücklich hinunter."

Betty war nahe daran, ihre Besinnung zu verlieren; sie taumelte nach einer naheſtehenden Gartenbank und warf sich darauf, ohne ein Wort hervorbringen, oder einen Gedanken fassen zu können, während Job, der diese Bewegung für Ermattung hielt, geschwätzig fortfuhr:

„Komisch war es aber doch, Mamsell, als der Kasten so von Treppe zu Treppe hüpfte, da gab es einen dumpfen Ton von sich, so — bum, bum, — hin und her. — Ja, mein Seel, es glich einem Sarge, in dem Jemand liegt."

„Jesus Maria!" stöhnte bei diesen Worten Betty, ward todenblaß, und sank bewußtlos nieder.

Job, dem ein solcher Fall noch nicht vorgekommen, war in größter Verlegenheit was er thun solle; endlich besann er sich, lief zu einem nahen Springbrunnen, holte frisches Wasser und spritzte es in reichlicher Fülle der Ohnmächtigen in das schöne, bleiche Antlitz. Die Kur that ihre Wirkung. Das Kammermädchen erholte sich bald und schlug eben seine Augen wieder auf, als Doktor Plymton in Verzweiflung auf sie losstürzte.

„Was um aller Welt Willen geht in meiner friedlichen Behausung vor?" rief er in großer Entrüstung,

einen Haufen ganz durchnäßter und mit Schlamm beschmutzter Bücher auf die Bank werfend.

„Meine köstlichen Bücher schwimmen im Weiher umher, — hier diese Prachtausgabe des Sophokles — hier — o Himmel ich verliere den Verstand! — hier dies unschätzbare Werk eines — — —"

„Hier ist das Geld," rief hastig ihn unterbrechend Betty und warf den Beutel auf den Bücherhaufen. „Ich laufe —"

„Du bleibst, Mädchen, und sagst mir, was das bedeutet. Dieselben Bücher packte ich vor wenig Stunden mit aller Sorgfalt für Gottfried — und dann, wo steckt Warthon und wo meine Isabelle?

Der Doktor hatte Betty an der Hand gefaßt, ließ aber dieselbe als er deren eisige Kälte fühlte, sogleich wieder los und rief: „Mädchen was hast Du? — warum starrst Du mich so an? — was ist geschehen?"

„Nichts! — nichts, Herr Doktor," schluchzte die Arme und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht. Dann ergriff sie eiligst ihr Halstuch, welches in der Verwirrung zu Boden gefallen war, warf es über die Schultern und rief, wie von einem hellen Gedanken erfaßt: „Ich laufe dem Wagen nach! — ja ich laufe ihm nach. Herr Doktor, ich bin gleich wieder da, ich laufe nur schnell nach Bristol!" und mit diesen Worten rannte sie wie besessen davon.

Der Doktor stand wie versteinert und sah bald nach dem Wege, auf welchem Betty verschwunden, bald auf

seine triefenden Bücher, bald auf Job. „Laufe schnell nach Bristol — bin gleich wieder da!" brummte er ärgerlich vor sich hin! „Verfluchter Unsinn! und da die herrlichen Bücher, in diesem jämmerlichen Zustande — und meine Isabelle —" Hier wurde er durch Wharton unterbrochen, der freundlich auf ihn zukam, ihn bei der Hand nahm und dem Erstaunten die ganze Sache in ihrem wahren Lichte zeigte.

10. Das Rennen.

Betty Wallis lief unterdessen ohne anzuhalten, dem Bristoler Weg entlang, unaufhörlich sich und ihren albernen Vorschlag verwünschend und heiße Thränen rollten über ihre Wangen. Der Gedanke an die entsetzliche Lage ihres Fräuleins brachte sie fast zur Verzweiflung und sie würde in diesem Augenblick gern ihr eigenes Leben hingegeben haben, wenn sie dadurch Isabelle hätte befreien können. Die Angst ließ sie indessen zu keinem klaren Gedanken kommen und so rannte sie schluchzend weiter, ohne auf die Vorüberkommenden zu achten.

Eine halbe Stunde Weges mochte sie so zurückgelegt haben; schon fingen ihre Kräfte an zu schwinden; schon schwankten ihre müden Kniee; als zwei Reiter mit verhängtem Zügel heransprengten. Es war Fitzmartyn und sein Reitknecht Dick, welche nach James-Castle eilten.

Der Erstere flog rasch an dem weinenden Mädchen

vorüber; Dick aber, dessen Herz für weibliche Schönheit so empfänglich war, als das seines Herrn, und der — im Vorbeigehen sey es gesagt — ein Auge auf die niedliche Betty geworfen hatte, erkannte Dieselbe sogleich. „Herr," rief er erstaunt und hielt sein schäumendes Thier an, „so wahr Gott lebt, hier läuft Betty Wallis und wenn ich recht sehe, so weint das arme Ding!"

Fitzmartyn drehte sich schnell um und war ebenfalls sehr überrascht, Isabellens Kammermädchen in größter Verwirrung, weinend und bestaubt auf der Landstraße zu finden. Er sprang ab und kam gerade zu rechter Zeit, um Betty Hülfe bringen zu können, denn Anstrengung, Schreck und Gewissensbisse hatten so mächtig auf sie gewirkt, daß sie einer zweiten Ohnmacht nahe war. Mit Mühe gelang es endlich dem jungen Manne, die Ursache ihres sonderbaren Zusammentreffens zu erfahren und Betty erzählte in krausem Durcheinander, von Schluchzen und Ausrufungen unterbrochen, die ganze Geschichte. Kaum hatte sie unter Betheurungen ihrer Unschuld geendet, als auch Fitzmartyn schon wieder zu Pferde saß und ihr zurief: „Ich fliege nach Bristol und bin sicher noch vor Ankunft der Unglückskiste dort!" — „Zu Pferde, Dick!" herrschte er dann dem Diener zu, der seine Geliebte ungern in einer so fatalen Lage auf offener Straße zurückließ, „zu Pferde! — es gilt Leben und Tod! — nur zugeritten und wenn auch die Thiere fallen, — es gilt das Leben meiner göttlichen Isabelle!" —

Die letzten Worte berührten kaum noch Betty's

Ohren; eine Staubwolke verbarg die Dahinfliegenden! und Sie eilte um Vieles erleichtert den Reitenden nach.

11. Der Packhof.

Wer hat sich nicht schon ein Mal an dem regen Treiben eines Post- oder Packhofes ergötzt und mit Vergnügen das Kommen und Gehen so vieler und so verschiedenartiger Menschen beobachtet? — Während hier Thränen des Abschiedes fließen, tönt dort das Freudengeschrei des Wiedersehens; während man auf der einen Seite zankt und flucht, — erzählen sich lachend auf der andern die, nach so langer Zeit sich Wiedergegebenen, ihre Abenteuer. Auf- und abladend rufen die Packer sich zu; — Wagen kommen an und fahren fort; kurz ein buntes Gewimmel, ein lautes Getöse belustigen Auge und Ohr.

An einen solchen Ort, den Packhof zu Bristol führt uns unsere Erzählung.

„Nro. 108, ein Anker Wein!" rief der Officiant Strohschneider einem Packer zu, der ihm behülflich war, die Güter des letzgekommenen Wagens nach dem Einschreibebuche zu ordnen.

„Robert Woodbridge, Esquire, London!" entgegnete Jener, eintönig die Adresse vorlesend.

„109, Viel Kiste!"

„Pinschbeck und Compagnie, Minories."

„110."

Hier wurden die Arbeitenden durch Fairfarens

haftiges Eintreten unterbrochen, der mit Sturmschritten auf den Officianten zueilte und ihn frug; ob der Wagen noch nicht gekommen sey.

„Wagen — welcher Wagen?“ entgegnete ruhig Strohschneider, ohne sein kupfriges Gesicht von dem Buche zu erheben. „110“ — „James in Bath,“ schallte des Packer's Stimme.

— „Bester Mann der Wagen!“ fiel Gottfried ungeduldig ein.

„Der Wagen! — wie können wir wissen, was Sie mit: „der Wagen“ meinen? — 111. — es kommen hier so viele Wagen an — 111!“

„M. Dance in Dovre.“

„112!“

„Feuer und Flammen! Kerls antwortet mir!“ schrie jetzt Gottfried, der die Geduld verloren hatte und die ihm so kostbaren Minuten hier in unnöthigem Schwätzen verfliegen sah; „Ist der Wagen angekommen!“

Strohschneider sah den Fremden erstaunt an. „Kerls?! — glauben Sie vielleicht junger Herr, durch solche unhöfliche Sprache Etwas von uns zu erlangen, dann sind Sie sehr irre. Nro. 112, eine Schachtel Saife.“

„Madame Molrow hier!“

— Ich werde ihre Unhöflichkeit anzeigen, — entgegnete gereizt Gottfried.

„Gut,“ sagte der Officiant, „gehen Sie nur hin; aber schreiben Sie es sich selbst zu, wenn man Sie über

die Frage nach: „dem Wagen" auslacht; denn hier kommen täglich 42 Wagen an. —

113!"

Jetzt erst fiel Gottfried auf, daß er seine Frage in der Uebereilung sehr unbestimmt gestellt hatte. Er drückte daher, um seine Unhöflichkeit wieder gut und den Officianten dienstwillig zu machen, demselben eine halbe Krone in die Hand, und sagte:

— „Ich meine den Wagen welcher James-Castle vorüberkommt." —

„Ja," entgegnete Strohschneider, den Thaler mit zufriedener Miene in die Tasche schiebend, „dort kommen 36 vorüber; aber halt — da Sie jetzt so höflich sind, so wollen wir sehen, ob sich das Ding ausmitteln läßt. Um welche Zeit kam der Wagen dort vorbei?" —

— „Um drei Uhr!" — antwortete Gottfried, den die Ruhe und Gelassenheit des Mannes fast zum Wahnsinn brachte.

„So, — heut ist Donnerstag — also ist es „der Amor." — In einer Stunde wird er hier seyn; denn er geht Dienstag und Donnerstag über Clifton."

Gottfried war in Verzweiflung. Er schauderte bei dem Gedanken an die Lage seiner gefangenen Geliebten. Was war zu machen? — Er erkundigte sich bei Strohschneider, wo er den Wagen jetzt treffen würde, warf sich in eine Postchaise und fuhr Clifton zu.

Strohschneider und sein Gehülfe aber ließen ihre

Arbeit liegen und gingen die empfangene halbe Krone gemüthlich mit einander zu vertrinken.

Unterdessen hatten die beiden Reiter Bristol erreicht und waren in einem nahen Gasthofe abgestiegen. Fitzmartyn der sich auf Betty's Erzählung die Adresse der Kiste und die Bemerkung: daß sie auf Verlangen abzuliefern sey, wohl gemerkt, schrieb sogleich einige Worte auf ein Papier und befahl seinem Diener, einen starken Träger aufzusuchen, demselben die nöthige Instruktion zu ertheilen und ihn mit der Anweisung nach dem Packhofe zu senden. Dick hatte bald den gewünschten Mann gefunden; es war ein ältlicher, untersetzter Schwarzer von St. Domingo, welcher der zu tragenden Last gewachsen schien. Nachdem er denselben unterrichtet, kehrte Dick, um nicht gesehen zu werden, zu seinem Herrn zurück, der Träger aber begab sich nach dem Packhofe.

Hier war, zum Aerger Strohschneiders, der sich in dem ruhigen Verzehren seines Frühstückes unangenehm gestört sah, „der Amor" eine halbe Stunde früher als gewöhnlich angekommen und eben im Abpacken begriffen, als unser Schwarzer eintrat. Er zeigte dem Officianten seine Anweisung vor; die Kiste, welche der Zettel nannte, fand sich und wurde, da die Fracht im Voraus bezahlt war, dem Träger überlassen, der sie dann auf seine breiten Schultern lud und sich damit entfernte.

Kaum hatte sich der Schwarze im Gewühle verloren, als Gottfried im Fluge zurückkam. Fairfax, welcher

den Wagen der sein Gepäck brachte, noch weit entfernt geglaubt, war an „dem Amor" vorbeigefahren, und gewahrte seinen Irrthum erst halbwegs Clifton. Er ließ sogleich, sich und sein Mißgeschick verfluchend, umwenden und kam gerade an, als der fragliche Wagen abgepackt wurde.

„Ich hoffe Sie haben doch meine Kiste recht vorsichtig herabgenommen!" rief er dem bekannten Strohschneider zu; „ich habe wenigstens mit großen Buchstaben darauf geschrieben: Mit Sorgfalt — und diese Seite oben."

„Was meinen Sie?" frug der Angeredete.

„Meine Kiste! o, geben Sie mir dieselbe geschwind," sagte Gottfried und sein Herz pochte hörbar.

„Die Adresse!" rief ärgerlich der Andere.

„Gottfried Fairfax, Demerara."

„Auf Verlangen abzuliefern?"

„Dieselbe. Wo ist sie, ich habe keinen Augenblick zu verlieren!"

„Abgeholt," entgegnete lakonisch der Officiant und ertheilte rechts und links Befehle.

„Abgeholt?!" wiederholte Gottfried verblüfft, das ist unmöglich!"

„Durchaus nicht!" entgegnete Strohschneider, an den nun die Reihe der Ungeduld kam; „ein kleiner schwarzer Träger, hat sie verlangt und erhalten!" — Mit diesen Worten ging der Redende seinen Geschäften nach und ließ Gottfried vernichtet stehen.

12. Die Schwarzen.

Als Fairfax sich von dem ersten panischen Schrecken erholt hatte, fuhr er mit zitternder Hand nach seiner fieberhaft glühenden Stirne. Es war ihm, als wolle sein Gehirn zerspringen; er hätte weinen, er hätte die Welt vor Wuth zertrümmern können.

Kraft und Muth waren gesunken, es schwindelte ihm und die ganze Umgebung schien sich, seines Unglücks spottend, in raschem Fluge um ihn zu drehen. Bleich, matt und gedankenlos ließ er sich auf einen Ballen nieder und starrte unentschlossen vor sich hin.

Da schlug plötzlich eine bekannte Stimme an sein Ohr und erweckte ihn aus seiner Lethargie; es war Betty, die durch Hülfe eines dienstfertigen Conducteurs so eben in Bristol angekommen war.

„Gott sey Dank!" rief sie freudig aus, als sie Gottfried erblickte, „da ich Sie sehe, so hoffe ich, ist auch Miß Plymton gerettet."

„Nein, Betty, nein," entgegnete mit schwacher Stimme Gottfried, „sie ist verloren auf ewig verloren!" Betty starrte bei diesen Worten den Sprechenden an, ohne eine Sylbe hervorbringen zu können.

„Ja, Betty, durch Deine und meine Schuld verloren. Ein Schwarzer hat die Kiste gestohlen!"

„Ein Schwarzer!" schrie das Kammermädchen, „ach Gott, das ist schrecklich — meine Miß in den Händen eines Schwarzen! — o, ich Unglückselige, was

hab ich gethan, was hab ich gethan! — — Aber um des Himmels Willen, warum denken Sie nicht auf ihre Rettung? Auf Mr. Fairfax! lassen Sie doch gleich den Schwarzen verfolgen!"

„Du hast gut reden; siehst Du denn nicht die vielen dunkeln Gesichter um uns her? wer kann da den Thäter entdecken."

„Ei, so lassen Sie die Kiste ausrufen; versprechen Sie Gold das wird helfen;" drängte das begeisterte Mädchen.

„Hier! — hier ist ein Souverain!" rief auf diese Ermunterung Gottfried, dessen Lebensgeister durch des Mädchens Muth sich wieder zu beleben anfingen, „ein Souverain, Meister Strohschneider! Senden Sie nach allen schwarzen Trägern in ganz Bristol."

„Und hier sind noch zwanzig Pfund mehr," setzte Betty hastig hinzu, indem sie die von Gottfried erhaltene Banknote aus dem Busen zog und in die Höhe hielt. „Vierzig Pfund Belohnung, die verlorne Kiste zu entdecken!"

Dies Versprechen setzte hundert Beine in Bewegung. Einige liefen nach dem öffentlichen Ausrufer, Andere holten die Packer herbei und in wenigen Minuten war Betty zu ihrem Entsetzen von einer Menge schwarzer Gesichter umringt, die ihre Hülfe anboten. Vergebens suchte sie den grinzenden Wollköpfen zu entschlüpfen; die Masse wuchs mit jedem Augenblicke und wohin sie sich wandte, blickte ihr neuerdings ein Neger entgegen.

Erst nach langem Kampfe und durch Gottfrieds Hülfe, rettete sich das Mädchen aus dem Gedränge und verschwand im nahen Bureau.

Da erklang die Schelle und des Ausrufers laute Stimme schallte an allen Ecken: „Verloren oder gestohlen: eine große Kiste, Adresse Gottfried Fairfax, Esq. Demerara. Dem Finder Vierzig Pfund Belohnung!"

Während diese Scene der allgemeinen Verwirrung sich im Packhofe zutrug, eilte der schwarze Herkules seine Bürde, an den ihm bestimmten Ort abzuliefern. Es war dies ein geräumiges Zimmer des Tuffin'schen Gasthofes, welches Fitzmartyn zu diesem Zwecke gemiethet hatte. Ein Tisch mit Flaschen und Gläser zeigte, daß der junge Mann seine Ungeduld mit Flüssigkeiten hinuntergespült, sein Liebesfeuer durch wiederholte Züge zu kühlen versucht habe.

„Glücklicher Tag," rief er jetzt aus, leerte ein großes Glas und rieb sich vergnügt die Hände: „des Tollkopfs List kommt mir gerade zu paß: ich befreie nun die schöne Gefangene, führe sie ihrem verzweifelten Vater in die Arme zurück und erhalte zum Lohne das liebe Händchen meiner angebeteten Isabelle."

„Das heißt wenn unsere Plattnase die Kiste glücklich erwischt," bemerkte Dick ernsthaft.

„Warum sollte er nicht," entgegnete der Herr. „Doch bei Gott! da kommt so ein Teufel die Straße entlang; schau zu Dick, ob dies etwa Deine schwarze Schönheit ist."

„Er ist's, er ist's," jauchzte der Diener und eilte dem Kommenden entgegen.

Behutsam und unbemerkt wurde die Kiste in das Zimmer getragen und mit der größten Vorsicht niedergestellt. Niemand sprach ein Wort. In banger Erwartung ergriffen Herr und Diener die Brechwerkzeuge und setzten sie ein, während der Träger die Kiste selbst halten mußte, um jeden Stoß zu vermeiden.

„Geduld, Göttliche, nur noch einen Moment Geduld, die Hülfe naht!" rief jetzt der selige Fitzmartyn mit lauter Stimme, als die Nägel zu weichen anfingen und alle Drei verdoppelten ihre Anstrengungen.

Jetzt hob sich der Deckel — krachte — sprang auseinander — und Alle standen entsetzt, als sie auf dem Boden der Kiste die Leiche — Neptun's fanden.

---

13. Die Befreiung.

Wir sind dem Leser die Erklärung schuldig, auf welche Weise Isabelle ihrem Kerker entkam und wer an die Stelle des zarten Mädchens jenen unwürdigen Gegenstand in die Kiste verschloß.

Schon im Anfang der Erzählung wurde unter den drei Anbetern Miß Plymton's auch Georg Wharton erwähnt; doch nahmen wir im Verlaufe der Geschichte keine weitere Notiz von ihm; da sein stilles und ruhiges Wesen ihn von jedem gewaltsamen Einschreiten eben so fern hielt als von lauten Ausbrüchen seiner Liebe.

Wenn Fitzmartyn seine Gefühle in einen Schwall fader und süßer Worte ergoß, wenn Fairfax phantasirte und tobte, zog sich Wharton schweigend zurück und bereitete seiner geliebten Isabelle eine angenehme Ueberraschung vor; indem er an irgend einem verborgenen Plätzchen des Park's mit Job's Hülfe eine Laube errichtete, oder sonst einen Lieblingsort Miß Plymton's auf eine sinnige Art verschönerte. Ein freundlicher Blick ihres sprechenden, seelenvollen Auges war ihm dann mehr als genügende Belohnung und er schwelgte lange in dem süßen Gedanken: seinem theuren Ideale eine kleine Freude gemacht zu haben. Kurz je heißer und inniger sein Herz liebte, desto tiefer verschloß er dies selige Geheimniß in seinem Busen und hoffte durch treues Beharren in seinem liebevollen, aber ehrerbietigen Betragen sich Isabellens Gegenliebe zu erwerben. Wohl machte ihm Fairfax, der talentvolle aber wilde Geist, — nicht der fade, windbeutliche Fitzmartyn, — viele trübe Stunden; doch baute er dagegen auf so manches, wenn auch unbedeutendes Zeichen Isabellens, das oft unwillkührlich eine Neigung zu ihm zu verrathen schien.

Mit einem gemischten Gefühle von Schmerz und Vergnügen empfing er daher die Botschaft von Fairfax baldiger Abreise; denn so ungern er sich vom Freunde trennte, so lieb war ihm die Entfernung eines oft gefürchteten Nebenbuhlers.

Es war an dem Morgen desselben Tages, dessen mancherlei Abenteuer wir bereits erzählten, als Georg

sich gerade beschäftigte, ein Ruheplätzchen, das seiner schönen Aussicht wegen Isabellen besonders theuer war, durch Anlage eines Blumenbeetes zu verschönern. Eben betrachtete er mit Wohlgefallen seine Arbeit und dachte der Freude, welche diese Ueberraschung seiner Schönen machen würde, als ihn zwei Pistolenschüsse aus seinen rosigen Träumen aufschreckten. Er sah sich erstaunt um und gewahrte seinen Freund Fairfax über den Fall Neptun's triumphiren.

Obgleich sich Wharton die Ursache dieser That nicht erklären konnte, war er doch mit Gottfried's hitzigem und eifersüchtigem Charakter zu gut bekannt, um nicht auf den wahren Grund schließen zu können. Der gutmüthige Mensch eilte zu dem armen, blutenden Thiere und trug dasselbe, in der Hoffnung es noch retten zu können, dem Hause zu. Alle seine Bemühungen waren indessen umsonst, und er mußte von seinem edlen Vorhaben bald abstehen.

Indessen hatte ihn dies Ereigniß auf die im Hause herrschende Unruhe und Aufregung aufmerksam gemacht, die er nicht allein der bevorstehenden Abreise Gottfried's zuschreiben konnte. Er ahnte irgend einen unüberlegten Streich seines Freundes und nahm sich daher vor, denselben nicht aus den Augen zu lassen. Als sich nun Fairfax nach Isabellens Zimmer schlich, die oftgedachte Kiste ihres gelehrten Inhaltes zu entleeren, folgte ihm Wharton unbemerkt und versteckte sich auf der Gallerie hinter dem weiten Vorhange eines Bücherschrankes.

Obgleich er nun nicht sehen konnte, was sich ferner in Miß Plymton's Zimmer zutrug, so ließ ihn Gottfrieds Flucht und Betty's Verlegenheit, dennoch etwas Schlimmes vermuthen.

George wartete daher ab, bis sich Alle entfernt und begab sich dann nach seiner Geliebten Zimmer, deren räthselhaftes Verschwinden er nicht begreifen konnte. Er lauschte — Alles war still, — er blickte verstohlen durch die halbgeöffnete Glasthüre, — das Gemach war leer. Eben wollte sich der Getäuschte entfernen, als er die gedämpfte Stimme Isabellens um Hülfe rufen hörte; er sah sich erschrocken um, — lauschte wiederholt — und wer beschreibt sein Erstaunen, als er den Nothruf seiner Geliebten aus der Kiste erschallen hörte. Wharton sprang hinzu; allein der Kasten war verschlossen und der Schlüssel nicht zu finden. Mit Kraft und Geschicklichkeit gelang es ihm indessen, das Eisen, an welchem das Schloß hing loszubrechen und die Unglückliche zu befreien. Nach dem ersten Erguß ihres innigen Dankes, nach der schnellen Erzählung des Vorgefallenen und Fairfaxens abenteuerlichem Plane, waren Beide uneinig, was zu thun sey. Da fuhr Georg der Gedanke durch den Kopf, den Unbesonnenen für die verwegene Zumuthung: Isabelle möge mit ihm fliehen, zu strafen. Er sprang hinab, ergriff das ermordete Thier, befestigte dasselbe in dem Innern der Kiste mit einigen Stricken, nagelte das abgebrochene Eisen wieder fest und überließ nun den Bücherkasten

seinem weiteren Schicksale, indem er sich mit Isabelle in dem entferntesten Ende des Parkes verbarg.

Erst als Gottfried und Betty sich entfernt hatten, trat er zu dem bestürzten Doktor, erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache und führte dem staunenden Vater das geliebte Töchterchen in die offenen Arme zurück.

14. Das Verhör.

Der Schrecken, welcher sich Fitzmartyn's bemächtigt, als er statt der holden Isabelle den todten Körper seines treuen Hundes erblickte, wich bald einer fürchterlichen Wuth. Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab; seine Augen flammten, seine Zähne knirschten.

„Wer anders kann der Urheber dieser elenden That gewesen seyn, als Gottfried," — rief er endlich aus und betrachtete mitleidig das schöne Thier. „Auf solche Art mußtest Du deinen Herrn wiederfinden, armer Neptun? — Himmel und Hölle! über den niederträchtigen Burschen! — und was mag mit Miß Plymton geschehen seyn! — Ha — verwünscht! — Sicher hat sie Gottfried hier in Bristol befreit und mich zu ärgern, den Hund an ihre Stelle gethan."

Dieser Gedanke beschäftigte seine ganze Seele. Es konnte kaum anders möglich seyn; denn Betty würde gewiß nicht James-Castle in einem so verzweifelten Zustande verlassen haben, wenn nicht die Entfernung Isabellens auf die von ihr beschriebene Weise stattgefun-

den hätte. Während Fitzmartyn dies überlegend, seinen raschen Gang durch das Zimmer fortsetzte, standen die beiden Anderen lautlos in einem Winkel des Zimmers. Nach einer kleinen Pause wagte endlich der Träger mit unterwürfigem Tone um seinen Traglohn und um Entlassung zu bitten. Fitzmartyn blickte ihn grimmig an, trat dann dicht vor ihn hin und rief: „Was Schurke, Du willst auch noch Lohn! — Sicher warst Du bei dem Verbrechen behülflich und weißt um das Geschehene!"

Der alte Mann betheuerte mit vielen Worten seine Unschuld, ohne indessen Fitzmartyn zu beschwichtigen.

„Zahl ihm, Dick!" rief endlich der Herr, „zahl ihm, und wirf ihn zu der Thüre hinaus, damit ich die häßliche Fratze nicht mehr sehe."

Dick, dessen Ruhe ihm die völlige Überlegungskraft ließ, trat besänftigend zu seinem Herrn und bemerkte demselben leise, daß, wenn der Träger etwas um die Sache wisse, es ein Leichtes seyn würde, denselben durch einige Gläser Sherry gesprächig zu machen und so zu erfahren, auf welche Weise sich Alles zugetragen habe.

Fitzmartyn winkte dem Diener seine Einwilligung zu und warf sich verdrüßlich in einen Sessel.

Indem nun Dick den Schwarzen auszahlte und demselben ein Glas jenes schweren Getränkes einschenkte, knüpfte er ein Gespräch über gleichgültige Dinge an. Bald gerieth der Alte in Feuer, zumal da er seiner Familie gedachte und während er nun seiner Zunge den freien Lauf ließ, war der schlaue Diener bedacht, sein Glas

stets neu zu füllen und dem Gesprächigen munter zuzutrinken. Die drolligen Ausdrücke des Negers, der Fitzmartyn's Muttersprache auf eine grausame Art radebrechte, verscheuchten nach und nach die Wolken von des Genannten Stirne. Ja, in dem Grade, in welchem der Geist des edlen Sherry's auf das Haupt des Alten wirkte, erheiterte sich auch der junge Mann; und ehe ein Viertelstündchen verflossen, verkündete ein Lächeln, daß jede Spur des Zornes aus seinem Herzen verschwunden sey. Auch er begann jetzt an dem Gespräche Theil zu nehmen und dem Schwarzen ebenfalls zuzutrinken.

Ein sonderbarer Zufall wollte es nun, daß dieser Neger einst auf Gottfried's väterlichen Colonien als Sclave gearbeitet hatte und der harten Behandlung des alten Fairfax entsprungen war. Als daher Herr und Diener anfingen, den gesprächigen Zustand desselben zu benutzen und ihn frugen: ob er nicht von Master Fairfax erkauft worden sey, so glaubte der alte Knabe, man rede von seinem unbarmherzigen Herrn zu Demerara und beantwortete diese Frage bejahend. Fitzmartyn, in seinem Verhöre fortfahrend, erhielt von dem unter Wein Gesetzten, die sonderbarsten Antworten, die, wenn sie auch auf der einen Seite eine Bekanntschaft mit Fairfax zu verrathen schienen, auf der andern jedoch wieder so verwirrt und ganz unverständlich waren, daß weder Dick noch sein Herr etwas Bestimmtes daraus ziehen konnten. Im Eifer schenkten sie dem armen Inquisiten stets neu ein und mußten am Ende gewahren, daß sie zu viel des

Guten gethan; denn die Vernunft des Alten wich endlich gänzlich den umnebelnden Dünsten des Sherry's und er sank lallend zusammen. Aber nicht allein auf den Schwarzen, sondern auch auf die beiden Andern hatten die verschiedenen Getränke ihre Wirkung geäußert und Fitzmartyn zumal, fühlte seinen Kopf brennen.

„Was ist zu thun?" schrie er lachend auf, als der Neger durch sein entsetzliches Schnarchen seinen besinnungslosen Zustand verrieth. „Der alte Satan ist mit Fairfax in einem Einverständnisse gewesen, das ist gewiß".

„Aber von dem Eröffnen der Kiste wollte er doch Nichts wissen," entgegnete der Diener und hielt sich an der Lehne eines Stuhles, um eine anstandsmäßige Haltung zu beobachten. „Er will sie vom Wagen herab empfangen und unangetastet hieher gebracht haben."

„Lügen, verdammte Lügen!" sagte Fitzmartyn und füllte sich mit zitternder Hand neuerdings das Glas. „Ich muß mich rächen, an Gottfried und an dem schwarzen Scheusal da!"—

„Ich will ihn aus dem Fenster auf die Straße werfen," sagte der bereitwillige Diener und blickte seinen Herrn mit großen, glasigen Augen an.

„Nichts da Dick!" entgegnete Fitzmartyn,„ Du bist betrunken! auf die Straße werfen — zum Fenster hinaus werfen? — ich sage Dir, Dick, Du spürst den Sherry!"

„Herr ich bin so nüchtern, wie ein neugebornes

Kind!" protestirte der Diener und versuchte mühevoll ohne Anhaltspunkt zu stehen.

„Ich kann — —"

„Halt unterbrach ihn hochauflachend sein Herr, „da kommt mir ein göttlicher Gedanke, in die Kiste mit dem Schuft!"

„In die Kiste!" wiederholte Dick lachend und ehe sie noch ausgesprochen, fielen sie über den schlafenden Neger her und warfen ihn unsanft in das unbequeme Bett.

Der Trunkene erwachte halb, stammelte einige unverständliche Worte, die wie Flüche klangen und fiel abermals in seinen eisernen Schlaf.

In wenigen Minuten war die Kiste neuerdings vernagelt und Fitzmartyn zog die Glocke.

„Zwei Bootsmänner!" herrschte er dem eintretenden Kellner zu.

Die Verlangten erschienen in kurzer Zeit und empfingen einen reichen Lohn, nebst dem Auftrage: die verhängnißvolle Kiste an Bord des „Wellington" zu bringen, der noch vor Tages Anbruch die Anker für Demerara lichte.

---

15. Die Vereinigung.

Die Abendsonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Thürme und Dächer Bristols; die bunten Wimpel der vor Anker liegenden Schiffe bewegte ein leiser

Wind und entfaltete sie in leichtem Spiele. Tausend kleine Fahrzeuge glitten über den ruhigen Spiegel des Hafens, der Stadt oder den größeren Schiffen zu, die wie schwimmende Paläste, stolz in der Abendsonne erglühten.

Aus einem jener vielen geschäftigen Böte, die die geräuschvolle Stadt verlassend den stilleren Schiffen zuschwammen, ertönte das laute Schluchzen eines weiblichen Wesens, das den Tröstungen des Nachbars ungeachtet, seinen Schmerz nicht zu stillen vermochte.

„Sie haben gut reden!“ rief die Trauernde aus und bedeckte mit ihrem Schnupftuche die verweinten Augen. „Wenn ihr Schmerz auch noch so groß ist, Sie werden ihn in den Armen Ihrer Aeltern, — in dem Strudel eines neuen vielbewegten Lebens vergessen. Aber ich? — ich — die ohne Freunde, ohne Verwandte, allein und hoffnungslos in eine mir unbekannte Welt flüchte, um nur dem Galgen zu entgehen, — ich werde umsonst nach Ruhe suchen und ewig werden mich Gewissensbisse verfolgen, bis dies arme Herz den verdienten Schicksalsschlägen unterliegt!“ — Sie schwieg und neue Thränenströme flossen über ihre Wangen.

Ihr Nachbar schaute finster in die tiefen, stillen Fluthen und sagte mit einem Tone, der verrieth, daß er an seinen eignen Worten zweifle: „Vielleicht finden wir die Unglückliche an Bord.“

„Vielleicht?“ entgegnete das Mädchen, das niemand anders als Betty Wallis war, „vielleicht? Wie

sollte die verwünschte Kiste jetzt an Bord gekommen seyn? und selbst wenn sie sich dort befände, würden wir mein armes Fräulein noch lebend treffen?"

„Unbegreiflich ist das Verschwinden des schwarzen Halunken," fuhr Fairfax, der Begleiter Betty's, finster fort, „alle Mühe ihn ausfindig zu machen, war umsonst. O, Isabelle, meine geliebte Isabelle, in wessen Hände magst du gerathen seyn!"

Beide schwiegen, ihren Gedanken nachhängend und die Stille ward nur durch Betty's Weinen unterbrochen. Endlich hatte das Boot den „Wellington" erreicht. Betty und Fairfax erglimmten in steigender Angst das Verdeck.

„Ist eine Kiste für mich, Gottfried Fairfax, an Bord?" rief der Genannte dem Schiffmeister zu, als er kaum das Verdeck erreicht.

„Ja, Herr!" entgegnete der Gefragte.

„Ja?!" riefen die beiden neuen Ankömmlinge zugleich und stürzten nach dem Orte, an welchem sich dieselbe befand.

„Brecheisen, Brecheisen!" herrschte Gottfried ausser sich, denn das Schloß fehlte und die Kiste war vernagelt, während Betty ihr Ohr an die Luftlöcher drückte und mit namenloser Freude ein leises Geräusch im Innern des Kastens verkündete.

Der Deckel wich bald; Betty und Fairfax bückten sich rasch, ihrer Sinne kaum mächtig, über den Rand, —

da fuhr ihnen das zornsprühende Gesicht des alten Negers entgegen.

Das Kammermädchen lag in einer schweren Ohnmacht; Gottfried packte wüthend den Schwarzen und wollte von ihm wissen, wo sich Isabella befinde; der Packer dagegen verlangte Aufschluß, wie er in die Kiste gekommen.

In diesem Augenblicke der höchsten Verwirrung öffnete sich die nahe Cajüte des Capitains und Doktor Plymton, gefolgt von Isabellen und Wharton, traten dem erstaunten Gottfried entgegen. —

Sobald zu James-Castle der sonderbare Vorfall mit der Bücherkiste dem Doktor durch Georgs Erzählung klar geworden war, malte sich der gutherzige, obgleich erzürnte Mann, die Angst und Verzweiflung seines Lieblings und beschloß daher, demselben nach Bristol zu folgen.

Auf dem Wege hatte Wharton Gelegenheit gefunden, das kurz nach der Befreiung Isabellens erhaltene Geständniß ihrer Gegenliebe dem Doktor zu beichten und ihn zu gleicher Zeit um die Hand seiner Tochter zu bitten. Dem alten Lehrer traten Thränen in die Augen; aber er konnte dem braven Georg, der ihm ja eben erst das Herzenstöchterchen aus einer verzweifelten Gefahr gerettet, die Bitte nicht versagen und so kamen die jungen Leute schon zu Bristol als Verlobte an.

Da sie hier weder den Gesuchten noch Betty

fanden, so hatten sie sich sogleich am Bord des „Wellington" begeben, auf welchem sie schon die bekannte Kiste fanden. Vermuthend, daß diese noch den seeligen Neptun enthalte, wollten sie Gottfried die bittere Täuschung als Strafe vorbehalten und traten erst dann aus ihrem Verstecke, als sie den Hund zu ihrem höchsten Erstaunen in einen Neger verwandelt sahen.

Gottfried und die durch Isabellens Hülfe zu sich gekommene Betty, flehten diese und den Doktor mit wahrer und herzlicher Reue um Vergebung ihres unüberlegten Streiches an, die ihnen dann auch in Erwägung ihrer ausgestandenen Angst und Verzweiflung zugesagt wurde.

Gottfried unterwarf sich schweigend seinem verdienten Schicksale und schüttelte dem entzückten Freunde glückwünschend die Hand.

Auch der Schwarze fing nun nach und nach an, sich des Geschehenen zu erinnern und erzählte die Geschichte auf seine drollige Weise. Das Unklare in derselben, konnten die Anderen leicht errathen und so feierte man noch unter Lachen das komische Wiedersehen. Gottfried blieb still und zerdrückte beim Abschiede, den jetzt die Kanonen des Schiffes donnernd verkündigten, eine heiße Thräne, indem er noch dem guten, alten Lehrer mit offener Seele schwur: nie mehr so unüberlegt und übereilt zu handeln.

Geistesfreiheit.

Als auf des großen Geistes Wink
Dem Chaos donnernd diese Welt entstieg;
Im All' harmonisch fügend
Sich Berg' auf Berge thürmten
Und Pflanz und Strom,
Das weite Meer,
Der Thiere unermeßlich Reich
Von Leben strotzend, rings sich mehrten;
Der Mensch, der Schöpfung Krone,
Eintrat als Herrscher der Natur;
Da gab, als höchstes Lebensgut
Der Herr die Freiheit ihm —
Ihm, dem kühngeschaffenen,
Hochbegabten Erdensohne.
Doch ach! — Der Freigeschaffne fiel,
Der eignen Schwachheit Raub,
In Ketten, selbst geschmiedet.

Lang seufzt die Menschheit hin
In dunkler, irrer Geistesnacht.
Nur seltne Blitze freier Geister schlugen
Erleuchtend, zündend, in die düstre Nacht;
Doch Blitze waren's nur und fort und fort,
In Finsterniß gehüllet, taumelt die Menschheit hin.

Da plötzlich steigt am nächt'gen Horizont
Ein purpurn Morgenroth empor;
Ein frischer Hauch verweht die gift'gen Dünste
Die ringsum Höh'n und Thal bedeckten.
Schon hebt der Busen leichter sich,
Schon schlägt das arme Herz mit ungestümer Lust
Dem hoffnungsvollen Aufgang zu.
Da, herrlich steigt, ein glühend Flammenmeer,
Die Sonne strahlend auf.
O reine sel'ge Lust! —
Wie's Leben ringsum wogt;
Der Lieder froher Schall zum Himmel steigt!
O herrl'cher Aufgang! —
Der Geister Sonne strahlt:
Und Jesu hohes Wort
Zerreißt der Ketten Last,
Die eng und bang den Sinn gefesselt.
Es steigt die freie Seele
Die Welt, das All,
Zum Vater auf,
Verlierend sich in ihm
Mit nie gefühlter Lust. —

Doch traurig Loos des Ird'schen
Daß alles Schöne, Edle, Große,
In armer Menschen Hand
Zum Irrthum wird,
Zu Täuschung, Wahn und Trug.
So auch des Meisters hohes, klares Wort.
Des freisten Geistes freie Lehre ward
Zum Losungswort der Tyrannei;
Zum finstern Irrwahn;
Zur Sclavenkette einer halben Welt.

Langsam und bang
Im flachen, seichten Ufer zog
Der Zeitenstrom.
Zu denken — ward Sünde!
Dem kalten, leeren Wort
Der schlauen Priesterzunft zu folgen — Pflicht.
Der Himmelsflug des Geistes war gehemmt;
Denn Bann und Fluch ward Denkens Lohn.
Der bangen Seele, die
Im unnatürlichen Seyn erzitterte,
Hielt man der Hölle selbstgeschaff'ne
Scheusalbilder vor.
Der große Geist der Liebe
War nicht mehr;
Ein stolzer Mensch war Gott —
Und seine Knechte — Götter.

Armselig, elend Leben,
Wo Freiheit, Liebe, frohe Hoffnung fehlt!
Verblüht, welk und zertreten,
Lag der Menschheit Freudenkranz
Im Staube.

Da strahlt mit einemmal
Ein prachtvoll Meteor
An dunklen Höhn,
Verbreitend sich in purpurrother Gluth.
In lichten Flammen steht das Firmament.
Verehrend grüß ich Dich,
Dich Luther, Geist der Freiheit, Geist des Lichts!
Ein neues Leben tagt
Und vor dem Sonnenblick der Wahrheit
Fliehn scheu die Nachtgebilde all

Zurück in's Schattenreich.
Mit Blut getränkt
Auf's Neue ward der Geistesfreiheit
Heil'ge Saat.
Doch immer neue, schöne Sterne ziehen
Am Horizonte leuchtend auf:
Spinoza, Fichte, Kant.
Und mehr und mehr
Regt sich der Geist jetzt in dem Volke:
Es denkt.
Des Geistes Flug wird kühner;
Der Freiheit Sinn rauscht mächtig durch die Welt! —

Hört Ihr den Flügelschlag des Aufgeweckten,
Vor dessen Blick der Vatikan erbebt?
O faßt ihn Brüder, öffnet kühn dem Siegenden
Das wonnetrunkne Herz!
Es flieh' die Tyrannei des Körpers, wie der Seele,
Hinweg vom Erdenrund!
Der Mensch tret' kräftig auf
Und handle frei und wahr.
Denn da nur wohnet Glück,
Zufriedenheit und Lust,
Wo freies Denken, edles Leben herrscht,
Von Wahrheit und Gesetzeskraft umschirmt.
Licht! sey das Losungswort, das uns're Seele schwellt,
Bis unsern Geist ein höhres Seyn erhellt!

Yamma.

Erzählung nach dem Engliſchen.

Jeder der Indien nur einigermaßen kennt, hat von der Schönheit der dortigen Morgende gehört. Der anbrechende Tag scheint auf magische Weise das Leben zu freudiger Thätigkeit zu erwecken. Es flieht die Nacht, die würzige Düfte verbreitet, die schnellaufsteigende Sonne. Die bunte Blumenwelt öffnet ihre Kelche, um mit Thieren und Menschen jenes reine, blendende Licht einzusaugen, welches die Augen der Europäer kaum zu ertragen im Stande sind. Der Hindu eilt zum Bade und Gebete; der Mahometaner liegt, das Gesicht nach Mekka gerichtet, auf seinen Knien; während der Parse mit gekreuzten Armen am Fuße seines Tempels steht, Lobgesänge zum Preise des Meeres murmelnd und in frommer Ehrerbietung den ersten Strahl der Sonne erwartet. — Hier eilen die Weiber und Töchter aller dieser Völker zu Teichen und Quellen, Wasser zu schöpfen; dort schwebt der Toddy- oder Palmsaft-Sammler, den langen Stamm des schlanken Baumes erklimmend, mit Lebensgefahr zwischen Himmel und Erde — Kurz es zeigen sich dem überraschten Auge eine solche Menge ungewöhnlicher und bemerkenswerther Gegenstände, daß ich nur mit Mühe aus der Masse derselben *jenen* hervorzuziehen vermag, dessen Betrachtung mir zu der

Erzählung der nachfolgenden, wahren Geschichte den Stoff liefern soll.

Bei meinem Aufsuchen neuer, interessanter Erscheinungen begleitete ich, an einem solchen Morgende, einen meiner Freunde nach dem, an der Seeküste gelegenen, parsischen Begräbnißplatze.

Die Parsen, welche die Leichname ihrer Todten weder verbrennen noch begraben, bringen dieselbe in zwei Behältnisse, von denen das eine für die männlichen, das andere für die weiblichen Körper bestimmt ist, und die, von soliden Mauern aufgeführt, auf ihrem Gipfel eine geräumige Oeffnung zur Aufnahme der Raubvögel haben. Ist der, nur mit einem dünnen mousselinenen Leichentuche leicht bedeckte Körper, in eine jener Begräbnißhöhlen, vermittelst einer, sich am Fuße derselben befindlichen Thüre gebracht, so bleibt er dem Heißhunger jener Thiere ausgesetzt und ist in kurzer Zeit verzehrt. Die Knochen werden sodann sorgfältig gesammelt und in einer Urne mit besonderen Ceremonien verbrannt.

Dieser Anscheinende Barbarismus — in früheren Zeiten in den meisten Theilen Persiens gebräuchlich — erregt um so mehr Erstaunen, als er noch immer von einem sonst so aufgeklärten und menschlichen Stamme vollzogen wird, als der der Parsen auf Bombay ist, die man mit Recht die Quäcker des Ostens nennt.

Lehre und Beispiel vermögen indessen Alles über den menschlichen Geist, und außerdem dürfen wir uns nicht über fremde Gebräuche wundern; wenn wir über-

legen, daß unsere eigenen, aus dem Standpunkte fremder Völker betrachtet, ebenso überraschend und lächerlich erscheinen mögen.

Als wir uns dieser sonderbaren Schedelstätte näherten, gewahrten wir ohngefähr vierzig Menschen beiderlei Geschlechts; die wie wir bald erkannten, einen parsischen Leichenzug bildeten. In ihrer Mitte trugen sie auf einem niederen Bette, welches als Todtenbahre diente, den entseelten Körper eines jungen lieblichen Mädchens. Sämmtliche Leidtragende schienen die näheren Verwandten der Erblaßten; doch statt des feierlichen Anstandes, welchen ich wohl sonst bei solchen Ceremonien bemerkt hatte, gab dieser ein Bild heimlicher Hast. Die Stunde war ungewöhnlich früh; die Klagen ertönten nicht laut; kein schlagen der Weiber auf ihren Busen; — aber in langen Anzügen, mit Asche beschmiert und bemalt, die aufgelösten Haare in der Morgenluft fliegend, ließen sie leise Seufzer und Ausrufungen hören.

Vorzüglich erreichten die Jammertöne zweier Weiber, über deren Wangen reichhaltige Thränenströme flossen, unser Ohr. Bald beklagten sie vereint den Tag ihrer eigenen Geburt; bald äußerte die Eine eine wilde, schwärmerische Freude über den Tod derjenigen, der sie unter Schmerzen das Leben gegeben hatte.

Als der Zug an der Gruft angekommen war, ergriffen zwei Männer den Leichnam, und — statt die Thüre aufzuschließen und ihn wie gewöhnlich mit Zärtlichkeit niederzusetzen; warfen sie denselben mit anschei-

nendem Abscheu von der Brustwehr hinab, so daß wir das Echo seines Falles unter kaltem Schauder hörten.

Diese Begebenheit blieb mir unvergeßlich und hinterließ einen tiefen Eindruck in meiner Seele. Alles was ich damals gesehen hatte, erregte natürlich meine Neugierde im höchsten Grade. Lange forschte ich umsonst, bis es mir endlich durch Geld und gute Worte gelang, die Willfährigkeit eines Parsen meines Gefolges zu erkaufen und denselben zu bereden, mir die Geheimnisse seiner Secte zu vertrauen. Durch ihn erhielt ich die folgenden Aufschlüsse über den eben beschriebenen Auftritt, welche ich allen Grund habe für vollkommen wahr zu halten und die zugleich auch in genauer Uebereinstimmung mit den Gebräuchen der Parsen stehen.

Limjee Dorabjee, ein achtbarer und sehr reicher Juwelenhändler zu Bombay, hatte eine Tochter mit Namen, Yamma, deren Schönheit dem Glanze des herrlichsten Diamantes glich. Sie erschien unter den Jungfrauen ihres Stammes, wie ein köstlicher Edelstein aus den Gruben von Golconda unter Glasperlen. Ihre Aeltern die in ihr, wie in einem schmeichelnden Spiegel, ihre liebsten Wünsche erfüllt sahen, schmückten ihr schwarzes üppiges Haar mit mancher Reihe kostbarer Perlen. Rubinen in glühendem Feuer hingen in ihren zarten Ohren; Saphire in ihrer schöngeformten Nase; während die Schätze mancher weit berühmten Mine an ihrem Busen schimmerten, an ihren Fingern und Armen funkelten und ihr farbiges Licht

um ihre Zehen und Knöchel spielen ließen. Gold und Silber zierten ihren Anzug, — kurz sie schien das üppige Gebilde einer reichen Phantasie und man konnte auf sie den leidenschaftlichen Vers Byron's:

„She was a form of life and light,
That seen became a part of sight!"

anwenden.

Diese zaubrische junge Parsin hatte ohngefähr ihr vierzehntes Jahr angetreten, ein Alter, in welchem in Indien das weibliche Geschlecht die höchste Vollkommenheit der Schönheit und Reife erreicht und in dem die Heirathen, wenn nicht schon in einer früheren Lebensperiode, gewöhnlich statt finden. Auch Yamma würde hiervon keine Ausnahme gemacht haben, wenn nicht der Jüngling, welchem sie angetraut war, durch wichtige Handelsgeschäfte beinahe zwei Jahre in der Ferne zurückgehalten worden wäre. So sah man sich denn genöthigt die verschwenderischen Ceremonien der Hochzeitfeierlichkeiten, in ängstlicher Erwartung seiner Zurückkunft, von einer Zeit zur andern zu verschieben.

Demohnerachtet waren Yammas Aussichten glänzend wie der Stern der Venus. In ihrem Stamme wird das weibliche Geschlecht mit großer Achtung behandelt. Die Weiber üben einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten ihrer Männer; gehen unverschleiert und sind, rücksichtlich ihrer persönlichen Freiheit, keinem Zwange unterworfen, welchen ihnen nicht Pflicht und Sittlichkeit vorschreiben.

Die Gebräuche der Parsen, so wie zum Beispiel und namentlich die Achtung der ehelich geschlossenen Verbindungen, sind auf das Glück des häuslichen Lebens gegründet und sie halten so strenge auf die Erhaltung der Sittenreinheit des schönen Geschlechtes, daß es der Stolz dieser bewunderungswürdigen Klasse indischer Gemeinden ist: daß ihre Weiber nie untreu werden, noch je eine Beschimpfung ihrer Töchter vorkommt. Wirklich ist auch in Bombay ihre Strenge in dieser Beziehung genugsam bekannt und man weiß allgemein, daß jede Verirrung von dem Wege der Tugend in ihrem Stamme mit unmittelbarem Tode bestraft, die Veröffentlichung dieses Familienunglücks aber auf das sorgfältigste unterdrückt wird. Auch die Gesetze der Parsen: die Vermeidung der Laster und Beilegung der Streitigkeiten betreffend, sind so weise, daß selten eine Klage an die britische Justiz gelangt. Der Parse kann außerdem nur Eine Frau nehmen; stirbt dieselbe, so ist ihre Familie verpflichtet eine Witwe an die Stelle der Verlorenen zu finden; indem es nicht wie bei uns erlaubt ist, in seinem Alter noch ein junges Mädchen zu ehelichen; ebensowenig kann aber auch der Mann gezwungen werden, sich wieder zu verheirathen, wenn er der Verblichenen seine Treue bewahren will. Die gleichen Regeln gelten wenn der Mann stirbt: seine Familie ist ebenfalls gehalten der Witwe, im Einverständnisse mit ihr, einen Witwer zu finden.

Bei dieser verständigen Einrichtung, sind die

Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur berücksichtigt, ja selbst zum allgemeinen Besten benutzt. Die Töchter der Parsen haben sich außerdem noch des Vorzuges einer — für Indien — sorgfältigen Erziehung zu erfreuen. Viele können lesen, schreiben, die indische Guitarre spielen und ziemlich gut rechnen; auch schienen sie mir, bei einigen Zusammentreffen — die ich mit ihnen hatte, gefühlvoll und geistreich.

In solchen Verhältnissen lebte die liebliche Yamma. Freundlich lachte ihr die Zukunft entgegen, als es ihr Schicksal wollte, daß der Friede ihrer Seele plötzlich gestört, sie in die Wogen eines bewegteren Lebens geschleudert werden sollte.

Yamma hatte ihre Mutter in einem verdeckten und kostbar ausgestatteten Wagen, der, wie dorten gebräuchlich, von Rindern gezogen worden, zu einem Gartenhause begleitet, welches ihr Vater in Colahbah besaß. Colahbah, vom Meere umspült, fast beständig von kühlen Lüften gefächelt, zeichnet sich durch die Frische und Ueppigkeit seiner Vegetation so vortheilhaft von der ganzen Umgebung aus, daß die reichen Bewohner Bombay's es zur Anlage ihrer Gärten ausersehen haben. Es ist indessen mit letzterer Stadt einzig durch einen Felsenweg verbunden, welcher nur während der Ebbe überschritten werden kann und daher von den Eingeborenen das gefährliche Riff genannt wird. Angelockt durch die erquickende Kühle schattiger Gänge, verloren sie sich in die entferntesten Theile der großen Besitzung.

Goldene Bananen, glänzende Mangonien, Blumen von höchster Schönheit und Fülle fesselten ihre Aufmerksamkeit und reizten ihre Neugierde zu näherer Beschauung und Genuß. So entfernten sie sich immer weiter und weiter und verweilten länger als ihr vorsichtigeres Gefolge es wünschte, das mit Besorgniß der herannahenden Fluth entgegen sah. Endlich gedachten die Damen des Rückweges, und die Rinder, die ihren Wagen zogen, näherten sich allmählig, stolz auf den Klang der Silberglocken, welche um ihren Hals hingen, dem oben erwähnten Canale. Das Floßholz begann bereits in den niederen Theilen desselben durch die herannahende Fluth sich zu heben und zu rudern; indessen war der Fahrweg, am Kamme des Felsens hin, noch immer zu passiren; obschon man die steigenden Wasser sich hie und da über seine schwarzen Rippen erheben sah. Die Treiber, hoffend noch durch den Canalweg zu gelangen ehe die Fluth die Felsen bedecke, trieben ihre Thiere zur größten Eile an. Unglücklicherweise erhob sich jedoch ein scharfer Wind, der die Meereswellen heftig in den Hafen von Bombay warf, und ehe der Wagen die Hälfte des Weges zurückgelegt, sahen Mutter und Tochter zu ihrem Entsetzen, daß das wilde Element, ihn erfaßte und ihre Diener schwimmend, mit größter Anstrengung bemüht waren, die Rinder an ihren Köpfen nach dem Ufer hinzuleiten.

Die Verwirrung stieg bald auf das Aeußerste. Mutter und Tochter mischten ihren Klageruf mit den heulen-

den Winden; weinten und jammerten, mehr Eines für das Andere, als für sich selbst; aber ihr Angstgeschrei wurde durch das Brüllen der Fluth übertönt und das Gedränge an der Ueberfahrt war zu sehr auf seine eigene Rettung bedacht und zu entfernt, um Hülfe bringen zu können.

In diesem entsetzlichen Augenblicke eilte der junge und liebenswürdige Capitain Saydow, in der Hoffnung die Furt noch vor dem Eintritte der Fluth erreichen zu können, in vollem Galloppe von der Festung daher und nahm zu dem Ende seinen Weg direct nach dem gefährlichen Riffe. Ein Blick jedoch überzeugte ihn von der Unmöglichkeit seinen Wunsch auszuführen; mit einem zweiten hatte er kaum den Todeskampf mehrer Menschen gewahrt, hatte kaum den durchdringenden Hülferuf der Weiber vernommen, als er auch zu ihrem Beistand in die Fluth sprengte.

Capitain Saydows Pferd, ein starker, gelehriger Araber, war von demselben, einem leidenschaftlichen Jagdfreunde, gewöhnt worden, Flüsse — und besonders diesen niedrigen Theil der Furt, obschon sie eine viertel Meile lang — zu durchschwimmen. Er erreichte daher bald den ersehnten Punkt und der Stärke und Ausdauer seines Thieres völlig vertrauend, nahm Saydow die Tochter, welche leicht wie eine Nymphe war, vor, die zitternde Mutter hinter sich, und gewann auf diese Weise glücklich das Ufer; während Wagen und Rinder durch die Gewalt der Fluth weggeschwemmt wurden. Vergebens

kämpften Thiere und Treiber gegen das wilde Element. Der Schrecken, ihre mächtigen Anstrengungen überbietend, vernichtete sie; denn einen Augenblick nach dem glücklichen Entkommen der Damen, waren Diener, Wagen und Rinder verschwunden.

Mancher Kampf, manche Gefahr erfordern eine längere Beschreibung als sie selbst dauern. Dies war auch hier der Fall. So kurz indessen der Zeitraum war, in welchem sich die beschriebene Scene ereignete, so hatte sich doch eine große Menge Volkes am Ufer versammelt und nicht allein die geretteten Damen, sondern alle Zungen vereinten sich dem jungen Manne für sein kühnes Benehmen zu danken.

Unterdessen staunte Saydow die schöne Damma mit Bewundern an; und auch diese war von der nämlichen Schönheit ihres Retters überrascht. Die holde Parsin glich, blaß von Schrecken und von Seewasser triefend, der reitzenden Venus, die sich aus Oceans Bett erhebt. Saydow mußte sich gestehen: sie sey die herrlichste Bildung der Schöpfung, die er je erblickt. Aus seinem ersten Entzücken erwachend, sprengte er sogleich nach dem nahgelegenen Fort zurück, trieb Palankeens auf und sah die schöne Parsin glücklich ihre Wohnung erreichen.

Ich wünschte um Capitain Saydow willen — ich wünschte wegen einer glücklichen Beendigung meiner Erzählung — daß seine Bekanntschaft mit Damma hier geendet hätte; doch ich bin durch die Gesetze des Historikers und mein Versprechen verpflichtet, nicht dem

Schwunge meiner Phantasie zu folgen, sondern gewissenhaft den wahren Thatbestand anzugeben. —

Saydow, welcher Yamma bis zum Wahnsinn liebte, versuchte alle in seiner Macht stehenden Mittel, deren Gegenliebe zu gewinnen. Er correspondirte mit ihr vermittelst der Fakiere, (religiöser Bettler) und bot ihr seine Hand an; denn Saydow dachte zu edel, als daß er den Gegenstand seiner Anbetung hätte verderben wollen. Die liebliche Parsin vermochte dem Zauber seiner Kunst nicht zu widerstehen; sie vergaß die strengen Gebräuche ihres Stammes und verschaffte ihrem Geliebten Mittel sie zu sehen.

Der Capitain schlich sich in der Verkleidung eines Hindu = Sterndeuters zu ihr und sie willigte ein: Vater und Mutter zu verlassen, um ihm für das Leben zu folgen. Unglücklicherweise wurden sie entdeckt und augenblicklich durch drei herzhafte, wohlbewaffnete Parsen verfolgt und erreicht. Es entspann sich ein wüthender Kampf um den Besitz der schönen Beute, in welchem Saydow beinahe getödtet wurde. Er sank schwer verwundet und besinnungslos zu Boden; während man die arme Yamma ihrer racheschnaubenden und beschimpften Familie zurückgab.

Der Leser mag sich den Schrecken und die Verwirrung Yammas denken — wie sie ihre Unschuld und Reinheit betheuerte, — wie man, ihr mißtrauend, sie mit Vorwürfen überhäufte, — wie Saydow, der wieder

zum Bewußtſeyn erwacht und ihr mühſam gefolgt war, ſtürmte und tobte, — wie er ihrer Familie jede Genugthuung, die ein Mann von Ehre geben kann, anbot — und wie dieſe ſeine Anerbietungen mit tiefſter Verachtung zurückwieſen. — Der Leſer kann ſich aber ſo leicht das Folgende nicht malen; denn kaum wird er glauben oder ahnen, daß ſolche Begebniſſe in der Wirklichkeit vorkommen. Nur kurz vermag ich ſie zu beſchreiben. Eilend will ich nur die ſchwachen Umriſſe entwerfen und mich mit Entſetzen abwenden, ſelbſt von dem Bilde, das ich nur mit erblaſſenden Farben zu ſchildern im Stande bin.

Die Häupter jenes parſiſchen Stammes, zu welchem Yamma gehörte, waren verſammelt; und nachdem ein Eid der Verſchwiegenheit geleiſtet worden, führte man die ſchöne Unglückliche, ſtrahlend wie eine Braut und geſchmückt als die Tochter des reichen Juwelenhändlers Limjee Dorabjee, ein. Nach einigen vorläufigen Ceremonien näherten ſich Mutter und Großmutter und boten ihr, die gleich einer herrlichen Bildſäule daſaß, einen vergifteten Becher und einen Dolch, indem ſie in feſtem Tone ſprachen: „Wähle!“ — — Yamma blickte Beide lang und ſchmerzlich an; dann entgegnete ſie heldenmüthig und mit Ruhe: „Das Schickſal wollte daß dies Yammas Hochzeit ſey. So lebt denn wohl: Vater, Mutter, Welt! Lebe wohl du meiner Seele Licht und Stern!“ — Mit feſter Hand ergriff ſie dann die tödtliche Schale und leerte ihren Inhalt. — Ihre ſüßen Augen blieben offen, bis der Tod ſie ſchloß. Hierauf wurde ſie

ihrer Kleider beraubt, als Leichnam bedeckt und wie oben beschrieben zum Begräbnißplatze gebracht.

Der Fall der armen Yamma war es, der mich an jenem Morgende mit Schauder erfüllt hatte! —

Als Saydow der Geliebten Tod erfuhr und vermuthete, daß sie, den parsischen Gesetzen nach, gemordet worden sey, entwich ihm der Götterfunke Vernunft.

„Mein Pferd, mein Pferd!“ schrie er gräßlich auf — und als er dessen kriegerischen Hals verzweiflungvoll klopfte, sah der Zelter das wilde, starre Auge seines Herrn und bäumte sich zitternd. — Fort flogen Reiter und Roß! — weit dahinter folgte der keichende Diener. Er hörte den donnernden Hufschlag und seines Herrn Stimme das Thier gegen die schäumenden Wellen antreiben — jetzt folgte ein gewaltiger Schlag, wie das Brechen einer mächtigen Wasserwoge und als er das Seeufer erreicht hatte, schwamm weit auf der brausenden Oberfläche des Oceans ein schwarzer Punkt — aber nie sah er seinen braven Capitain — nie dessen Araber wieder.

Seliges Wissen.

Ich glaube nicht, ich weis bestimmt:
Der Funke Geist, der in mir glimmt,
Wird einst von seinen Schlacken rein,
Und ewig seyn!

Ich glaube nicht, ich weis: es war
Ein Gott, der seyn wird immerdar.
Und außer ihm kann nichts bestehn,
Und nichts vergehn.

Ich glaube nicht, ich weis: ich bin
Ein Theil aus diesem ew'gen Sinn;
Von dem mich Nichts entreißen mag,
Kein jüngster Tag.

Ich glaube nicht, ich weis: es ist
Kein Tod der wahre Trennung ist.
Es bringet nur zum höhern Seyn,
Das Leben ein.

Ich glaube nicht, ich weis es ja:
Es giebt kein Hier, kein Dort, kein Da,
Nicht Zeit (dies Maß der Menschlichkeit),
Nur Ewigkeit.

Ich glaube nicht, ich weis: ich werd',
Befreit von dieser Hand voll Erd',
Mich ganz der ew'gen Liebe weihn,
Einst selig seyn.

Die Taufe.

Posse in einem Aufzuge.

Personen.

Twiddy, Pachter.
Madame Morton, seine Schwiegermutter.
Grum.
Warton.
Madame Liebkind.
Madame Pilberry.
Madame Carney, Wärterin,
Martha, Dienstmädchen bei Twiddy.
Ein Bedienter Wartons.

Ein einfaches Zimmer im Hause **Twiddy's**. Rechts und links eine Thüre. Links ein Tisch mit Schreibzeug. Rechts ein Kamin und ein Tisch mit Wäsche. Im Hintergrunde ein Tisch, worauf einige Flaschen Wein, Kuchen, Früchte u. s. w. stehen. In der ersten Coulisse ein Fenster.

Erste Scene.

Madame Carney (an dem Tische rechts, Wäsche bügelnd. **Madame Morton** am Kamine, ihr getrocknete Wäsche reichend).

Mad. Carney. Lassen Sie nur die Wäsche recht austrocknen, Madame Morton, man kann bei dem kleinen Wesen nicht vorsichtig genug seyn.

Mad. Morton. Seyn Sie ohne Sorge, Madame Carney; ich bin selbst Mutter und weiß was für Sorgfalt Kinder erfordern. Meine Tochter, Madame Twiddy, wäre nie Gattin und Mutter geworden, hätte ich sie in ihrer Kindheit nicht so sorgfältig gepflegt.

Mad. Carney. Ich bin froh, daß die Taufe endlich vor sich geht und das arme Ding einen Namen bekommt. Es ist das dritte Mal, daß sie angesetzt wird und ich hoffe, daß nichts mehr dazwischen kommt.

Mad. Morton. Ich denke nicht; der Pathe ist ein Ehrenmann und wird Wort halten. Die beiden Anderen, die es erst zusagten und sich dann entschuldigen ließen, als der Tag herankam, sind Geizhälse, die das

Pathengeschenk scheuten. So. Ich bin fertig. Legen Sie es lieber in dies Zimmer; (links zeigend) es wird heute dort angekleidet.

Mad. Carney (die Wäsche zusammen packend und in's Zimmer links tragend). Es ist Zeit, daß das Kind geholt wird. Fräulein Fondle ist wirklich sehr theilnehmend. Jeden Morgen läßt sie es auf eine Stunde holen, um es anzuziehn und mit ihm zu tändeln.

Mad. Morton. Ich höre sie verheirathet sich und da macht es ihr Vergnügen, einstweilen die kleinen Pflichten auszuüben. (Man hört an der Hausthüre schellen; sie geht an's Fenster.) Der Stadtpostbote ist an der Thüre; haben Sie 6 Pfennige bei sich?

Mad. Carney. Nein, aber ich will sie holen.

Mad. Morton. Lassen sie nur, es ist nicht nöthig. Twiddy ist schon an der Thüre. Ich bin neugierig, was der Brief bringt.

(Man hört **Twiddy** draußen rufen.)

Nein das ist zu arg! Das ist schändlich, abscheulich!

Mad. Morton. Hilf Himmel! Was ist denn da wieder los?

Zweite Scene.

Vorige. **Twiddy** (einen offenen Brief in der Hand).

Twiddy. Das nenn' ich schändlich! Das ist mir noch nicht vorgekommen! S'ist um toll zu werden.

Mad. Morton. Was ist denn? Was gibts denn wieder?

Twiddy. S'ist abscheulich! Was es gibt? Da, — ein Brief von dem Pathen, Herrn Jenkins, — er kann nicht kommen!

Madame Carney und **Madame Morton** (zugleich). Kann nicht kommen?

Twiddy. Nein! er sagt, dringende Geschäfte riefen ihn in die Stadt und es sei ihm unmöglich, sein Versprechen zu halten. Ist das nicht schlecht? Warum läßt er mich's nicht früher wissen? Ich hätte einen andern Pathen gebeten oder die Taufe verschoben. — Aber nun, nachdem die Ausgaben gemacht sind, — das Essen bestellt, — die Freunde eingeladen, — der Wein gekauft, — Alles, alles angeschafft ist! —— Einen so hohen Aufsatz habe ich beim Zuckerbäcker bestellt, um ihn nach Tisch auf die Tafel zu stellen, — und Alles das für Nichts! O, ich könnte mich hinsetzen und mir die Augen ausweinen.

Mad. Carney. Hm! Wie unangenehm!

Mad. Morton. Es ist abscheulich von Herrn Jenkins!

Twiddy. Was wird die gute Twiddy denken! Die arme Frau ist unwohl und das macht sie vollends krank! Ich hatte meine ganze Hoffnung auf Jenkins gesetzt. Sein Einkommen in der Stadt beträgt bestimmt 300 Pfund; zum wenigsten, dachte ich, wird er dem Kinde einen silbernen Löffel, oder Messer und Gabel, oder sonst so etwas bringen; s'ist ein Knicker! Wahrscheinlich hat ihm Jemand gesagt, daß bei solchen Gelegenheiten etwas erwartet wird und da zieht er sich zurück!

Ist das nicht schmutzig? Was ist nun zu machen? Ich weiß es nicht! — und seine Endschuldigung auf einem halben Blatt Papier zu schicken — Pfui!

Mad. Carney. Halt! — Mir fällt was ein, was glaubt Ihr wohl?

Twiddy. Nun?

Mad. Carney. Ich habe große Lust, zu unserm Miethsmann im ersten Stock zu gehen und ihn zu Gevatter zu bitten.

Twiddy. Was? Zu Herrn Grum?

Mad. Carney. Zu dem!

Twiddy. Das ist nichts. Der wirft Ihnen die Thüre vor der Nase zu. Er wohnt erst drei Wochen hier und ich glaube er will schon wieder ausziehen wegen dem Kindergeschrei!

Mad. Carney. Auf jeden Fall versuch ich's. Nutzt es nichts, so schadet es auch nichts, sagt das Sprichwort, und ich denke ich bringe ihn herum! Ich habe ihn ein oder zweimal auf der Treppe gesprochen und habe Vertrauen zu ihm. Ihr sollt sehen, die Taufe wird nicht wieder verschoben! (Links ab.)

Dritte Scene.

Twiddy, Madame Morton.

Twiddy. Dreimal angeführt zu werden! Sollte man's glauben! Bei den beiden ersten hatte es nicht so viel auf sich, weil sie ein paar Tage vorher erklärten,

daß sie nicht kämen; aber eine Stunde vorher abzusagen, das hätte ich nicht vermuthet. Wenn nur nicht die Frau meines Gutsherrn, Madame Liebkind, käme! Ich hätte Herrn Jenkins für einen ehrenwertheren Mann gehalten, — und noch dazu bei meinem ersten Püpchen! O! ich könnte ihn umbringen, wenn ich ihn hier hätte!

Mad. Morton. Nun, nun, gebt Euch nur zufrieden! Ich denke Frau Carney wird Euren Miethsmann wohl überreden. Er scheint mir ein respectabler Mann zu seyn und ist Junggeselle.

Twiddy. Ach Gott ja; aber er ist ein kurioser Kauz. Jeden Morgen, wenn ich in die Stadt gehe und er am Fenster ist, mache ich ihm ein tiefes Compliment; aber er nimmt gar keine Notiz von mir. — Ach das Ende vom Liede wird seyn, daß mein Kind gar nicht getauft wird; geben sie acht, es wird gar nicht getauft.

Vierte Scene.

Vorige. **Madame Carney.**

Mad. Carney. So; die Sache ist in Ordnung; ich wußte ja, daß es mir gelingen würde.

Twiddy (springt auf sie zu). Was? Er willigt ein?

Mad. Carney. Ja wohl! Er machte einige Schwierigkeiten; aber ich stellte ihm unsere Lage so eindringlich vor und bat ihn so schön, daß er am Ende zusagte.

Twiddy. Das ist herrlich von dem alten Brummbär! das ändert meine Meinung von ihm! Was den Jenkins betrifft, der soll mir nur nicht vor die Augen

kommen; dem will ich's gedenken. (Zu Madame Morton) Geht, Schwiegermutter, unterrichtet meine Frau von dem Vorgefallenen. Die wird sich nicht wenig wundern.

Mad. Morton. Das will ich. Wer weiß, ob Herr Grum die Kinder nicht recht gern hat und sein Patchen im Testamente bedenkt.

Twiddy. Gewiß!

Mad. Carney. Gewiß! (Madame Morton ab.)

Twiddy. Ich glaube, ich thue gut, wenn ich hinauf gehe und mich bedanke.

Mad. Carney. Nein, nein; er sagte, er wolle lieber herunter kommen, weil seine Bücher und Papiere so durcheinander liegen. — Horch er kommt schon die Treppe herab. Nun, bringt Alles in Ordnung und ich glaube, wenn Ihr ihn ordentlich zu behandeln wißt, wird er dem Kleinen auch ein hübsches Pathengeschenk geben. (Man hört links kommen.) Treten Sie ein, Herr Grum, treten Sie ein; Herr Twiddy wünscht sehnsüchtig Ihnen zu danken. (Hat die Thüre geöffnet.)

Fünfte Scene.

Vorige. **Grum** (tritt links ein, nachlässig angezogen, in einem dunkeln Costüme).

Twiddy (läuft auf ihn zu und faßt seine beiden Hände). Mein lieber, werther Herr! Wie soll ich Ihnen für Ihre Gefälligkeit danken; für eine Gefälligkeit, die Sie so plötzlich zu einem Gliede meiner Familie macht.

Grum. Ich brauche kein Familienglied von Ihnen

zu werden. So viel ich von dieser Frau verstanden habe, wünschen Sie, daß ich Pathenstelle bei Ihrem Kinde vertreten soll, weil Sie Jemand hat sitzen lassen.

Twiddy. Richtig! und ich werde ewig den Tag segnen, der mich zum Vater machte und mir die Ehre verschaffte, deren Sie mich würdigt. Sie haben gar keine Idee, wie sehr ich wünschte Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, seit Sie meinen ersten Stock bewohnen. Ich hoffe, Sie sind mit Allem zufrieden?

Grum. Nein, das bin ich nicht, das Kind schreit alle Nacht über meinem Kopfe.

Mad. Carney. Das liebe Kleine!

Twiddy. Ja, das ist wahr; es thut mir selbst leid. Das Kind ist acht Wochen alt und ich habe seit seiner Geburt noch kein Auge geschlossen. Aber die Wärterin sagt, das müsse ich mir im ersten Jahr schon gefallen lassen.

Grum. Etwas muß ich besonders noch erwähnen. Abends wenn es dunkel wird, rückt Jemand, ich weiß nicht wer, wenigstens zwei Stunden lang einen Stuhl hin und her. Ich versichere Sie, gestern Abend bin ich fast toll geworden über das fortwährende Rutschen.

Mad. Carney. Das ist des Kindes Wiege, Herr Grum.

Grum. Mag seyn; aber ich muß ausziehen, wenn das so fort geht.

Twiddy. Ei, mein werther Herr, Sie werden doch nicht —

Mad. Carney. Herr Grum, Sie sollten bedenken, daß Sie als kleines Kind dieselbe Unruhe verursachten.

Twiddy. Sie werden erfreut sein über die Bekanntschaft Ihrer Mitgevatterin, der Madame Liebkind, einer liebenswürdigen Dame; — sie liebt Kinder über Alles, — ist nicht glücklicher, als bei einer Taufe.

Grum. Bin gar nicht begierig darauf.

Twiddy. Wir alle bemühen uns ihr zu gefallen, und ich bitte Sie, Herr Grum, seyn Sie recht artig gegen sie. Sie werden in ihr eine sehr achtungswerthe Dame finden; Sie wird mit Ihnen scherzen, mit Ihnen lachen, mit Ihnen rumoren, wie ein Kind von vierzehn Jahren.

Grum (bei Seite). Ich wollte, ich wäre die letzte Woche ausgezogen.

Twiddy. Ich will einen Augenblick zu meinem Weibchen gehen und sehen, was sie macht. Frau Carney, sehen Sie, daß Alles bereit ist; lassen Sie das Kind bei Fräulein Fondle holen und geben Sie es Herrn Grum, daß er es küßt und mit ihm bekannt wird! Hurrah! Ich halte heute doch Taufe! (Läuft rechts ab.)

Mad. Carney. Setzen Sie sich, Herr Grum, während ich Ihr Pathchen hole. Wir erwarten die Gevatterin jeden Augenblick. Sie wird Ihnen alle die Kleinigkeiten besorgen, die Sie nöthig haben, — wird Ihnen sagen, was Sie für Geschenke zu machen haben. — Ihre Rede sagen Sie nach Tisch, wenn Sie des Kleinen Gesundheit ausbringen. Setzen Sie sich, ich bin gleich wieder da. (ab.)

Sechste Scene.

Grum (allein). Geschenke machen? Rede halten? mit einer Dame spaßen? was soll das Alles heißen? Ich dachte nicht, daß ein Pathe all' das mitmachen müsse, und war ein Narr, mich so leicht bereden zu lassen. Das kommt Alles von meiner Gutherzigkeit; ich kann nicht nein sagen. — Es ärgert mich nur, daß ich mit diesem dummen, nichtssagenden Burschen noch so bekannt werden soll. Ich kann ihn nicht leiden. Sein ewiges Lachen, seine Munterkeit, seine Späße hasse ich, sie sind mir in den Tod zuwider.

Madame Liebkind (außen). Bemühen Sie sich nicht; ich verstehe schon. Der Pathe wartet. Ich will mich schon selbst vorstellen.

Grum. Ach, das ist wahrscheinlich die Dame die mit mir rumoren soll.

Siebente Scene.

Grum. Madame Liebkind.

Mad. Liebkind. Ah, das ist der ehrenwerthe Herr. Guten Morgen, mein Herr. Ich höre, Sie werden mein Compagnon seyn bei der bevorstehenden Ceremonie? Sie sind der Pathe?

Grum. So sagt man mir, Madame. Die Familie war in Verlegenheit, und —

Mad. Liebkind. Da halfen Sie ihr heraus. Das

ist schön von Ihnen; sehr schön. Aber Ihre Züge verrathen schon Ihr gutes Herz. Sie lieben die Kinder — sind gern bei Familienfesten und betrachten die Taufe als das schönste derselben.

Grum. Nein, Madame, das thu ich nicht.

Mad. Liebkind. Doch, doch; Sie glauben nur, Sie thäten es nicht, aber es ist doch so; unbewußterweise, das gebe ich zu, aber Sie hegen wirklich diese Gefühle. Ja, ja, Sie täuschen mich nicht. Ich bin Schülerin Lavaters und lese Ihre Gefühle in Ihrer Physionomie. Dieses große, klare Auge zeugt deutlich Güte und Humanität, — diese hohe poetische Stirne bedeutet Wohlwollen gegen die ganze Menschheit, — dieses runde Kinn, diese krausen Lippen, — die gespaltene Nase, — diese kleinen aristokratischen Hände und Ohren — Alles spricht für die Noblesse Ihres Herzens und Ihrer Geburt.

Grum. Gespaltene Nase! krause Lippen!? die habe ich nie bemerkt. (Geht an den Spiegel und betrachtet sich.) Ich glaube Madame, meine großen, klaren Augen belügen mich, denn ich kann wirklich nichts von den ausgezeichneten Zügen sehen, die Sie anführen.

Mad. Liebkind. Das, mein Herr, ist nur optische Täuschung, die die Natur in ihrer weisen Einrichtung angewandt hat, um Sie vor allzugroßer Eigenliebe zu bewahren, welche eine natürliche Folge Ihres Selbstbewußtseyns solcher Vorzüge seyn würde. Diese Liebe soll vielmehr auf Ihre armen Nebenmenschen, besonders auf die hülflose Kindheit übertragen werden, wie ich Ihnen

gleich erklären werde. Setzen Sie sich zu mir. (Sie drängt ihn zum sitzen).

Grum. Erlauben Sie, Madame, sind Sie verwandt mit Herrn Liebkind in der Stadt, dem Unternehmer der neuen Eisenbahn?

Mad. Liebkind. So bekannt, mein werther Herr, daß Herr Liebkind mein Gatte ist.

Grum. Wirklich? Das freut mich. Ich gehe morgen oder übermorgen in die Stadt zu ihm, um Manches anzukaufen, da ich für diese 50 Pfund grade keine andere Verwendung habe. (Zieht sein Portefeuille.)

Mad. Liebkind. Ei, mein lieber Herr, Sie denken zu edel, um mit dem Gelde zu speculiren, was Sie grade jetzt so gut anwenden können. Welche herrliche Geschenke können Sie für diese 50 Pfund dem Kinde machen, für welches wir uns interessiren.

Grum (steckt sein Portefeuille ein). Ich bin nicht interessirt.

Mad. Liebkind. Nicht für sich selbst, das weiß ich; aber für Ihren kleinen Schützling hegen Sie Gefühle, welche Sie nicht in Worten ausdrücken, sondern nur durch Thaten bekräftigen können. — Für's Erste gehen Sie mit mir und kaufen einen silbernen Becher, ein Spitzenkleidchen und eine goldne Kinderrassel.

Grum. Zu was?

Mad. Liebkind. Für Ihr Pathchen.

Grum. Ich will nicht.

Mad. Liebkind. Sie denken, Sie wollen nicht;

aber Sie wollen doch. Ferner geben Sie 5 Pfund, einen Muff und ein Halsband für die Wärterin. Ich selbst will alle die Sachen aussuchen, und die Rechnungen an Sie weisen. — Sie guter Pathe, Sie! (Grum steht auf und will fort: sie erwischt ihn beim Rockschooß). Ei, wo wollen Sie hin?

Grum. Auf mein Zimmer.

Mad. Liebkind. Warum?

Grum. Ich, — ich weiß nicht.

Mad. Liebkind. Ja wirklich, das wissen Sie auch nicht. — Darum kommen Sie, geben Sie mir Ihren Arm; (nimmt seinen Arm). Wir wollen der Madame Twiddy einen Besuch machen. Das arme Weibchen war recht krank, wie ich höre; die Anwesenheit der Freunde ihres Kindes wird sie freuen, und hernach machen wir unsere Einkäufe. — Aber — Sie — Sie müssen ein wenig sorgfältiger auf Ihre Kleidung sehen, — Das Halstuch sitzt ja so nachlässig. (Sie macht das Halstuch auf und bindet es so fest, daß er sich kaum bewegen kann). So — jetzt sehen Sie doch stattlicher aus; und der Rock sitzt als wenn er gar nicht für Sie gemacht wäre; knöpfen Sie ihn doch zu. (Sie knöpft ihn bis oben hin zu). Ich habe es gern wenn die Männer ein wenig eitel sind. — So — jetzt sehen Sie ganz anders aus, geben Sie mir Ihren Arm. (Nimmt seinen Arm, zieht ihn zur Thüre rechts und klopft an.) Madame Twiddy! Seyn sie ohne Sorgen, es sind nur die Pathen! wir können schon eintreten; kommen Sie, lieber Freund,

nur voran! Sie kommen mir heute nicht mehr von der Seite. (Ab, Grum hineinschiebend.)

Achte Scene.

Martha. Warton.

Martha (Warton einführend). Treten Sie ein, mein Herr. Wen habe ich zu melden?

Warton. Euer Herr kennt mich nicht. Sagt nur ein Fremder wünsche wegen einem dringenden Geschäfte mit ihm zu reden.

Martha. Wohl. (Rechts ab.)

Warton. Ich muß all' mein disponibles Geld eintreiben. Es ist traurig durch Stolz und Hochmuth der Verwandten gezwungen zu werden, sein Haus und Alles was einem theuer ist, verlassen zu müssen.

Neunte Scene.

Warton, Twiddy (rechts) Martha (folgt ihm und geht ab).

Twiddy. Wegen einem dringenden Geschäfte? Ihr Diener, mein Herr!

Warton. Guten Morgen! Sie sind —?

Twiddy. Hopkins Twiddy, zu dienen.

Warton. Sie kennen Herrn Ottomann?

Twiddy. Sie meinen doch den Tapezierer. (Warton nickt bejahend.) Er hat mir den ersten Stock eingerichtet.

Warton. Ihre Accepte für ihn von fünfzig Pfund ist heute fällig; ich habe sie in Händen und da ich

gezwungen bin, London zu verlassen, so präsentire ich sie in Person.

Twiddy. Heute fällig? Hilf Himmel! das ist ein Irrthum! Nach meinem Notizbuche erwartete ich sie vier Tage später. (**Warton** giebt ihm den Wechsel er betrachtet ihn.) Hm! freilich! — heute fällig, — das ist dumm! Ich habe nicht fünf Pfund im Hause; was mache ich denn nur da: Ich weiß wahrlich keinen Rath.

Warton. Meine Umstände sind der Art, daß die Nichteinlösung des Wechsels mich sehr genieren würde.

Twiddy. Mein Gott, wie bin ich nur zu dem Irrthum gekommen?! Aber seit mein Kind geboren ist, bin ich ganz aus der Ordnung gekommen! Die ruhelosen Nächte, — Vatersorge — und — doch Sie sind vermuthlich nicht Familienvater?

Warton. Doch, mein Herr, und mein Geschäft hier ist nicht allein den Wechsel einzukassiren, sondern auch, eine Wärterin bei Ihnen aufzusuchen.

Twiddy. Madame Carney?

Warton. Dieselbe.

Twiddy. Sie ist nur ausgegangen, um mein Kind zu holen und wird in wenigen Minuten hier seyn. Wenn Sie Platz nehmen wollen, ich will einstweilen suchen, wegen dem Wechsel Rath zu schaffen. (Gibt **Warton** den Wechsel zurück.) Sehr unangenehm in der That! Wo soll ich das Geld hernehmen. Halt, da fällt mir's ein! mein Miethsmann, Gevatter Grum; der wird mir's leihen, gewiß er thuts. Als Pathe meines Kindes sind

meine Interessen auch die Seinigen. Ich will ihn gleich bitten. (Rechts ab.)

Warton. Wenn ich nur die Wärterin antreffe, um ein Arrangement mit ihr zu treffen; es wäre mir ein große Last vom Herzen!

Zehnte Scene.

Warton, Madame Carney.

Mad. Carney. Wie albern von Mamsell Fondle das Kind jetzt auf die Promenade zu schicken, wo es in wenig Minuten getauft werden soll. Ich kann das Mädchen mit dem Kinde nirgends finden. (Bemerkt Warton). Ach, Herr Warton! wie geht es Ihnen? Was macht Ihre junge Frau und Ihr Kind?

Warton. Ach, gut daß ich Sie treffe, ich suche Sie schon den ganzen Morgen.

Mad. Carney. Womit kann ich dienen?

Warton. Als Sie meine Frau bedienten, erfuhren Sie daß wir uns heimlich trauen ließen, was ihre stolzen Verwandten sehr aufbrachte. Sie versprachen die Sache geheim zu halten.

Mad. Carney. Ganz recht und ich kann Sie versichern, daß nie ein Wort über meine Lippen gekommen.

Warton. Um einen Verwandten zu besuchen, der großen Einfluß bei der Familie hat, verließ meine Frau gestern die Stadt und überließ unser Kind der Dienerin. Diesen Morgen bekomme ich nicht allein die Nachricht, daß sie vor einigen Tagen nicht zurück-

kehren kann, sondern daß ihre Verwandten meine Gläubiger antreiben, mich festsetzen zu lassen, — daß man mir nachsucht, und daß ich, obgleich ich England mit dem ersten, nach Boulogne abfahrenden Paketboote verlassen kann, nach meiner Entfernung ruinirt bin.

Mad. Carney. Welche Grausamkeit.

Warton. Unser Kind —

Mad. Carney. Das arme Kleine!

Warton. Es ist unten im Wagen mit der Magd. Ich habe Sie aufgesucht, um es bis zur Rückkehr meiner Frau Ihrer Sorgfalt zu übergeben. Ich will Ihnen so viel Geld, als Sie bedürfen zurücklassen. Ihre Einwilligung mir in dieser Sache beizustehen, wird mein Herz sehr erleichtern, da ich volles Vertrauen in Ihre Sorgfalt und Aufmerksamkeit setze.

Mad. Carney. Sie dürfen sich auf mich verlassen.

Warton. Des Kindes Mutter und ich, wir wünschen beide, daß es ohne Verzug getauft werde. Kann ich Ihnen auch die Besorgung dieser Ceremonie überlassen.

Mad. Carney. Nun ich muß gestehen, das ist drollig. Wissen Sie, daß wir heute hier im Hause eine Taufe haben, noch in dieser Stunde? — Haben Sie Pathen?

Warton. Da ich meinen Aufenthalt hier geheim zu halten wünschte, so habe ich keinen meiner Freunde angesprochen.

Mad. Carney. Dann wollen wir beide Kinder

zu gleicher Zeit taufen lassen. Wir werden zwei Pathen für Ihr Püppchen brauchen. — Laß sehen; — Herr Grum wird der eine sein, das weiß ich; aber wen nehmen wir zum Andern? — Halt, da ist mein Neffe, der Krämer, — ich will zu ihm laufen und ihn darum bitten. — Da er dem Kinde nichts zu geben braucht, wird er mir's nicht abschlagen. Setzen Sie sich ein wenig, während ich ihn aufsuche.

Warton. Da ich das Haus verlasse, sobald mein Geschäft mit Herrn Twiddy beendigt ist, so wäre es mir lieb, wenn Sie die Sorge für das Kind gleich ganz übernehmen wollten.

Mad. Carney. Wo ist das Kleine?

Warton. Im Wagen bei dem Mädchen.

Mad. Carney. Gut; ich will ihr sagen, daß sie so lange in's Vorzimmer tritt, bis ich zurückkomme; in fünf Minuten bin ich wieder da. Welchen Namen soll das Kind führen.

Warton. Franz.

Mad. Carney. Franz? Gut ich will's merken.

Warton. Kann ich hier an meine Frau schreiben, um sie von dem Geschehenen zu unterrichten?

Mad. Carney. O ja, hier finden Sie Alles; setzen Sie sich, ich werde mich so viel als möglich beeilen, und finde hoffentlich meinen Neffen zu Hause. Wie drollig! Zwei Taufen auf einmal; ein Knabe und ein Mädchen! (Bei Seite.) Da gibt's Dukaten für mich! (ab.)

Warton (am Tische schreibend). Ich wollte, Alles wäre vorüber! Meine arme Frau thut mir leid!

(Man sieht Grum, wie er einen Versuch macht, aus der Thüre rechts zu entrinnen, aber am Rockschooß zurückgehalten wird. Warton sieht sich bei dem Geräusch um, schreibt aber weiter, als er Niemand erblickt.)

Elfte Scene.

Warton. Madame Liebkind (kommt, **Grum** am Arme haltend).

Mad. Liebkind. Nein, nein, Herr Gevatter, Sie entrinnen mir nicht! Geben Sie nur die Hoffnung auf!

Grum (bei Seite). Die Frau macht mich noch toll!

Mad. Liebkind (zu Warton). Wir sind gleich zu Befehl mein Herr! (Warton verbeugt sich und schreibt weiter.)

Mad. Liebkind (zu Grum gewandt). Kommen Sie, helfen Sie dem armen Manne aus seiner Verlegenheit; leihen Sie ihm die fünfzig Pfund! Thun sie es; — Sie dürfen ganz sicher seyn, das Geld wieder zu erhalten. Ich weiß, Sie haben 50 Pfund in Ihrem Portefeuille.

Grum. Ich kann wahrlich nicht, Madame, ich, — ich will nicht!

Mad. Liebkind. Das bilden Sie sich nur ein; Sie wollen doch. (Ihm schmeichelnd.) Fragen Sie nur Ihr gutes, altes Herz, — entsprechen Sie seinen edlen Regungen; — Sie können es wahrhaftig nicht abschlagen; bedenken Sie, daß Sie gleichsam ein Mitglied der Familie Twiddy's werden, — seine Wohlfahrt muß Ihnen am Herzen liegen, — Sie haben Theil an seinem Glücke,

seine Sorgen werden auch die Ihrigen — seine Kinder werden Sie als ihren zweiten Vater verehren, — und — Sie leihen ihm die fünfzig Pfund; Sie können es nicht abschlagen? Können Sie? He?

Grum (zieht während ihrem Schmeicheln langsam sein Portefeuille heraus). Die Frau kennt meine schwache Seite; sie weiß daß ich nicht nein sagen kann; ich wollte ich wäre fort von hier; ich käme sobald nicht wieder!

Mad. Liebkind. Geben Sie mir das Portefeuille. (Nimmt es ihm aus der Hand.) Sie sind eine gute Seele; o, ich kenne Sie! (Sie öffnet das Portefeuille; Grum sieht böse zu.) Wie freue ich mich, dies Lächeln der Barmherzigkeit auf Ihrem Gesichte zu sehen. (Nimmt die Banknote heraus.) So, mein Herr, hier ist die Zahlung für Twiddy's Wechsel. (Sie gibt Warton die Banknote, welcher ihr dagegen den Wechsel gibt.)

Grum. Aber Madame —

Mad. Liebkind. Still, still! (Gibt ihm den Wechsel.) Hier, nehmen Sie den Wechsel als Sicherheit, lieber Freund! Ich will hinein, um die Besorgnisse der guten Leute zu heben. Sie lieber, alter Herr! Ich möchte Ihnen beinahe um den Hals fallen! O Menschennatur! Trotz deiner Fehler, wie viele gute Eigenschaften zeigst du täglich! (Geht rechts ab.)

(Warton steckt Note und Brief ein, welchen er während der Scene geschrieben und gefalzt hat).

Grum. Nun, wenn das Pathe seyn heißt —

Warton. Pathe? Sind Sie der Pathe? Die Wärterin hat Sie also gesprochen?

Grum. Ja mein Herr, und ich wollte, sie hätte eher jeden Andern, als mich damit belästigt.

Warton. Ei, mein werther Herr, sprechen Sie nicht so, ich werde ihnen ewig dankbar dafür bleiben.

Grum. Sie?

Warton. Ich hoffe bald im Stande zu seyn, frei auftreten zu dürfen und mir Ihre Freundschaft zu erwerben. Einstweilen jedoch werden Sie einsehen, daß die Sache ein Geheimniß bleiben muß, welches Sie hoffentlich vor der Hand nicht verbreiten werden. Ich bin der Vater des Kindes.

Grum. Was? Sie? Hahaha! (Bei Seite.) Armer Twiddy!

Warton. Ich habe jetzt nicht Zeit, mich weiter darüber auszusprechen; aber glauben Sie mir, ich bin es.

Grum. Hahaha! das freut mich! Ich hasse diesen Twiddy, diesen unwissenden, eingebildeten Burschen! Also Sie sind der Vater!

Warton. Still!

Grum. Nicht ein Wort! Nicht eine Sylbe! Ich wünsche Ihnen alles Gute! Nun werde ich meine Pflichten als Pathe von Herzen gern erfüllen!

Warton. Madame Carney hat mein ganzes Vertrauen und wird Ihnen Alles erklären. Ich will noch einmal mein Kind umarmen und dann abreisen. Leben Sie wohl; ich hoffe, der Tag ist nicht mehr fern, an

dem ich Ihre Güte offen bekennen darf, und dann werde ich zeigen, daß ich nicht undankbar bin. (Durch die Mitte ab.)

Grum (vergnügt die Hände reibend). Das ist köstlich! Hahaha! der dumme Teufel! Dacht' ich's doch immer, dem lungenkranken Menschen konnten die Vaterfreuden nicht werden. Ich bin so froh, — so froh! — wenn Jemand die Madame Liebkind vergiftet hätte, könnte ich nicht froher seyn! Hahaha! —

Zwölfte Scene.

Grum. **Martha** (führt Madame Pilberry ein).

Mad. Pilberry. Sage Deinem Herrn es würde zu spät, der Geistliche erwartet uns bereits.

Dreizehnte Scene.

Vorige, **Madame Liebkind**, **Madame Morton**, **Twiddy** (rechts). **Martha** (geht links ab).

Madame Liebkind (zu Grum). Geschwind, lieber Pathe, wir müssen uns eilen! Ach, Madame Pilberry, wie geht es Ihnen? (Geht auf sie zu und spricht mit ihr.)

Twiddy (zu Grum). Herr Grum, die Gefälligkeiten, die Sie mir heute erweisen, werde ich Ihnen nie vergessen; ich habe keine Worte — —

Grum. Lassen Sie es gut seyn, ich bitte! Wo ist das Kind?

Twiddy. Wo ist mein Kind?

Grum. Ihr Kind? Hihihi! (Kichert höhnisch.)

Twiddy (verblüfft mitlachend). Hihihi! Sie wollen scherzen? Hehe!

Grum. Ja wohl, hahaha!

Mad. Liebkind. Kommt, kommt! wir Alle warten! Wo ist die Wärterin mit dem Kinde?

Twiddy (rufend). Frau Carney! — wo steckt sie denn? Sie ging fort um das Kind zu holen.

Mad. Liebkind. Wir kommen gewiß zu spät, Sie sollen sehen!

Mad. Pilberry. Ich sagte Ihnen ja bereits, wir werden erwartet.

Twiddy. Erwartet? — Madame Carney! Mein Himmel wo steckt sie denn? Ich möchte aus der Haut fahren! ich fürchte es ist ihr etwas zugestoßen, sie wird das Kind nicht finden können. (Ruft zur Thüre links hinaus.) Madame Carney!

Mad. Liebkind. Es ist doch zu arg! (Geht zur Mittelthüre und sieht hinaus.) Madame Carney! Ei da ist ja das Kind. Jetzt geschwind; Madame Pilberry, Sie sind eine junge Frau, nehmen Sie das Kind und gehen Sie zuerst, wir folgen Ihnen. (Madame Pilberry ab.) Wo steckt nur die Wärterin? wir können nicht auf sie warten. Kommen Sie, Madame Morton; Herr Grum, Ihren Arm! Sie, Twiddy, bleiben bei Ihrer kranken Frau? — nicht wahr? — Bringen Sie einstweilen Alles in Ordnung, Kuchen und Wein, um des Kleinen

Gesundheit zu trinken. Kommen Sie! (Sie wollen gehen.) Halt! — des Kindes Namen? wie soll es heißen?

Twiddy. Fränzchen! Ich hab' es Ihnen ja gesagt, Fränzchen! — Meine Frau will es so haben.

Mad. Liebkind. Richtig, Fränzchen! — Also vorwärts, Herr Grum, vorwärts! — Wie freue ich mich auf die Taufe.

(Alle links ab außer Twiddy.)

Vierzehnte Scene.

Twiddy (allein). Nun wird's doch bald vorbei seyn, hoff' ich. Ich habe genug Angst ausgestanden. Meine Frau schläft, und es ist mir lieb, daß sie endlich ein wenig Ruhe hat. — Aber über unsern Miethsmann freue ich mich, — so ein gefälliger Mann — und ein drolliger Kauz! — Wollte seinen Spaß mit mir treiben wegen dem Kinde, hahaha!

Fünfzehnte Scene.

Twiddy. Martha.

Martha. Ein Mann wünscht die Madame Carney zu sprechen.

Twiddy. Sie ist nicht da, laß ihn herein kommen.

(Martha ab.)

Er mag warten, bis sie kommt.

Sechszehnte Scene.

Twiddy. Ein Bedienter (mit einem Briefe).

Twiddy. Setzt Euch einen Augenblick, Madame Carney wird gleich hier seyn.

Bedienter. Ich brauche nicht zu warten. Wollen Sie nur diesen Brief an den Herrn geben, der hier wohnt. Die Wärterin weiß seinen Namen, ich glaube er ist der Pathe.

Twiddy. Ihr meint Herrn Grum. Er ist eben bei der Taufe, wenn es sehr dringend ist, will ich den Brief hinschicken.

Bedienter. Ich glaube ja. Er ist von des Kindes Vater.

Twiddy (verwundert). Von des Kindes Vater?

Bedienter. Ich habe Eile, und will daher den Brief da lassen. Seyn Sie so gut und geben ihn entweder der Wärterin oder dem Herrn und sagen Sie, mein Herr habe gute Nachricht erhalten und werde bald hier seyn um das Kind zu holen. (Ab.)

Siebenzehnte Scene.

Twiddy (allein. Hat den Brief genommen und sieht ihm verwundert nach). Vater? — Das Kind holen? — mein liebes Püppchen holen? Das ist entweder eine schreckliche Verschwörung oder ein Possenspiel, eines von beiden. Meine Frau hat mich gewiß nicht hintergangen, mich, ihren Ehemann! Gott bewahre mich

vor solchem Verdachte. Nur ruhig, — Twiddy! — Nimm's kaltblütig! Dieser Herr Grum lebt erst drei Wochen in meinem Hause, er hat seither nie mit mir gesprochen — und heute willigte er sogleich ein Pathe zu seyn, so daß ich plötzlich meine Meinung von ihm änderte und mit ihm über mein Kind scherzte. — Die Wärterin und er sind einig, — dieser Herr Grum leitet das Ganze! — O! mein Verdacht fängt an sich zu bestätigen, — dieser mysteriöse Brief — ach, es wäre erschrecklich wenn es wäre! — mein Kopf, mein armer Kopf! ich werde wahrscheinlich krank. — Soll ich zu meiner Frau gehen? — (entschlossen) Nein, ich will das ganze Complot auf einmal entdecken! Ich will versuchen, ob ich es aus dem Briefe entziffern kann. (Liest aus dem geschlossenen Briefe.)

„Werther Herr! — Verheimlichung — nicht weiter nöthig — vergeben —" Etwas vergeben? „Verbunden für die Mühe — verursacht habe —" So? — „Wenn das Kind getauft ist — ehe ich zurückkomme — nichts zu sagen!" — Ach Gott, das wird immer klarer! — „mich verlangt — liebes Fränzchen zu umarmen!" — O, jetzt ist es klar wie das Tageslicht! Darum wollte es Madame Twiddy mit dem Namen getauft haben! Ich bin ein unglücklicher Mann; — ein Opfer der Heuchelei und weiblichen Unbeständigkeit! — Mein Kopf summt wie ein Theekessel! — Mich dauern nur alle diese Auslagen — die schönen Kuchen — und Wein, — die Man-

deln und Trauben, ach, und der prächtige Zuckertempel! — Alle das für die abscheuliche Natterbrut! (Es wird rechts geschellt.) Ja, schelle Du nur! ich komme nicht! Du sollst Deines betrogenen Gatten Angesicht nicht mehr schauen!

Achtzehnte Scene.

Martha (kommt links). Twiddy.

Twiddy. Deine Gebieterin schellt! wenn sie nach mir fragt, so sage ihr: Alles sey entdeckt, und ich — (weint) ich sey eine Leiche!

Martha. Ei Herr Twiddy!

Twiddy (heftig). Thu was ich Dir sage! (Martha rechts ab.) Das überlebe ich nicht! Ich verlasse das Haus! Ich will nicht hier bleiben, um der ganzen Regentstraße zum Spott zu dienen. Dachte ich mir's doch immer, das Kind gleicht mir nicht; da ist nicht ein Zug von mir im ganzen Gesichte! Nase, Mund, Stirn, gar nichts von mir! — Ich will fort für immer! (Man hört kommen.)

Mad. Liebkind (draußen). Hier herein, meine Freunde, hier herein.

Twiddy. Da sind sie, sie kommen schon zurück. Ach Gott, was wird Madame Liebkind sagen, wenn sie das hört! der Schurke, der Grum, kommt auch mit. Nein, ich will nicht fort; rächen will ich mich! Gefaßt und ruhig, indignirt will ich ihm entgegentreten. (Wirft sich in einen Stuhl rechts.)

Neunzehnte Scene.

Twiddy, Madame Liebkind, Madame Morton, Grum.

Madame Liebkind (im Eintreten zurücksprechend). Laßt das Kind im Vorzimmer bis es ruhig ist; es darf nicht weinend zur Mutter gebracht werden. — So; Alles ist vorbei! (Setzt sich links.) Das liebe Kind hat einen Namen. Aber Sie haben sich ganz herrlich benommen, Herr Grum, ausgenommen daß Sie das Kind beinahe in den Weihkessel fallen ließen.

Grum. Ich kann keine Kinder halten, ich lasse sie immer fallen.

Mad. Liebkind. Ich habe eine Taufe zu gern; weit lieber als eine Hochzeit. Dabei ist so viel zu überlegen, so manche Sorge zu bedenken; — aber bei der Taufe ist Alles so voll schöner Erwartungen, — die Aeltern sind voll Freude, — die Pathen und Verwandten theilen sie, — das Kind wird als ein Segen betrachtet und Alles ist so vergnügt, daß ich lieber zwanzigmal Taufzeuge, als einmal Brautführerin bin.

Twiddy (seufzend) O!

Mad. Liebkind. Ei, ei! was ist denn dem glücklichen Vater? Herr Twiddy wie sind sie so bleich! Sie sehen ja ganz zerstört aus! was ist Ihnen?

Twiddy (steht auf und schiebt Madame Liebkind mit Würde bei Seite, geht auf Grum zu, gibt ihm den Brief mit affectirter Ruhe, sieht ihn von Kopf bis zu Fuße an und sagt mit einem Tone voll beleidigter Würde): Schurke!

Grum. Was?

Alle. Herr Twiddy!!

Twiddy. Ja, ja — ſtarrt mich nur an! Aber was kann die Gefühle eines beleidigten Gatten unterdrücken?

Grum (öffnet den Brief und lieſt, dann laut zu Twiddy). Ach, Sie wiſſen die Geſchichte ſchon? he! hahaha! es thut mir nur leid, daß ich nicht das Vergnügen hatte, Ihnen die erſte Mittheilung davon zu machen.

Twiddy (ſpringt auf und packt ihn am Kragen). Nichtswürdiger!

Mad. Liebkind. Um Gottes Willen, Herr Twiddy! was ſoll dieſes ſonderbare Betragen?

Mad. Morton. Seyd Ihr toll, Twiddy.

Grum. Nein, das iſt er nicht! Laſſen Sie ihn nur ſich amüſiren. Leſen ſie Madame! (Gibt den Brief an Mad. Liebkind, welche ihn mit Erſtaunen lieſt.)

Twiddy (läßt ihn los). O, geben Sie mir einen Stuhl, Schwiegermutter, einen Stuhl! (Madame Morton ſetzt ihm einen Stuhl hin, er ſinkt ganz erſchöpft nieder.)

Zwanzigſte Scene.

Vorige. **Madame Carney** (eiligſt).

Mad. Carney. Da bin ich! — Sie haben ſich gewiß gewundert, was aus mir geworden iſt. Ich habe meinen Neffen geſucht, er war nicht zu Hauſe und ſo mußte ich alſo warten. Aber er kommt gleich!

Mad. Liebkind. Zu was?

Twiddy. Wozu?

Mad. Carney. Wir werden zwei Taufen haben. Ich bin so außer Athem — ich kann kaum reden —

Mad. Liebkind. Sie müssen reden, Madame Carney, Sie müssen. Die Ruhe unseres Twiddy hängt von Ihrer Erklärung ab. Sie scheinen nach diesem Briefe in eine sonderbare Geschichte verwickelt, und es ist meine Pflicht als Pathe des Kindes, das wir so eben getauft haben, eine Erklärung zu verlangen.

Twiddy. Ja, ja, erklären Sie sich, Madame Carney!

Einundzwanzigste Scene.

Vorige. **Warton.**

Warton. Verzeihen Sie mein Eindringen, meine Freunde! — Liebe Carney, ich habe treffliche Nachrichten. Alles ist vergeben, die Verwandten sind versöhnt. Ich habe es dem Pathen bereits geschrieben und er wird es Ihnen ohne Zweifel gesagt haben. Ich komme um mein Kind zu holen.

Twiddy (ganz verblüfft). Nehmen Sie es, Herr! nehmen Sie es, und machen daß es aus meinen Augen kommt!

Warton. Sie scheinen außer sich, lieber Freund. Ich will nicht hoffen, daß ich Ihnen wehe gethan habe. Ich ließ mein Kind in der Pflege dieser Frau zurück, mit dem Auftrage es sogleich taufen zu lassen. (Auf Grum

zeigend) Dieser Herr willigte ein, der Pathe des Knaben zu seyn.

Twiddy. Des Knaben? — —

Warton. Meines Knaben; — das Kind, welches im Vorzimmer ist, und das, wie ich höre, so eben getauft worden ist.

Twiddy. Wo ist denn aber um's Himmels Willen mein Kind, mein Mädchen?

Zweiundzwanzigste Scene.

Vorige. Madame Pilberry.

Mad. Pilberry. Es ist ein Irrthum vorgegangen, Herr Twiddy. Fräulein Fondle schickt so eben Ihr Kind und läßt um Entschuldigung bitten, daß sie es so lange behalten hat; die Wärterin war von ihr abgekommen.

Mad. Liebkind. Also haben wir das Unrechte getauft?

Twiddy. Gott sey Dank, es wird Licht!

Mad. Liebkind. Und ihr Kleines ist gar nicht getauft worden?

Twiddy (vor Freude außer sich). Hurrah! Welch Glück!

Mad. Liebkind. Welche Dummheit!

Twiddy (zu Grum). Werther Herr, ich bitte Tausendmal um Verzeihung wegen meiner Aufführung! aber Sie können denken, wie mir zu Muthe war! (Grum

wendet sich verdrüßlich ab.) Schwiegermutter, taufen Sie zu meiner Frau, erklären Sie Ihr Alles und geben Sie Ihr einen Kuß für mich! (Madame Morton ab.)

Mad. Liebkind. Also alle unsere Mühe war vergebens; die Taufe muß nochmals vor sich gehen und mein werther Freund wird, ich weis es, Pathe zu beiden seyn.

Grum. Gott bewahre, meine Beste, das werde ich nicht. Ich will nicht.....

Mad. Liebkind. Sie denken wieder, Sie wollten nicht, aber Sie wollen doch. Wir machen hernach die bewußten Einkäufe! —

Grum. Nein, ich will nicht! — ich will heirathen; ich merke anderer Leute Kinder kosten einem mehr als die Eigenen.

Twiddy. Und das Kind wird also nicht getauft?! Ich dachte mir es doch, daß es so kommen würde.

Mad. Liebkind. Ruhig, Herr Twiddy! — (Nimmt Twiddy bei der Hand.) Sehen Sie einmal Herrn Grum in's Gesicht, können diese offenen und menschfreundlichen Züge lügen? — (Grum wendet sich unwillig ab; Mad. Liebkind sieht ihn schmeichelnd an.) Werden Sie unsere Bitte abschlagen?

Grum (leise). Verwünschter Tag!

Mad. Liebkind. Wollen sie ihr Versprechen zurücknehmen, Pathe zu Herrn Twiddy's Kind zu seyn? — Nein, ich weis es —

Grum. Zum Henker alle Taufen! und meine Schwachheit nicht nein sagen zu können.

Mad. Liebkind. Lustig also meine Freunde! Herr Grum, ist ein herrlicher Mann — Ihren Arm mein Bester! — Kommen Sie, kommen Sie Alle, damit das Kleine endlich seinen Namen erhält!

Twiddy. Gott sey Dank! — Welche Angst muß doch ein armer Vater ausstehen bis sein Kind getauft ist. — Ich werde ewig an diesen Tag denken!

Die Sphynx.

Unter den vielen geheimnißvollen Trümmern, welche uns auf eine so interessante Weise über die Bildungsstufen des Alterthums belehren, ragt vor Allen die Sphynx hervor, die schon in den ältesten Zeiten als wichtiges Symbol, wiewohl unter verschiedener Form und Bedeutung bei den Griechen und Egyptern vorkommt und von diesen Völkern mit vielen andern geistreich versinnlichten Gedanken, in die Symbolik unserer Künste überging.

Es würde eine schwierige und dennoch nutzlose Arbeit seyn, die verschiedenen Deutungen aufzuzählen und zusammen zu stellen, welche man in allen Zeiten der Sphynx gegeben; zu entscheiden, ob sie zum Beispiel den Egyptern als Vereinigung von Löwe und Jungfrau: der beiden fruchtbaren Monate Juli und August, in welchen die analogen Sternbilder herrschen, galt; oder ob sie dieselbe als Ehrendenkmale ihren Königen und Helden setzten, indem sie dem Brustbilde des zu Verewigenden, zum Zeichen der Kraft und Erhabenheit einen Löwenleib anpaßten; welche letztere Meinung sowohl durch die bestimmten Gesichtszüge, die man ihnen eingegraben findet und durch welche man im Stande war, sie in Sesostris „Memmnons" „Amenoph" u. s. w. Sphynxen

zu theilen, als hauptsächlich durch die beigefügten Königsnamen, bestätigt wird.

Die griechische Geschichte führt uns die Sphynx nur ein Mal in dem Leben des Oedipus und zwar handelnd vor.

Die bekannte Fabel erzählt: daß als Oedipus die Sphynx, ein von der Echidna gebornes, und von der Juno gesandtes Ungeheuer in Löwengestalt und mit jungfräulichem Antlitz, bei Theben fand; dieselbe ihm wie jedem Vorüberziehenden ein Räthsel aufgab, seinen Weg versperrend, bis Oedipus das Gegebene glücklich gelöst, und sich das Unthier in die Tiefe stürzte.

Diese geistreiche Auffassung der Griechen ist es nun hauptsächlich, welche mit der Sphynx auf unsere Zeiten überging, und die in mir nachstehende Gedanken weckte:

Gesunken in das Meer der Ewigkeit
War Irons frohe Jugendzeit.
Ein andres Streben als der Spiele Lust
Erfüllte ihm die lebensfrohe Brust,
Und trieb ihn fort mit eifrigem Bestreben
Zu forschen ob der Dinge Keim;
Den Schleier von dem Heiligsten zu heben,
Zu trennen Wirklichkeit und Schein.
Da brausten auf des Lebens Elemente
Und stellten sich in wildem Kampfe dar:
Wahrheit schien Irrthum, Irrthum wahr,
Und keine Sonne gab es, die sie trennte.

So irrend, von der Hoffnung oft betrogen,
Trägt ihn zur Wüst' der schwanke Schritt;

Und geisterartig zogen
Seltsam gebildete Gespenster mit.
Er forscht und sucht, und sucht vergebens,
Es zeigt sich Alles wüst und leer,
Und in der Ferne seines Lebens,
Droht ihm des Irrthums grundlos Meer.

Da greifet mit der Täuschung Schmerz,
Verzweiflung an sein bebend Herz;
Und: „Vater!“ ruft er weinend aus,
„Was hast du mir zum Erdenleben
„Den Trieb zum Guten mitgegeben,
„Da mir der treue Führer fehlt?“

Und kaum hat er dies Wort geendet,
Da theilet sich der Wolken Nacht
Und strahlend mit der alten Pracht
Zeigt Titan sich: — er sieht geblendet,
Und sieht vom fernen Berges-Rand,
Im Abendgolde, einen Tempel winken,
Der rings umrauscht von Eichen stand.
„Vielleicht ist dort im friedlichen Asyl
„Auch meiner Wünsche lang ersehntes Ziel!“

So dacht' er, und in wenig Stunden
Hat er des Vorhofs Thor gefunden.
Er klopfte an, man nahm ihn gütig auf;
Und Herrliches und Großes konnt' er sehen;
Es streckten sich zu ungemessnen Höhen
Des Baues mächt'ge Säulen auf.
Und viele Zeichen schmückten hier die Wand,
Gebilde kunstgerechter Hand;
Wohl mochten sie in tiefem Sinne prangen,

Doch konnte er zur Deutung nicht gelangen.
Rings aber in des Vorhofs Hallen
Sah fröhlich er die Priester wallen.
Aus ihrem Munde strömt mit Klarheit
Der hohen Reden geistig Wort;
Wie riß mit Zauberkraft die Wahrheit
Der Lehren, den Erstaunten fort.
Sie mochten wohl das Ziel gefunden,
Das Iron so vergeblich sucht;
Denn deutlich konnt' in ihrem Wesen
Man ihres Innern Frieden lesen,
Und aus dem Aug' sprach Seelenruh,
Dem armen Fremdling Hoffnung zu.
Denn hier, wo zu dem höchsten Orden,
Sich Weisheit, Schönheit, Kraft verband,
Winkt ihm ein neues Vaterland.
Viel Tage waren so verflossen,
Ihn fesselte der schöne Ort,
Wo mit der Meister ernstem Wort
Des Irrwahns Nebel mählig schwanden;
Sich strenger Fleiß und Lust verbanden;
Wo nie des Hasses Fluch erklang
Und um den Meister, um den Jünger
Die Freundschaft neue Bande schlang.
Ja, hier zu wirken, hier zu leben,
Ward nun sein Wunsch, sein höchstes Streben.

Die Bitte um des Bundes Weihe
Ward ihm gewährt, sobald er nur
Mit Muth und Kraft den Sieg errungen
Und in den Tempel eingedrungen,
Der hoch und kühn am Felsenrand,
Ein Meisterwerk der Künste, stand.

Ein schmaler Pfad nur führt zur Höhe,
Von tiefen Schluchten rings umgähnt,
In den'n das Auge schaudernd wähnt,
Daß nirgend es den Grund erspähe.
So war er mühsam aufgeklommen,
Zur Tempelpforte hingekommen.

Hier liegt von schwärzlichem Granit
Ein Sphynxenpaar und hemmt den Schritt
Des Wandrers, der voll Wissensdrang,
Sich bis zum Thor des Tempels rang.
Sie achtend als des Baues Zier,
Schritt rasch er vorwärts, wohlbedacht,
Zu thuen, wie man ihm gesagt:
Und klopfet dreimal an die Thür.

Da plötzlich flammt der heil'ge Ort
Und furchtbar schallt dies Donnerwort:
„Die Tempelpforten öffnen sich,
„Verweg'ner Fremdling nur für dich,
„Wenn das Symbol du aufgefaßt,
„Die Wächter erst ergründet hast!"
Und staunend, ob der selt'nen Kunde,
Sah er die Sphynxen sinnend an.
Mit sanftem Aug', mit süßem Munde,
Mit allen Reizen angethan,
Die nur die schönste Jungfrau schmücken,
Sind beide, lächelnd zu erblicken;
Doch zeigt der langgestreckte Leib,
Die Schrecken eines Löwenweib.

Und wie er forschte, wie er dachte,
Ihm keiner Deutung Sinn erwachte. —

Und trauernd stieg den Pfad er nieder,
Den er so hoffnungsvoll betrat.
Er sah des Vorhofs Priester wieder,
Von dem er Aufschluß sich erbat.
„Die Lösung, Fremdling, wirst du finden
„Im Drang des Lebens und in dir.
„Kannst dessen Schwerpunkt du ergründen,
„So zeigt sie sonnenklar sich dir.
„Es wechselt mit der Iris Farben,
„Was sich von Fremden an uns schließt,
„Doch was aus eigner Quelle fließt
„Und was wir selbsten erst erkannt,
„Wird eigen nur mit Recht genannt! — "
Der Meister sprachs. Mit schwerem Herzen
Flieht Iron den geliebten Ort;
Doch hofft er nach des Priesters Wort
Zu stillen bald der Sehnsucht Schmerzen,
Zu finden des Symboles Sinn;
Daß ihn, — ein herrlicher Gewinn —
Des Ordens Jünger dann begrüßen,
Und froh in ihre Arme schließen.

Doch wann im wilden Weltgetümmel
Sich Neues rasch auf Neues zeigt,
Ein Bild dem Andern folgt und weicht;
Wie bald, wie oft vergißt man dann,
Was früher in den ernsten Stunden
Von Schönem, Edlem man gefunden;
Ja was man sich zum Ziel gesetzt,
Wird oft vergessen, oft verletzt.
Auch unsern Jüngling riß der Drang
Der Dinge, rasch den Strom entlang.
Der Tempel und der Meister Worte

Erloschen bald in seiner Brust;
Nicht dachte er in eitler Lust
Mehr an die Sphynx bewachte Pforte.
Und glühend, mit der Jugend Kraft,
Erwacht' im Busen ihm die Liebe,
Die neue, nie gefühlte Triebe
Stets mit gewandter Hand erschafft.
Ein Mädchen, das den Engeln gleich,
An Schönheit und an Tugend reich,
Drückt er mit heiligreiner Wonne,
An's Herz; ihm schien die liebe Sonne,
Das weite All, der Schöpfung Pracht,
Niemals so wonnevoll gemacht.
Doch ach! aus diesem süßen Traum
Erwacht er bald zu bitterm Schmerz.
Getäuschet hatte sie sein Herz.
Sie — der er Alles hatt' gegeben:
Der Erde Güter, selbst sein Leben,
Sie konnt' ihn täuschen, trügen den,
In dem sie einst ihr Glück gesehn? —

Er stürzte fort, hascht nach der Ehre,
Ein feiler Bub' entriß sie ihm.
Er glaubt, sich einen Freund gefunden,
Vertraute ihm sein Gut und Hab; —
Doch der verschwand, mit Allem was er gab. —
Nun eilt' er hin zu jenen Andern,
Die seine Freunde sich genannt;
Allein vergebens mußt' er wandern,
Er ward von Keinem mehr gekannt.
Da ging er fort sich einsam zu vergraben,
Ein tiefer Schmerz nur konnte ihn erlaben;
Denn wird dem Mensch' das Theuerste entrissen,

Muß was er liebt, auf was er hofft', er miſſen,
Zermalmt der Gram ſein ſchwer verwundet Herz, —
Sucht, im Betrachten der verlornen Freuden,
Im Wiederſchmecken der empfundnen Leiden,
Er ſeinen Troſt in dem erneuten Schmerz.
Auch Iron ſtreift, ſtill brütend, durch die Flur,
Die Einſamkeiten ſucht er nur.
Nur wo ſich ſchroffe Felſen thürmen,
Nur wo empört die Winde ſtürmen,
Wo ſich der Waldbach ſchäumend bricht,
Das Echo ſeine Klagen ſpricht,
Da ward's ihm wohl, da ward's ihm leicht,
Da ward ſein Gram zur Thrän' erweicht.

Doch mählig mit der Tage Schwinden,
Vernarbt der alte Schmerz und Gram.
Der blüthenreiche Frühling kam
Und mit ihm ſollt' er Tröſtung finden. —
Der Menſch, und mag er noch ſo haſſen,
Sucht Weſen, die ſich zu ihm paſſen;
Denn die Gefühle mitzutheilen,
Verlangt ein innrer Herzensdrang.
Ihm tönte hier der Vögel Sang
Als wohlbekannte Bruder-Stimme.
Er fand in Flur und Hain verwandte Weſen,
Die lehrten ihn Geſetze leſen,
Die er bis hierher nie geahnt.
Es war ein neuer Weg gebahnt.
Mit Staunen ſah der Gottheit Walten
Er in unzähligen Geſtalten,
Und Baum und Buſch und Fels und Moos
Entwandten ſich des Ewigen Schooß. —
Er war vom Berg herabgeſtiegen,

Sah reiche Fluren um sich liegen,
Die leichtbewegte Luft
Die Aehrenfelder wiegen,
Den Strom sich durch die Ebne biegen,
Weit ausgedehnt die Städte liegen;
Sah an der nächstgelegnen Hütte
Die Mutter, die an ihrer Brust
Den Säugling wiegt in stiller Lust,
Da schwand der Haß, Versöhnung naht,
Als Irrthum nur erschien ihm schlechte That.

Und sieh', es taucht aus blauer Ferne,
Gleich einem heimathlichen Sterne,
Der Tempel der Geweihten auf.
Den er so lange schon vergessen,
Der einst sein höchster Wunsch gewesen,
Bestimmt auf's Neue seinen Lauf. —
Ihn trägt der Pfad zur wohlbekannten Höhe,
Auf der er schon die alten Wächter sieht.
Und als er diese kaum erschaut,
Ist's ihm als ob der Morgen graut:
Und hell und heller wird's in seiner Seele,
Des Trübsinns Wolken fliehen rasch verscheucht.
Er klopfet froh, erwartend was sich zeigt.
Und wieder flammt der heil'ge Ort
Und donnernd tönt des Priesters Wort:
„Des Tempels Pforten öffnen sich,
„Verwegner Fremdling, nur für dich,
„Wenn das Symbol du aufgefaßt,
„Die Wächter erst ergründet hast!"
„„Die Wächter hab' ich wohl erkannt,
„„Die Welt hat mir den Sinn genannt:
„„Das Leben ist's, es lockt wie sie

„„Mit süßer Miene freundlich an,
„„Doch folgst du ihm vertrauend, dann
„„Hebt sich's furchtbar wild empor
„„Umklammernd dich betrogner Thor;
„„Zerfleischt mit seinen grimm'gen Klauen
„„Das Herz dir, daß es blutig ringt,
„„Der Tod dir bis zum Innern dringt,
„„Entsetzlich ist es anzuschauen.
„„Und der nur, der es hat erkannt,
„„Wird erst mit Recht ein Mensch genannt;
„„Denn er allein weiß es zu leben,
„„Ihm muß es seine Schätze geben;
„„Ihn flieht der Tod, er ist geweiht
„„Zur ewigen Unsterblichkeit!““

Und kaum hat er dies Wort geendet,
Thun sich des Tempels Pforten auf;
Er steht in vollem Licht geblendet
Und Harmonien steigen auf.
Was früher ihm verhüllet war,
Das sieht er deutlich nun und klar,
Und Bruderliebe füllt die Brust
Mit Seligkeit und Himmelslust. —

Der Untergang der Tempelherren

oder

Jacob Bernhard von Molay

und sein Orden.

Historische Skizze.

Wenn sich das Leben von tausend und aber tausend Menschen in der ungeheueren Masse der Erscheinungen spurlos verliert, ihre Namen, ja selbst ihre Werke in dem Meere der Vergessenheit erlöschen; so ist es einzelnen starken Charakteren vorbehalten, aus diesem Chaos aufzutauchen und durch große Thaten, Tugenden oder Lehren sich den Rang geschichtlicher Menschen anzueignen. Von diesen gehen dann die Impulse eines höheren Lebens für die Masse aus, sie theilen derselben ihre Richtung mit und bestimmen oft die Schicksale von Nationen — ja das der ganzen Menschheit.

Wenn aber auch die Folgen ihres Erscheinens nicht immer gewaltsam in die Weltgeschichte greifen; ihre Thaten auch gerade den Erdball nicht erschüttern: so kann ihr stilles Wirken oder Leiden, oft nur als Beispiel heroischer Tugenden, von nicht weniger bedeutendem, wenn auch geräuschloserem Erfolge seyn.

Jedenfalls ist es sehr interessant, solche leuchtende Meteore des geschichtlichen Horizontes zu beobachten; zu sehen, wie sie gegen Vorurtheil, Laster, Bosheit und ungerechter Gewalt ankämpfen; in diesem Kampfe ihre schönen Eigenschaften, Tugenden und Talente

kräftig entwickeln; die entgegentretenden Schwierigkeiten entweder besiegen und dann strahlend aufsteigen; oder der allgewaltigen Hand des Schicksals heldenmüthig unterliegen.

Ein solcher Hero, der die Achtung und das gerechte Bedauern eines jeden Menschenfreundes im höchsten Grade verdient, war:

Johann Bernhard von Molay, der letzte Großmeister der Tempelherren.

Wenn wir indessen schon mit Interesse auf das Schicksal dieses Mannes blicken, der, ein Opfer seines geraden, rechtlichen und unerschütterlichen Sinnes, der Macht seiner Feinde unterlag — und an dessen Flammengrabe wir schaudernd eine Thräne des tiefsten Seelenschmerzes im Auge zerdrücken — so wird unsere Theilnahme hier noch beträchtlich gesteigert, indem das Leben und der Tod Molay's, auf's Innigste mit dem weltberühmten Orden der Tempelherren verbunden, uns zugleich den Untergang dieser merkwürdigen Verbrüderung vorführt.

Fanatismus und Habsucht gehen Hand in Hand, gehüllt in den weiten, faltenreichen Mantel der Religion, und geben uns neuerdings ein schauderhaftes Beispiel, wie weit Leidenschaften den Menschen von der Bahn des Rechtes, der Vernunft und der Ehre zu entfernen vermögen. Wiederum müssen wir sehen, wie gallsüchtige, finstere Mönche den Namen Jesu, des sanften Lehrers der Liebe, im Munde, mit teuf-

lischer Lust ihre Brüder würgen — sehen, welche unglückselige Macht da verwüstend einherschreitet, wo Dummheit und Aberglaube das Volk zu blinden Spielwerken der Pfaffen macht.

Frühe schon, als das Christenthum sich siegreich erhoben und allgewaltig ausgebreitet hatte, entstand in frommen Herzen der schwärmerische Wunsch, das Grab ihres geliebten Heilandes zu besuchen; zu wandeln auf dem Boden, den seine Füße betraten; zu beten in glühender Inbrunst auf den Stätten, auf welchen der erhabene Märtyrer der Wahrheit geduldet und geblutet hatte. So entstanden die ersten Wallfahrten nach Jerusalem. Da nun aber diese weite Reise in damaliger Zeit mit ungemeinen Schwierigkeiten und Mühen verknüpft war, so fing man in der Folge an mit dem Begriffe der Verdienstlichkeit auch den der Büßung begangener Sünden zu verbinden; und so wurde die heilige Stadt in kurzer Zeit das Ziel einer ungeheuren Menge von fromm begeisterten und büßenden Wallfahrern, zu denen sich noch Abenteurer aller Gattungen gesellten; unter dem Deckmantel frommer Aufopferung, die unreinen Triebfedern ihres Handelns verbergend.

So lange Jerusalem unter dem abendländischen Scepter stand, selbst in der Abassidischen Zeit, noch mehr aber, seitdem die Fatimitischen Califen über Palästina herrschten, war es den christlichen Pilgern nicht nur vergönnt, frei und ungekränkt die heiligen Orte

zu besuchen, sondern sie wurden sogar aus Handelsgründen begünstigt.

Als aber die Türken sich jener Länder bemächtigten; als unter den Zerrüttungen, welche den Fall des Califats begleiteten, für die wallfahrenden Christen der Friede verloren ging: traten Mißhandlungen und Unterdrückungen aller Art an die Stelle der früheren Gastfreundschaft; doch ihren höchsten Punkt erreichten dieselben seitdem der Turkomanne Ortoc von den Seldjucken die Herrschaft über Jerusalem und das heilige Land erhalten. Seine Schaaren der Gesittung und dem Handel fremd, wußten nicht anders ihr Besitzthum zu benutzen, als durch Druck und Raub. Die Klagen der heimkehrenden Pilger, die Erzählungen von den Leiden der Palästinischen Christen, von der Mißhandlung selbst des Patriarchen von Jerusalem, brachten die Gemüther in Aufruhr und es bedurfte nur noch eines zündenden Strahls, um den über den Welttheil gehäuften Brennstoff in lodernde Flammen zu bringen. Europa hallte von dem Jammerrufe der Wallfahrenden wieder, und welche Folgen die begeisterten Reden des Feuerkopfes, Peter von Amiens, hatten, ist genugsam bekannt.

Die Kreuzzüge begannen und warfen einen großen Theil der Bevölkerung unseres Erdtheils gewaltsam auf das erschrockene Asien. Jerusalem war nun zwar in Folge derselben 1099 wieder in die Hände der Christen gefallen; allein die Saracenen keineswegs aus

dessen Nähe ganz verdrängt. Und wenn nun auch die heilige Stadt selbst den Wallfahrern ein ruhiges Asyl darbot: so war doch immer der Weg bis dahin mit den früheren Schwierigkeiten bedeckt und die alten Klagen erschallten auf's Neue.

Da bot endlich der romantisch schwärmerische Rittergeist die hülfreiche Hand dar. 1099 wurde der Orden der Johanniter und 1119 der der Tempelherren, so genannt von ihrer Wohnung an der Ostseite der Stätte des Salomonischen Tempels, gestiftet.

Hugo von Pajens und Gottfried von St. Aldemar traten nämlich mit sieben andern Rittern um diese Zeit zusammen und vereinigten sich, zur Beschützung und Verpflegung der mißhandelten und leidenden Pilger. Dies war der ursprüngliche, einfache Zweck der ersten Templer.

Wie aber alle menschlichen Einrichtungen, Associationen und Institute, eben in der Menschheit selbst, den Keim zum Verderben in sich tragen, so auch hier.

Ihrer Thaten Ruf verschaffte ihnen bald einen bedeutenden Zuwachs an Gliedern und Eroberungen, fromme Schenkungen und Stiftungen vermehrten ihre Güter im Laufe der Zeit so ungemein, daß sie im Jahre 1244, also 125 Jahre nach ihrem Entstehen, nicht mehr als 9053 ansehnliche Balleien, Comthureien, Priorate und Tempelhöfe eigenthümlich besaßen.

Dazu kommt noch, daß durch die Wiedereroberung Palästinas durch die Türken und das darauf nöthiger-

weise erfolgte Zurückziehen des Ordens auf die Insel Cypern (1291) ihre frühere Bestimmung verloren ging und sich nun auf die Unterhaltung eines kleinen Seekrieges gegen die Ungläubigen beschränkte.

Jetzt, da der ursprüngliche und Hauptzweck dieser Corporation verloren gegangen war; da Reichthum, ausgebreitete Macht und Ehre ihr Theil ward, schlichen sich allmählig Habsucht, Stolz und Ueppigkeit, ja hier und da Lasterhaftigkeit in den Orden ein; was übrigens durchaus nicht sagen will: daß alle seine Glieder von diesen moralischen Krankheiten angesteckt waren.

Mit neidischen Augen schielten die Großen der Erde, absonderlich König Philipp der Schöne von Frankreich, in dessen Gebiete die meisten Besitzungen des Ordens lagen, und Pabst Clemens der V., auf den sich immer mehr anhäufenden Reichthum der Templer und liehen daher gerne den Klagen der Bischöfe und Fürsten, die über Ueppigkeit und Stolz der Ritter schrieen, ein Ohr.

So standen die Dinge als Jacob Bernhard von Molay aus dem altadligen Geschlechte der Longerin und Raon in Burgund, den gefürsteten Stuhl des Großmeisters der Tempelherren bestieg. Molay, ein Mann, ausgeschmückt mit den herrlichsten Anlagen, fest, unerschütterlich treu, geistreich und gewandt, vor Allem auf das Strengste rechtlich und mit inniger Liebe an dem Orden hängend, dem er fast vom Knaben auf mit Begeisterung und Tapferkeit gedient, wandte Alles an, den ausgearteten Geist des Ordens zu verbessern; allein umsonst

waren seine Bemühungen: denn irdischer Reichthum und weltliche Macht galten den Rittern mehr, als das heilige Grab. Auch der Geist des Mysticismus ließ sich nun im Orden blicken und das Streben einzelner Glieder desselben nach Einfluß auf das öffentliche Wesen in Frankreich, machte den Orden in den Augen der Fürsten noch verdächtiger.

Unglücklicherweise hatten sich die Glieder des Ordens auch verleiten lassen, in dem Streite Philipp des Schönen gegen den Pabst Bonifaz VIII. sich auf die Seite des Letztern zu schlagen, und so den Zorn des Königs auf das Heftigste gereizt. Philipp spürte nun emsig nach einer Gelegenheit, sich an den Templern zu rächen und nur zu bald bot sich die gewünschte Veranlassung dar. Die damals allgemeine, wahrhaft tolle, der sanften Christuslehre geradezu entgegenstehende Ketzerwuth gab das Signal dazu.

Aber nicht offen wagte man dem verhaßten Feinde entgegen zu treten, sondern hinterlistig suchte man den Löwen zu fangen.

Unter dem Vorwande nothwendiger Berathung eines neuen Kreuzzuges und der schon früher mehreremale zur Sprache gekommenen Vereinigung der Tempelherren mit den Johannitern, berief Philipps Freund, Pabst Clemens V., den Großmeister mit noch sechzig der angesehensten Ritter, 1306 nach Frankreich.

Molay und die Ritter erschienen ohne Argwohn, im Bewußtseyn ihrer gerechten Sache im Tempel zu Paris;

mit ihnen noch eine große Anzahl von Ordensgliedern. Der König, die Freundlichkeit im Gesichte im Herzen die Rache, empfing den Fürsten mit scheinbarer Güte und bot ihm sogar die Pathenstelle bei seinem eben zu taufenden Kinde an.

Doch plötzlich den 13ten Oktober 1307 werden sämmtliche Templer im Namen des Königs verhaftet und Beschlag auf ihre Güter gelegt.

Hier nun beginnt einer der berühmtesten und merkwürdigsten Prozesse; doch darf man dabei nicht nach Recht und Gerechtigkeit fragen: denn ein mächtiger zum Zorn gereizter König, ein habsüchtiger Pabst, beleidigte Fürsten und zänkische, ketzersüchtige Prälaten, vorzüglich Dominicaner, dem Orden ohnehin gehässig, saßen zu Gericht; und ewig, so lange auf diesem Erdenrunde rechtliche Menschen wandeln, so lange die Geschichte die Thaten der Söhne des Thales der Nachwelt erzählt, wird man staunen über die Ungereimtheit und den Unsinn der Anklagen, über die Schändlichkeit des Verfahrens bei der Untersuchung und über die Grausamkeit des ungerechten Urtheils! —

Erlaube man mir einige der hauptsächlichsten Klagepunkte herauszuheben. Man beschuldigte die Tempelherren:

Des Teufeldienstes, der Zauberei, der Anbetung eines Götzenbildes Namens Baffometus, der Verachtung der Sacramente, der Verläugnung Jesus, der gesetzwidrigen Beichte, der griechischen Liebe u. s. w.

Schon gleich beim ersten Ueberblicke springt die Ungereimtheit der meisten Anklagepunkte in's Auge; auch haben bekannte Geschichtsforscher wie Moldenhawer, Thomasius, Anton, Munte und Andere die Unschuld des Ordens dargethan; allein es wurde ihnen auch wieder von verschiedenen Schriftstellern widersprochen.

Um sich nun selbst von der Sache auf das Genauste zu überzeugen, ging der Verfasser dieser Skizze den ganzen Prozeß in dem Abdrucke der Original = Akten, und die Abhörung von circa 200 Zeugen einzeln in der Histoir de la condamnation des Tempeliers, par Piere Dupuy (1713) durch, und es ergibt sich daraus: daß nicht ein einziger Bruder der obengedachten Beschuldigung überwiesen wurde; wohl aber daß man schlechte, dem Orden entsprungene, oder von ihm ausgestoßene Menschen benutzte, gegen denselben zu zeugen, und daß sehr viele Brüder der zwei untern Klassen, (der Orden hatte deren vier: Ritter, Geistliche, Waffenträger und dienende Brüder) ununterrichtet, ja mit dem Innern des Ordens gänzlich unbekannt waren.

Die Anschuldigungen des Teufeldienstes und der Zauberei fallen als Hirngespinste einer kranken Zeit ganz hinweg. Was das Götzenbild Baffometus betrifft: so ist man in dessen Bedeutung nicht einig. Es war dies, (und es finden sich in der Antiquitätensammlung zu Wien und anderen ähnlichen Anstalten noch welche vor,) eine Art metallner Kapsel mit einem oder zwei Köpfen, meist Mannweib, mit Schlangen umwunden und anderen

Symbolen als Sonne, Mond u. s. w. geschmückt. Viele glauben nun in demselben eine Reliquien-Kapsel zu sehen, was auch das Wahrscheinlichste ist; Andere halten es für ein heraldisches Symbol des Ordens, besonders da Baffomet so viel als Mahomet heiße. Uebrigens bestand die ganze Anbetung desselben in einem Kusse, dem Zeichen der Verehrung, welches wir ja auch wohl den Bildern unserer Geliebten oder andern uns werthen Dingen in dem unbefangenen Wohlwollen unseres Herzens aufdrücken.

Das Innere des Ordens der Tempelherrn war ferner in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, welcher nur den beiden obern Klassen gelüftet wurde; gar gerne hätten nun die neugierigen Dominikaner hinter dieses verdächtige Dunkel kommen mögen und da dem Unreinen Alles unrein ist: so mußten es die schändlichsten Laster seyn, die man mit so vieler Mühe dem Auge der Welt entzog. Aber die Templer beichteten nur ihren eigenen Geistlichen und die Dominikaner strengten daher ihren Scharfsinn und ihre Kräfte vergeblich an, sie erfuhren Nichts. Darum machten sie auch daraus ein Verbrechen und behaupteten: Die Templer beichteten keinen ordinirten Priestern, sondern nur ihren weltlichen Obern, welche Behauptung aus dem Zeugenverhöre entschieden unwahr hervorgeht.

Die Beschuldigung der Verleugnung Christi schreibt sich daher: daß man bei der Aufnahme dem Suchenden ein Kreuz vorhielt und ihm unter Drohungen befahl,

auf dasselbe zu speien. Dies ist nun zwar factisch wahr, allein ich glaube darin nur eine Prüfung zu sehen, ob der Aufzunehmende schwach und wankelmüthig, oder festen und unerschrockenen Charakters sey. Auch wurden die Drohungen niemals erfüllt, sondern im Gegentheile die Standhaften mit ausgezeichneter Achtung behandelt.

In Ansicht der griechischen Liebe schließlich findet sich auch nicht die geringste Spur der Wahrscheinlichkeit ihrer Verbreitung im Orden; und wenn sich vielleicht auch Einzelne dieses schweren Lasters schuldig gemacht hatten: so war es eine niederträchtige Verläumdung die Erfüllung desselben als Gebot des Ordens darzustellen und man erlaubte sich die reinsten unzweideutigsten Worte, auf das Schändlichste zu verdrehen, um dieser Beschuldigung nur etwas Kraft zu geben.

Aus allem Diesem folgt: daß wenn auch der Orden nicht geradezu in allen seinen Gliedern und überhaupt ganz gerechtfertigt war, er doch auch keineswegs nur im Entferntesten einer der Anklagepunkte überwiesen werden konnte; allein dieser Erfolg konnte keinen der anklagenden und richtenden Theile befriedigen; um sich daher günstigere Aussagen zu erzwingen, wurden die armen Opfer der Habsucht und Tyrannei der Folter, dieser Schandsäule der Menschheit, übergeben und Mancher, unter höllischen Qualen zuckende Mund stieß die befohlenen Antworten verzweifelnd aus, um nur den grausamen Martern zu entgehen. —

Und hierauf wurde gerichtet. Die vornehmsten Ritter zum Tode verurtheilt, die Güter des Ordens eingezogen und die Beute vertheilt.

Auf ähnliche Weise verfuhr man in den Provinzen Frankreichs und in Sicilien; doch retteten Deutschland, Spanien, Portugal, Italien und England ihre Ehre, indem sie 1310 auf den Synoden zu Mainz und Salamanca die Templer zwar gefänglich einzogen; aber als unschuldig bald wieder frei gaben.

Kommen wir zurück auf Molay. Mit der ruhigen Fassung eines reinen Gewissens, hatte sich der Großmeister vor das ihm gehässige Gericht gestellt; furchtlos demselben vorgehalten, wie niederträchtig sein Verfahren sey und mit Feuereifer die Rechte und die Unschuld seines heiligen Ordens verfochten; — aber umsonst, der Orden sollte schuldig seyn und das Urtheil war längst vor dem Prozesse gefällt.

Fest und männlich widerstand der Edle dem lockenden Anerbieten seiner Feinde, standhaft den Martern der Tortur — er blieb seinem Eide treu und verrieth, auch mit keiner Sylbe die Geheimnisse des Bundes.

Da sprach der Widersetzlichkeit müde, der Erzbischof von Sens, Vorsitzer des Gerichtes, das: schuldig aus und verdammte:

Jacob Bernhard von Molay, Großmeister; den 80jährigen Guido, Großprior der Normandie und 54 der edelsten Ritter, als der Ketzerei überwiesen, zum Feuertode. — —

Es war in der Nacht vom 17ten auf den 18ten März des Jahres 1314, als Molay, das müde Haupt auf die gefesselte Hand gestützt, nachdenkend ob der Vergänglichkeit alles Irdischen, in den dunklen Hallen seines Kerkers saß. Er hatte das schreckliche Urtheil vernommen und war tief betrübt, doch ruhig von dem Tribunale zurückgekehrt. Nicht sein Tod war es, der ihm Thränen aus den lebensmüden Augen preßte, sondern der jammervolle Fall des mächtigen, des heißgeliebten Ordens; der qualvolle Tod so vieler treuer Brüder. Wie konnte ihm, dem Weisen, der Hintritt aus diesem Leben voll Irrthum, Mühe und Leiden, wie dem Christen die Heimkehr zum liebenden Vater betrübend erscheinen? Freudig öffnete er die Arme und hieß ihn willkommen den stillen Bruder des Schlafes, den leidenstillenden Tod.

Er hatte seine Rechnung geschlossen; wandte sich mit inbrünstigem Gebete zum Ewigen und sprach: „Vater wie Du willst!“ und der liebende Vater goß Erquickung und Ruhe in sein wundes Herz. — Da entschlief er sanft. Und zu ihm trat ein lichter Genius und hob ihn leise über die Erde. Zu seinen Füßen lag die Welt von dunkler Nacht umflossen nur von brennenden Scheiterhaufen, den heißen Todtenbetten unglücklicher Opfer, schwach erleuchtet; Jammerruf und Kettengeklirr scholl aus der Tiefe, ringsum zerstreut lagen die Trümmer stolzer Tempelhöfe und vor einem Kreuze schlachteten Christen ihre Brüder mit teuflischer Lust. Schrecklich

war die Stille; schauerlich die Nacht und ein böser Geist fuhr triumphirend über die Erde! —

Molay aber war tief betrübt, wandte sich zum Engel und sprach: „Ist das die Gerechtigkeit Gottes?" — Und der Lichtgeborne antwortete ihm sanft: „Gedulde dich Sterblicher, unbegreiflich sind die Wege des Herrn; aber sie führen alle zum Lichte!" — Und als er dies gesagt, fuhr ein Sturmwind über die Tiefe. Die Feuer erloschen, der Jammerruf verhallte und die Nacht hüllte die Erde in ihren schwarzen Mantel. Da dämmerte es. Der Klang frommer Melodien schlug an Molay's Ohr; aber sein Auge vermochte noch Nichts zu unterscheiden. Und hell und heller ward's in Osten, und plötzlich stieg die Sonne in ihrer ewigen Pracht herauf. Im Morgenglanze lag die blühende Welt, freundlich lächelte sie im Schmucke des Frühlings; neue Tempel strahlten und um den ganzen Erdenkreis wand sich eine Kette von Brüdern; ihre Brust schmückte das Zeichen eines neuen geistigeren Ordens, ihr Herz schlug für Wahrheit und Recht und sie umfingen sich voll unendlicher Liebe; der allgütige Vater aber sah segnend auf sie herab. — —

Molay erwachte. Der matte Schein des Tages stahl sich zitternd durch das Gitter des Kerkers; blutigroth stieg der Schreckensmorgen herauf; aber eine unbekannte, nie gefühlte Seligkeit wohnte in dem Gefangenen und er war ruhig und sah dem Tode und seinen Schrecken leicht und freudig entgegen: denn er hatte ja glücklichere, freiere, aufgeklärtere Zeiten, er hatte

die Menschen durch einen neuen segensreichen Orden, in brüderlicher Liebe verbunden gesehen.

Muthig bestieg er den Scheiterhaufen und seine Gefährten blickten auf den Meister — und waren stark, wie er.

Schon quoll in dicken Säulen der Rauch empor, schon leckte die Flamme gefräßig an dem nahen Holze, da erhob sich Molay, Begeisterung entstrahlte seinem Antlitze und er rief mit fester Stimme:

„Philipp König von Frankreich und du Clemens der V., ich lade euch binnen Jahresfrist vor das Gericht des allsehenden Gottes!“ — *

Prasselnd erhob sich die Gluth — und der Held hatte geendet.

Den 19ten April starb der Pabst und den 29ten November desselben Jahres, gab Philipp der Schöne dem Staube sein Erbtheil zurück. —

So erlosch nach einer Dauer von beinahe 200 Jahren der mächtige Orden der Templer; so starb als leuchtendes Beispiel der Standhaftigkeit, der strengsten Rechtlichkeit, der Verschwiegenheit und Treue, ihr letzter Großmeister Jacob Bernhard von Molay. —

Aus des Teufels Wanderbuch.

Einst machte sich Mephisto auf
Die schöne Welt zu sehen;
Es trieb ihn aus der Höll' herauf
Im Sonnenschein zu gehen.
Er nahm den Zauberstab zur Hand
Und ankerte am Erdenland.

Doch hier im Leben, wie man weiß,
Sieht man stets auf den Kragen;
Herrn Luzivern ward's drob nicht heiß:
Er wünschet einen Wagen, —
Und vor ihm steht, mit vier bespannt,
Die schönste Kutsche ring's im Land.

Des Busens großer Silberstern,
Ein Rock vom feinsten Zeuge,
Verkündeten den hohen Herrn
Im lieben Erdenreiche.
So zog er, als ein „Graf von Rhein,"
Im Galla in die Hauptstadt ein.

Der Abend kommt im Sternenschein;
Es rollen die Carrossen.

Ein Jeder denkt an's Sprüchelein:
„Das Leben sey genossen!"
Und diesem Wahlspruch folget man,
Vom König bis zum Handwerksmann.

Des Herzog's prächt'ger Maskenball
Ist grade diesen Abend.
Hier trifft man in dem weiten Saal,
Was schön ist und was labend.
Das Aug', das Ohr, der Mund, die Nas',
Ein jeder Sinn hat seinen Spaß.

Herr Satanas mit noblem Schritt
Und zuckersüßer Miene
Als Suitier in die Säle tritt,
Doch ach! — ihm fehlt Routine;
Denn in der Hölle düstrem Nest,
Ist selten so ein Jubelfest.

Der König kommt, der Ball beginnt;
Zum Tanze stürzen Alle.
Der bunten Paare Irrgewind'
Wogt tosend durch die Halle;
Der Busen schwillt, es pocht das Herz
Und Luzifer treibt manchen Scherz.

Da plötzlich kommt ein Domino,
Grüßt freundlich unsern Ritter.
„Hier geht's in dulce jubilo!"
Spricht jener durch das Gitter
Der Maske. „Doch Du kennst mich nicht,
„Komm Freund und schau mir in's Gesicht!" —

Drauf führt er ihn auf die Altan
Und lüpfet seine Larve;
Da grinst der Tod den Teufel an,
Es tönt die Geister-Harfe.
Der Uhu schreit, die Hölle lacht
Laut wiehernd durch die finstre Nacht.

Des Grabes König spricht hierauf:
„Komm laß uns Schmollis trinken;
„Du siehst wie sie im vollen Lauf
„Dir in die Arme sinken.
„Ich blase hier im Sinnenrausch,
„Gar manches Lebenslichtchen aus!" —

Und Arm in Arm gehn sie zurück;
Gehn lächelnd durch die Reihen.
Der Teufel sieht mit frohem Blick,
Wie sie dem Tod sich weihen.
Der Uhu schreit; die Hölle lacht
Laut jauchzend durch die finstre Nacht.

Nilophar, das Hindu-Mädchen.

Erzählung nach dem Englischen.

Unter den vielen wilden Stämmen, die in dem ausgedehnten Landstriche, welcher der Ost-Indischen Compagnie unterworfen ist, wohnen, giebt es auch einen, dessen besondere Auszeichnung in dem Namen den er trägt zu erkennen ist, und welcher in der Landessprache Pharsegars, Stranglers — Würger heißt. Ganze Banden dieses Volkes wandern dort umher, und wehe! dem einsamen Wanderer der so unglücklich seyn sollte in ihre Hände zu fallen; sein Tod ist gewiß, die Art desselben schrecklich und sicher.

Manche dieser Pharsegars haben Pferde, Kameele und Zelte und sind wie Kaufleute eingerichtet; andere, als Soldaten gekleidet, scheinen Dienste unter einem Führer zu suchen; wieder andere ahmen den Mahomedanischen und Hindu- oder heiligen Bettler nach; — kurz sie bedienen sich zur Erreichung ihres Zweckes aller möglichen Verkleidungen. Die Kühnsten und Thätigsten werden von der Hauptbande auserlesen den Raub zu suchen. Oft erscheinen diese alsdann bei dem Wanderer Schutz suchend, oder auch sie bieten ihm solchen an; — jedenfalls ist das Schicksal des Unglücklichen dasselbe.

Damit sie aber nicht so leicht entdeckt werden mögen, vergießen sie kein Blut, sondern erwürgen ihre Opfer

vermittelst einer seidenen Schlinge. Scheint der Wanderer Mißtrauen gegen sie zu hegen, versichern sie ihn ihrer Redlichkeit und Zuneigung, und versuchen auf alle erdenkliche Weise ihn in Sicherheit zu wiegen; ist aber erst einmal der Tod eines Individiums beschlossen, so muß es später oder früher fallen. — Auch der Kleidung und der Gebräuche der Braminen bedienen sie sich oft. Müde vom weiten Reisen, scheinen sie dann ihrem Opfer zu begegnen, gesellen sich demselben bei, geben ihm ihren Asirvadam oder Segen und knüpfen ein Gespräch an. Beide setzen dann wohl zusammen ihren Weg fort, und Tage lang wird der Pharsegas seine scheinheilige Frömmigkeit fortsetzen; sobald aber das unglückliche Opfer ihm gänzlich vertraut und mit ihm einen einsamen Ort erreicht hat, fliegt die starke seidene Schnur, die sie immer bei sich tragen, um seinen Hals und er wird erwürgt und geplündert. Ein andermal erscheint dem unbesorgten Reisenden ein herrliches, für diesen Zweck besonders reizend gekleidetes Mädchen, und fesselt seine Aufmerksamkeit durch eine rührende Erzählung von Leiden und Elend oder Beraubung. Klug weiß die Schlaue die Theilnahme des Fremden zu erregen, geschickt sie zu steigern, bis der Getäuschte dem Zuge seines Herzens nachgebend, sich mit Liebe zu dem reizenden Geschöpfe hinneigt, die sie jedoch solange zurückweist, bis beide ein verborgenes Plätzchen erreicht haben. Kaum dort angelangt, fühlt der tröstende Liebhaber statt der flammenden Küsse seiner Schönen die bewußte Schlinge um seinen

Hals fliegen, und büßt seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben. Die Geführten ihrer Schändlichkeit, welche gewöhnlich in der Nähe bleiben, sind sodann durch ein wohlbekanntes Zeichen herbeigerufen, das Opfer wird seines Geldes und seiner Kostbarkeiten beraubt und, um der Entdeckung zu entgehen, mit seinen Kleidern an demselben Orte, an welchem es ermordet wurde, in eine tiefe Grube geworfen und verscharrt.

Diese Elenden haben keine feste Wohnungen; wenn sie sich aber einmal für einige Zeit niederlassen, so errichten sie flüchtige Hütten von Serki, (dünne Matten von Binsen oder Rohr). Mit wahrer orientalischer Geschmeidigkeit nehmen sie jedesmal die Religion des Dorfes an, in dessen Nähe sie sich niederlassen; obgleich es wahrscheinlich ist, daß der größere Theil derselben Kali, den Gott der Zerstörung, verehrt. Diese Söhne der Wildniß begraben ihre Todten. Wenige oder gar keine Ceremonien begleiten ihre Heirathen, und nur um den Namen ihrer Kinder zu bestimmen rufen sie die Hülfe eines braminischen Sterndeuters an; auch scheinen sie dies als die einzig ihnen obliegende religiöse Pflicht anzusehen.

Die Hindu, welche sich mit Ehrfurcht vor der Autorität der Braminen beugen, hassen und verrachten diese Kaste auf's Höchste. Was sie aber in den Augen der Braminen, noch außer ihren Verbrechen, so fürchterlich verhaßt macht, ist: daß sie, durch ihre Lebensweise dahin geführt, die Regeln der Kasten nicht achten

und übertreten. Durch die schimpflichsten Beinamen aufgereizt, setzen, wie natürlich, die Pharsegars wiederum den Braminen den unauslöschlichsten Haß entgegen, und so erzeugt sich zwischen beiden Theilen ein hartnäckiger Kampf dessen Quelle nie versiegt. Wie tief dieser Haß begründet ist, mag folgende Erzählung darthun.

Während ich im Jahre 1836 das Königreich Mysore durchreiste, war ich einmal genöthigt auf mehre Tage in der Nähe der berühmten Pagode Melcota zu verweilen; woselbst es eben den Parias erlaubt war, in die heiligen Mauern einzutreten und zu opfern. Hier wurde ich auf einen Braminen aufmerksam gemacht, welcher, zur Sühne der über seine einzige Tochter gekommenen Entehrung, zu einem Samyasi geworden, d. h. der den vierten Grad Bramischer Heiligkeit erlangt hatte. Er war ohngefähr vierzig Jahre alt; aber von geistigen Leiden und durch die schweren und vielen Bußübungen, denen er sich freiwillig unterworfen hatte, bei weitem älter scheinend. Verwelkt und verwittert ging er, tief gebeugt einher. Nach dem in Menu niedergelegten Gesetze, hatte er geschworen: Während der heißen Jahreszeit, die Sonne über seinen Scheitel, in der Mitte von fünf Feuern zu sitzen, — während der Regenzeit nackt, ohne die geringste Bedeckung; in der Kälte von feuchten Kleidungsstücken umhüllt, auszuhalten; zu schweigen, nur von Früchten und Wurzeln zu leben und nach und nach die Strenge seiner Bußübungen noch zu vergrößern.

Seine Geschichte aber und die Ursache die ihn bewogen eine schwere Buße sich aufzulegen, ist folgende:

Apajih, dies war sein Name, hatte frühzeitig sein Weib verloren. Die einzige Frucht ihrer Liebe war eine Tochter, an welcher nun der Vater mit doppelter, mit der innigsten Liebe hing. Als das Kind kaum einige Monate alt war, fand in dem Dorfe, welches Apajih bewohnte ein Ereigniß statt, das seinen Geist auf's Höchste in Anspruch nahm. Apajih war nämlich der Hauptzeuge gegen einen andern Braminen, Purneah, gewesen, der die Gesetze seiner Kaste frech verletzt und überschritten hatte und welcher, in Folge des Beweises den Apajih gegen ihn geführt, durch den Guru (Oberpriester des Distriktes) der Zeichen seiner Würde beraubt und aus der Kaste ausgestoßen wurde. Von Natur rachsüchtig und heftig, entflammte diese Schande, die er, als durch Apajih über sich gebracht, betrachtete, den Haß, welchen Purneah von jeher gegen seinen Ankläger gehegt, auf das Heftigste; und statt bei der Ankündigung des Urtheilsspruches den Sashtangam * vor dem Guru zu erfüllen, sprang er auf und richtete sich mit folgenden Worten an die Versammlung:

„Brama kshayam! — Fluch den Braminen! —

---

* Der Sashtangam ist ein Beugen der acht Gliedmaßen. — Die Füße, die Kniee, der Leib, der Kopf und die Arme müssen sämmtlich den Boden berühren. Diese Verbeugung wird nur vor Königen, Gurus und Personen vom höchsten Range gemacht.

Mögen die Strafen Narakas * Euch und die Euern erwarten! Möge der Pfeil Marana Devis was Ihr liebt erreichen!" — Dann sich mit wüthenden Blicken gegen Apajih wendend, fügte er mit Zorn erstickter Stimme hinzu: „Höre meinen Schwur, Bhuta in der Gestalt eines Menschen, mit der Seele eines Paria! ich weihe dein Kind dem schrecklichen Kali! — Der Schlummer fliehe dein Auge, der Fuß versage Dir seine Stütze! Heil Grahana! — Heil Mari Amma! — Dein eigener Sprößling trinke dein Blut!" — Hiermit riß er die Zeichen der Braminen-Würde von sich und schwur: von nun an nicht Gott, sondern Yarra anzuerkennen.

Drei Jahre nach dieser Zeit beweinte Apajih sein geliebtes Kind als todt. Das Gerücht sagte: daß um jene Zeit, in welcher man das Kind vermißte, sich eine Bande Pharsegars unweit des Dorfes niedergelassen habe, und mehr als einer wollte den entehrten und ausgestoßenen Purneah um den Tempel, in welchem Apajih opferte, haben schleichen sehen. Der Haß des ersteren war zu glühend, zu neu und allgemein bekannt, als daß er hätte vergessen werden können, und es ist daher begreiflich, daß ein so schrecklicher Umstand dem unglücklichen Vater nicht verhehlt bleiben konnte. Er gedachte des schauderhaften

---

* Naraka ist der Name; welchen die Hindu den höllischen Regionen beilegen. Marana Devi, Mari Amma, sind Benennungen höllischer Gottheiten. Bhuta, bedeutet Dämon, und Yarra ist der Hindu'sche Ausdruck für Teufel.

Schwures, den Purneah in einem so schreckenvollen Augenblicke gethan hatte und erbleichend erinnerte er sich der Worte: „Ich weihe dein Kind dem schrecklichen Kali, dein eigener Sprößling trinke dein Blut!“

Der erste Theil der Drohung des Bösewichtes war also erfüllt: Schlummer und Ruhe waren von Apajih entwichen; und nun mußte noch der letztere, der gräßlichere Theil vollzogen werden.

Es wäre vergebens die Leiden zu beschreiben, die von dem Augenblicke an, in welchem Apajih seine Tochter verloren, dessen Seele marterten. Die Gewißheit ihres Todes würde ihm ein Glück gewesen seyn; hätte er doch alsdann den Trost gehabt: daß sie in Salyakola am Busen Bramas ruhe; aber gleich den Schaudern Narakas überfiel es ihn, wenn er dachte, daß sein Kind durch ihren Umgang mit einer verachteten, ehrlosen und gehaßten Kaste, unrein und selbst nichtswürdig würde; daß an der Stelle eines zärtlichen und heiligen Führers, sie unter der Gewalt eines unbarmherzigen Feindes stehe, der nicht Gott, sondern dem Bösen huldigte, — daß die ersten Worte die sie lernen würde, ein Fluch seyn könnten gegen ihren liebenden, unglücklichen Vater; — und ihr einziger Wunsch vielleicht der Mord dieses Vaters wäre.

Leider war es nur zu wahr, daß sich das Kind in der Gewalt Purneahs befand.

Nachdem dieser aus seiner Kaste ausgestoßen worden, war er mehrere Tage in den Wüsten Mysore's

umhergeirrt, bis er eine Bande Pharsegars gefunden, an die er sich — da er den Haß dieser Kaste gegen die Braminen kannte — und in der Hoffnung, daß diese Verbindung ihm die sicherste Gelegenheit zur Erfüllung seines Schwures darbieten würde, anschloß. Es war dies lange vor dem oben erwähnten Kinderraube, und es scheint, daß er damals heftig und herrschsüchtig gewesen und eine Gewalt über seine Gefährten erlangt habe, die sie nur mit Widerwillen und einzig in Anerkennung seiner Thätigkeit und seiner glücklichen Erfolge bei Räubereien, ertrugen. Denn wenn ein Glied der Bande einmal verfehlte einen Wanderer in die Gewalt der Seinen zu bringen, so war es Purneah, dem er nicht entging. Jeden Blick seines Schlachtopfers fing er auf, keine Bewegung desselben entging ihm, er schmeichelte und unterhielt und versuchte, jedwede Verkleidungsart, bis er dasselbe in vollkommene Sicherheit eingewiegt; — und selbst in dem verhängnißvollen Augenblicke zeigte er seine Ueberlegenheit über den Rest der Bande, durch die Geschicklichkeit und Ruhe, mit welcher er die Schlinge warf und den Mord beging.

Kaum jedoch war Apajis Tochter in seiner Gewalt, als er sein Benehmen gänzlich änderte. Er wurde finster und zurückgezogen, hielt sich entfernt von den Uebrigen und schien gänzlich in das Kind vertieft. Einige seiner Gefährten wunderten sich über diese gewaltige Umgestaltung; Andere schüttelten die Köpfe; aber Keiner glaubte an eine Besserung des finsteren Purneah; Keiner traute ihm einen guten Entschluß zu. Auch hatten sie Gelegenheit genug

diese Meinung bestätigt zu finden; den seine von Zeit zu Zeit erfolgenden wilden Ausrufungen: „Brama kshayam, Verderben den Braminen!" sein Flehen zu den höllischen Dämonen der Rache, alles dies zeugte dafür, daß in den Tiefen seiner Seele ein fürchterlicher, unauslöschlicher Haß tobte.

Als das Kind einige Zeit bei dem Stamme war, wurde, den Gebräuchen des letzteren zufolge, ein Braminischer Astrologe, der sich auch auf Magie verstand, wegen dem zu ertheilenden Namen befragt. Er nannte das Mädchen: Niluphar oder Lotus-Blume, weil er auf ihrem linken Arme eine Lotus eingezeichnet fand. Zugleich erklärte er bei der Ceremonie, er habe aus den Geheimnissen des Atharvena Veda* ersehen, daß der Stern, unter welchem Niluphar geboren, ein unglücklicher sey; daß Kali, der Gott der Zerstörung in ihrem Schatten einherschreiten und daß sie den Pfeil Marana Devi's in das Herz des Gehaßten senden würde.

Einige Zeit nach diesem Vorfalle saß eines Abends Purneah vor seinem Binsenzelte, und während er sorgfältig bemüht war, eine neue seidene Schnur zu flechten, bestimmt unglückliche Opfer zu erwürgen, entspann sich folgendes Zwiegespräch zwischen ihm und seiner angenommenen Tochter:

---

* Atharvena Veda ist das Buch, in welchem die Geheimnisse der Magie aufgezeichnet sind, — und welches nur den Braminen zu studiren erlaubt ist.

„Bester Vater, sage mir doch warum haßt unser Stamm die Braminen so sehr? — Sie sind doch so gut und thun Niemanden Uebels. — Ist denn gutseyn ein Verbrechen? — Sieh selbst Du, der gegen seine Niluphar so freundlich ist, — selbst Du legst deine Stirne in Falten und schwörst Rache. Ich fürchte, Vater, die Schnur, die Du im Augenblicke drehst, wird Jemanden, den ich achten muß, das Leben rauben."

„Still, still, mein Kind! —" entgegnete finster der Angeredete. „Was sind dies für Worte? — Mögten doch ihre Seelen im Naraka brennen! Wehe mir! Staub decke mein Haupt! das Kind liebt den Feind seines Vaters, die Verfolger seines Stammes! — Willst Du das Ohr des Mitleides der Stimme des Hasses leihen? — — Sage mir, wenn Du deinen Vater hingestreckt sähest vor des Tigers blutigem Rachen, würdest du liebkosend zu dem Thiere treten, oder — —"

„Ich würde ihn erschlagen!" rief heftig das begeisterte Kind, dem bei dem Gedanken: daß seines Vaters Leben in Gefahr sey, das Blut in die junge Wangen schoß.

„Würdest Du?! —" entgegnete der rachsüchtige Purneah, — „Gut so schwöre mir denn bei Kali, dem schrecklichen Rächer, den Pfeil Marana Devis nach dem Herzen dessen zu senden, der nach dem Blute deines Vaters dürstet!"

Als Niluphar, vor dem Gedanken des Verbrechens schaudernd, schwieg, fügte er in leisem, geisterhaftem Tone bei, während seine falschen Augen ihr sanftes,

wehmüthiges Gesicht anstarrten: „Der Guru gebietet es; — Dein Vater, der Dich liebt, nährt, schützt und pflegt, bittet Dich darum. Willst Du den Fluch der Gottheit über unsere Wohnungen bringen? — Wirst Du den Feind unseres Stammes lieben? — Versage mir es — und ich verschwinde, daß Dein Auge mich nimmer sieht; gehorche — und wir werden glücklich seyn wie die sieben Rishis." *

„Ich will, Vater, ich will gehorchen! —" sagte die zitternde Niluphar, ihre zärtlichen, glühenden Augen zu ihm erhebend. „Ich willige ein und unterwerfe mich."

„Der Friede ruhe auf Deinem Haupte, mein Kind; das Herz deines Vaters hast Du erfreut; —" jauchzte Purneah, die seidene Schnur frohlockend über seinem Kopfe schwingend, und indem er sie durch einen Priester Kalis segnen ließ, fügte er mit dämonischem Lächeln hinzu: „Nimm hier, Niluphar, die einzige Waffe des Pharfegars, geweiht durch unsern Guru. Gebrauche sie gegen deinen Feind, — den Feind Deines unterdrückten und beleidigten Vaters! —"

Viele Jahre waren verschwunden und noch immer beweinte Apajih mit gebrochnem Herzen sein verlorenes Kind, als ob es erst gestern von seinem Herzen gerissen worden sey; während die Ungewißheit über ihr Schicksal

---

* Die sieben Rishis sind die höchsten und verehrtesten Personen, welche die Hindu anerkennen.

und die entsetzliche Furcht, daß sie noch lebe und in der Gewalt Purneahs, den mörderischen Gebräuchen der verabscheutesten Kaste folge, seine Angst bis zum Wahnsinn steigerte. Längst hatte er die Pflichten und Verrichtungen eines Purohita (eine Art religiöser Ceremonienmeister) des Tempels von Melcota in die Hände eines jüngeren Braminen, Govindah, welcher in der ganzen Gegend durch seine Frömmigkeit und seinen Wohlthätigkeitsinn beliebt und geachtet war, niedergelegt.

War Govindah nicht im Tempel beschäftigt, so brachte er seine meiste Zeit in Apajihs Hause zu, und scheute keine Bemühungen den Letzteren in seiner Niedergeschlagenheit zu trösten. Manchmal las er dann in den heiligen Vedas und Shastrahs, die den gebeugten Vater lehrten, sich mit Ergebung in den Willen Wischnus zu fügen und sein Glück und seine Hoffnung einzig in der Erlangung Varkuntha's, (des Himmel Wischnus) zu suchen; ein anderesmal erzählte er unterhaltende Geschichten, ihn zu erheitern; doch nur auf Augenblicke sah er seine Anstrengungen gekrönt; denn Apajihs Herz war zu tief verwundet, um von irgend etwas Irdischem dauerhaft erhoben zu werden. Sein Leben schlich ihm in Sorgen dahin, und seyn oder vergehen war ihm gleich.

Als Govindah eines Abends nach Erfüllung seiner Pflicht von dem Tempel zurückkehrte, verließ er den Hauptweg, um sein Abendgebet vor einem etwas abgelegenen Bilde Wischnus zu verrichten. Nach vollendeter Andacht sich erhebend, ward er plötzlich durch den Anblick eines

lieblichen Hindu-Mädchens überraſcht, welches, ohngefähr ſechszehn Jahre alt, auf einer Bank im Schatten einer ſchlanken Palme ſaß. Das Haupt auf die Hand geſtützt, hatte ſich eine tiefe Melancholie über ihr reizendes Geſichtchen verbreitet und ihre großen, ſchwarzen Augen weilten ſchwermüthig auf der heiligen Lotus-Blume zu ihren Füßen.

Ihr Anzug war reicher und künſtlicher geordnet als dies gewöhnlich bei den Braminen zu ſeyn pflegt. Die durchſichtige, mit Gold durchwirkte Chadda ſchien von dem kleinen, ſchöngeformten Köpfchen herabzufließen und fiel in natürlichen Falten reizend über das reichgeſtickte ſcharlachrothe Kleid, das ihre üppigen Glieder umſchloß. An ihren zart gerundeten, mehr als gebräuchlich bedeckten Armen blitzten eine Menge köſtlicher Ringe und ihre Knöchel umfingen goldene Reife, die ſchön zu dem dunkeln oliv ihrer Haut abſtachen. Ihre ausgezeichnete Schönheit und die heilige Rudraksha, (eine nur von Braminen getragene und heilig gehaltene Schnur Perlen) die ihren reizenden Hals umſchloß, verleiteten Govindah ſie im erſten Augenblicke für eine Bramine zu halten; als er ſich ihr aber näherte, gewahrte er, daß der Reſt ihrer Kleidung aus Stücken beſtand, welche von verſchiedenen Kaſten getragen zu werden pflegen. Dies Ungewöhnliche vermehrte ſeine Neugierde und beſtimmte ihn, ſich an das Mädchen zu wenden. Noch mehr wurde er hierzu durch die Erinnerung aufgemuntert, daß er ſie ſchon öfter in einiger Entfernung um den

Tempel gehen und einmal in ernster Unterhaltung mit einem Hindu gesehen habe, der sich bei Govindahs Annäherung schnell entfernt hatte.

Als das liebliche Mädchen Fußtritte hörte, blickte sie langsam auf und gewahrte den jungen Braminen, der sie mit ernster Neugierde anstaunte. Wenn Govindah schon bei ihrem ersten Erscheinen betroffen gestanden, um wieviel größer war seine Bewunderung jetzt, als sie ihre großen Antilopen-Augen, in welchen Thränen zitterten, zu ihm erhob; ihr schwarzes Haar schien sich durch Zufall dem goldenen Kopfringe entwunden zu haben; ihre Gesichtszüge aber verriethen, ungeachtet der auf ihren Anzug verwendeten Sorgfalt, einen tiefen Seelenschmerz.

„Sey gesegnet, armes Kind!" redete der Bramine das Mädchen theilnehmend an. „Dein Herz scheint gepreßt und traurig. Der Friede Sivas komme über Dich!"

„Heil Dir, heiliger Mann!" entgegnete das Mädchen, welches überrascht schien, sich aber zu gleicher Zeit von dem Interesse, welches ein Fremder an ihrer Traurigkeit nahm, geschmeichelt fühlte. „Kann denn eine Tochter glücklich seyn, wenn ihr Vater leidet? — Wenn er traurig ist, wird sie nicht ebenfalls sorgenvoll seyn? — Er ist es, der ihr Haar mit Geschmeide schmückt, der sie mit Blumen und mit jedem Dinge versorgt, das sie nur wünschen kann. Das Gelübde, welches er ablegt, gilt es nicht auch für sie? — Muß sie ihm nicht gehorchen?"

„Du sprichst, Mädchen, wie es die heiligen Shastrahs gebieten. Diejenige, die ihrem Vater willig gehorcht, gleicht dem guten Geiste, und es ist verdienstlich wenn der Schwur des Vaters vom Kinde vollzogen wird."

„Und doch" — erwiderte das Hindu-Mädchen — „und doch zerstören die Braminen kein Leben; sie vergeben ihren Feinden." Dann fügte sie mit leiser, gebrochener Stimme hinzu: „Zweimal hab' ich ihn gesehen; zweimal erhob ich meinen Arm, die seid'ne Schnur um des alten Mannes Hals zu werfen und zweimal sanken meine Hände mit Schauder und Entsetzen kraftlos an meine Seite. Ach, wehe mir um meines Vaters Schwur willen! — Vergebens kniete ich vor Narasingha und flehte um Stärke! Wehe über mich, der Zorn Kalis liegt schwer auf mir!"

„Was sind dies für fürchterliche Worte!" rief der entsetzte und erstaunte Govindah; und erst nach und nach, durch Ueberredung, Güte und religiöse Ermahnungen gelang es ihm, zu erfahren, was sie war und welche unselige Aufgabe sie niederbeugte. Er entlockte ihr, was sie von ihrer Geschichte seit ihrer Kindheit wußte, so wie Manches von ihrer gegenwärtigen Lebensweise. Sie versicherte, daß eine solche Existenz von ihren besseren Gefühlen verabscheut würde, und daß, wenn sie nicht ihr Vater (der, wie es sich zeigte, jener Hindu war, mit welchem sie Govindah hatte sprechen sehen) zurückgehalten, sie ihren Stamm längst verlassen hätte; und endlich nach den ernstesten Versicherungen und Vorstel-

lungen: daß sie sich den Zorn Wischnus zuziehen würde, gestand sie noch: daß — durch die Bitten ihres Vaters dahingebracht — sie in dem Tempel Kalis geschworen habe, einen Braminen zu erwürgen, der ihren geliebten Vater beleidigt und gedemüthigt habe. „Einen Tag nach dem anderen wartete ich hier auf ihn," — fuhr sie fort, indem sich ihre ernsten Augen mit Thränen füllten, — „und immer, wie in einem wechselvollen Traume, drängten sich die Erinnerungen an seine ernste Gestalt, seine sanften, tiefe Leiden verrathenden Gesichtszüge, seine hohe, heilige Stirne, in meine Phantasie, — und nun quält mich der Gedanke, daß eben diese Träume von Wischnu dem Erretter gesandt seyen, das Erwürgen Apajihs zu verhindern.

Kaum hatte der Namen Apajihs das Ohr Govindahs getroffen, als er einsah, daß seines Freundes Leben aus Rachsucht bedroht werde; eine fürchterliche Vermuthung durchzuckte seinen Geist, und er fragte seine weinende Gefährtin mit sichtbarer Angst: ob sie sich erinnere, was den Astrologen veranlaßt habe, ihr den heiligen Namen Niluphar * beizulegen; worauf sie erwiderte, von einem des Stammes gehört zu haben: es sey dies

* Niluphar ist aus dem Yogur Veda, einem der heiligsten Gebete der Braminen genommen, in dem es heißt: „Wenn der, der rein oder nicht rein ist, in welcher Bekümmerniß er sich befinde, an denjenigen denkt, der die Augen der Niluphar (Lotus-Blume) hat, so wird er rein, innerlich und äußerlich." Derjenige aber, der die Augen der Lotus-Blume hat, ist Wischnu.

in Folge der Zeichnung geschehen, die man auf ihrem Arm gefunden und welche jene heilige Blume vorstelle.

Dies genügte den bewegten Govindah in seiner Vermuthung zu bestärken. Er führte das zitternde Mädchen zu der Wohnung Apajihs und erzählte dem beraubten Vater ihre Geschichte und seine Muthmaßungen. Kaum hörte dieser die Beweggründe, um welcher Willen man ihr den, dem Wischnu geheiligten Namen beigelegt hatte, als er sie in seine Arme zog und unter einem Strom von Thränen: „Mein Kind, mein liebes, liebes Kind! ausrief.

Sobald die erste Aufregung vorüber war, untersuchte Apajih den Arm seiner wiedergefundenen Tochter und erkannte sogleich die Blume, als das Werk seines Weibes. Und wenn auch dies nicht zur Ueberzeugung hingereicht hätte, die Aehnlichkeit Niluphars mit seiner guten Frau, der heilige Rudraksha, den er ihr als ganz kleines Kind um den Hals gelegt hatte, alles dies bewies, daß sie das Kind seines Herzens, die so lange als todt beweinte Tochter sey.

Man sollte glauben die Leiden des unglücklichen Apajihs hätten nun ihr Ende erreicht und der Rest seiner Tage würde ihm in der Gesellschaft derjenigen entschwunden seyn, die er so innig liebte. Aber das arme Mädchen hatte unwissentlich die Gesetze seiner Kaste übertreten, indem sie mit einem verachteten und gehaßten Stamme gelebt und eben dadurch ihren Ausschluß aus dem Braminenstande unwiderruflich herbeigeführt hatte.

Würde letzteres ihr Schicksal geworden seyn, so wäre sie aller Freundinnen und Bekannten beraubt gewesen, die sie lieber verlassen, als ihr elendes Leben mit ihr getheilt hätten. Als eine Ausgestoßene verachtet und verspottet, der schweren Last des Kummers unterliegend, hätte ihr Leichnam auf der Stelle verfaulen müssen, auf welcher sie gestorben seyn würde; denn dies sind die Strafen die denjenigen treffen, der sich der Uebertretung der Gebräuche und Gesetze seiner Kaste schuldig gemacht hat.

Ein solches Unglück von seinem Hause abzuwenden und seine geliebte Niluphar in den Stand zu setzen, den Rest ihrer Tage glücklich und in Frieden zu verleben, entschloß sich der edle Mann, das Gelübde zu thun ein Sannyasi zu werden und sich der schweren Büßungen, wie sie oben angeführt, nach den Gesetzen des Menu zu unterwerfen.

Aber was sind körperliche Leiden gegen die Leiden der Seele!

Nach vielen Bemühungen und mancherlei Ceremonien und in Betracht des heiligen Gelübdes, welches für sie gethan worden war, wurde die liebliche Niluphar wieder ihrer Kaste einverleibt und mit Govindah vermählt.

Als der Bösewicht Purneah sah, daß ihm sein Racheplan mißlungen war, wurde er aus Verzweiflung sorgenlos und frech.

Kurze Zeit nach obiger Begebenheit erwürgte er einen Gesandten des Rajah von Mysore, der wichtige

Depeschen nach dem benachbarten Hofe von Carz zu bringen beauftragt war. Dieser Mord erregte den höchsten Unwillen der Regierung, und obgleich man bisher die vielen Ermordungen untergeordneter Menschen mit Gleichgültigkeit vernommen hatte, so ward man durch diese frevelhafte That aus seiner Lethargie aufgescheucht und der Rajah erließ den bestimmten Befehl: daß die Bande Pharsegars, die dies Verbrechen verübt, eingezogen werde.

Kaum vernahm Purneah diese Nachricht, als er sich des Lebens überdrüssig, als den Mörder des Boten angab. — Vor seiner Hinrichtung aber gestand er noch Govindah, der als Purchita der Gegend, zu ihm berufen worden war, um ihn in seinen letzten Augenblicken mit Trost zu unterstützen, daß sein Plan bei dem Raube Niluphars dahin gegangen sey, sich dadurch an Apajih zu rächen, daß dieser, seinem Schwure nach, durch die Hand des eigenen geliebten Kindes erdrosselt worden wäre.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Der Engel der Gerechtigkeit. Novelle	1
Der Regent	36
Jean Calas. Eine historische Skizze	43
Sehnsucht der Liebe	78
Die verhängnißvolle Kiste. Novelle	79
Geistesfreiheit	139
Yamma. Erzählung nach dem Englischen	143
Seliges Wissen	158
Die Taufe. Posse in einem Aufzuge	159
Die Sphynx	193
Der Untergang der Tempelherren oder Jacob Bernhard von Molay und sein Orden. Historische Skizze	205
Aus des Teufels Wanderbuch	222
Nilnphar, das Hindu-Mädchen. Erzählung nach dem Englischen	225

Girandolen.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp. in Stuttgart.

Girandolen

von

Heribert Rau.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.
1841.

Die Wahnsinnige.

Novelle.

1.

Durch Fisch- und Vogelfangen,
Ist Mancher schon zu Grund gegangen.

„Göttlich, himmlisch, entzückend! — Sehen Sie nur, theure Miß Mary, diese kolossalen Porphyrfelsen. — Porphyr — hier haben Sie ein schönes Exemplar — gehört der Urgebirgsformation an; seine Bestandtheile sind Kiesel und Thon, zu welchen sich oft, als vorwaltende Gemengtheile, Feldspath und selbst auch Hornblende gesellen. Ja das Stückchen, welches Sie eben in Ihren allerliebsten Händchen drehen, — ich habe, beiläufig gesagt, noch keine schöneren gesehen; denn selbst die berühmten der jungen Gräfin von Nassau, die seit Jahrhunderten in der Thomas-Kirche zu Straßburg schlummert, kommen ihnen nicht gleich; — dieses Stückchen, sage ich, enthält auch sogar noch Quarz und Glimmertheilchen. Der Porphyr kommt am häufigsten auf der westlichen Halbkugel vor, und bildet meistens wilde, viel gespaltete, durch Wasserfluthen zerstörte Steinmassen und hohe Gebirge."

Diese gelehrte Analyse entströmte den Lippen eines kleinen, hageren Mannes. Er war in Schwarz gekleidet

und trug, trotz der ziemlich beträchtlichen Hitze, noch einen Spenzer von gleichfarbigem Tuche über dem altmodischen, bis obenhin zugeknöpften Fracke. Seine Gesichtszüge, etwas verwittert, waren nicht unangenehm, doch wurden sie durch ein häufiges Zucken der Muskeln grauenhaft, und diesen Eindruck erhöhte noch eine ungewöhnliche Beweglichkeit des Körpers.

Er stand zwischen zwei Damen, die sich auf eine von der Natur gebildete Steinbank niedergelassen hatten. Miß Mary, die jüngere, an welche obige Worte gerichtet waren, saß zu seiner linken Seite, und betrachtete mit Aufmerksamkeit das dargereichte Bruchstück; während ihr gegenüber, Julia, die ältere Schwester, angelegentlich in einem kostbar gebundenen Buche las. Beide Mädchen hatte die Natur mit überaus feinen und regelmäßigen Zügen begabt. Eine weiße Haut ließ die blauen Adern leicht durchschimmern und zeigte auf den Wangen den Anhauch einer zarten Röthe. Die Augen verriethen Geist und Scharfsinn, kastanienbraune Locken fielen in reicher Fülle auf die schön geformten Schultern nieder, kurz Alles vereinte sich die beiden Schwestern mit hohen Reizen zu schmücken. Aber dennoch fehlte ihnen der Schönheit höchste Zierde, — jene Anmuth, ohne die selbst Venus nicht zu entzücken vermag, und welche die feinfühlenden Griechen in dem Gürtel versinnlichten, der jener Göttin zarten Leib umschloß; — indem ein künstlicher, angenommener Ernst den ersten freundlichen Eindruck zerstörte. Dabei verwischte Julia den leisen

Anflug äußerer Liebenswürdigkeit durch eine goldne Brille mit dunkelblauen Gläsern, die ihre ohnehin ernste Miene noch um ein merkliches finsterer machte.

Der Redner, über seine linke Nachbarin gebeugt, fuhr mit geläufiger Zunge fort: „Die vorzüglichste Species dieser Felsart ist der Sienit. Von körnigter Textur, besteht er aus Feldspath und Hornblende. Unterarten des Porphyrs sind: der Thonporphyr, Bechsteinporphyr, Obsidian- und Perlsteinporphyr!“

„Und“ — rief er aus, seinen Oberkörper mit drolliger Schnelligkeit von der Linken zur Rechten werfend: „und, geschätzte Miß Julia, welch' interessantes Geschlecht bewohnte die Burg, deren wenige Trümmer noch diese Felsen krönen, den Rheingrafenstein! Die Zeit der Erbauung jenes Schlosses auszumitteln, habe ich umsonst Geld und Mühe verschwendet; nur so viel ist gewiß, daß dessen Grundstein in grauer Vorzeit von dem Geschlechte derer „vom Steine“ gelegt wurde. Schon unter der Regierung Pipin des Kurzen, im achten Jahrhundert, tritt uns der muthmaßliche Urheber dieses Geschlechtes, als ein Graf Cancrin, entgegen, dessen ritterlicher Muth und Tapferkeit in Liedern besungen wurde; doch verliert sich nach dessen Tode die Geschichte dieses Geschlechtes in einer langen Nomenclatur, bis wir sie im zwölften Jahrhundert leuchtend wiederfinden. Hier theilt sich schon das Rheingräfliche Haus in zwei Linien, an deren Spitze die Grafen Reinholf und Emmerich stehen. Aber erst im Jahre 1279 findet sich eine

Erwähnung der gedachten Burg. In jener bekannten Fehde der Grafen von Sponheim wider den Erzbischof Werner von Mainz, sehen wir die beiden Enkel des ebengedachten Emmerichs, Werner und Siegfried, als treue Verbündete des Grafen Johann von Sponheim auftreten. Dem alten Namen Ehre machend, kämpften beide mit rühmlichster Tapferkeit. Das Schlachtfeld zwischen Genzingen und Sprendlingen war Zeuge ihres Muthes; es erbebte unter dem Hufe ihrer Rosse, die Streiche ihrer Schwerter würgten Mann auf Mann. Aber das Glück wandte ihnen den Rücken, und Siegfried gerieth in die Haft des Erzbischofs. Zugleich zerstörte Werner die Burg Rheinberg, welche denselben gehörte, und Siegfried mußte sich unter harten Bedingungen seine Freilassung erkaufen. Das schöne Rheingau war für ihn verloren, und er zog sich daher nach dem Rheingrafenstein zurück.

„Dies, Verehrte, ist die erste historische Erwähnung jener stolzen Burg, deren Mauern einst diesen Felsen krönten. Glänzende Namen folgten nun aufeinander und Johann II., 1347 Rheingraf vom Rheingrafenstein, vermehrte noch Macht und Güter seines Geschlechtes, indem er durch seinen Oheim, Johann von Dhaun, in die Gemeinschaft der dhaunischen Lande aufgenommen wurde. Johann III. fügte noch die kyrburgischen Lande hinzu. Aber die vielverzweigten Verbindungen zogen blutige Erbfolgkriege nach sich, und hartnäckige Kämpfe drohten ein glor-

reiches Geschlecht zu vernichten; doch kräftiger erhob sich der alte Stamm, Heldensöhne ziehend, in der bedrängten Zeit. Der Zank endete indessen nicht; hauptsächlich zog sich der kyrburgische in die Länge und bekam neuen Stoff durch die Störungen, welche der Orlean'sche Erbfolgestreit auch in das rheingräfliche Haus brachte. Dieses hatte um so mehr auf die Schonung von Seiten der zerstörungssüchtigen Horden Melais rechnen zu dürfen geglaubt, als seine Vorfahren nicht nur der Krone Frankreichs oft Dienst und Blut geweiht, sondern es auch von da noch bedeutende Forderungen an dieselbe zu machen hatte. Allein es täuschte sich gar sehr; denn im Jahre 1689 nahmen die Franzosen nach kurzer Gegenwehr den Rheingrafenstein, und sprengten ihn, nachdem sie den alterschwachen Rheingrafen Friedrich Wilhelm auf einem Sessel herausgeschleppt, und seiner besten Habe beraubt hatten, in die Luft, und seitdem zeugen nur wenige Reste von seinem einstigen Daseyn."

Während dieser langen Erzählung hatte sich die Sonne zum Untergange geneigt. Die gewaltigen Felsemassen, die sich so kühn aus den Fluthen der Nahe aufthürmen, erglühten in dunklem Roth, malerisch aus dem saftigen Grün der sie umgebenden Wälder hervortretend. Die Scene war erhaben; aber sie ging unbemerkt vorüber an jenen drei, denn Miß Julia starrte in ihr Buch, und verglich die darin aufgeführten Stellen aus der Geschichte des Rheingrafensteines mit den Angaben ihres Gesellschafters; welcher selbst, in

seiner Begeisterung, sich in jene ritterlichen Zeiten versetzt glaubte, und dessen lebhafte Phantasie aus den Schutthaufen die stolzen Zinnen der erwähnten Burg emporgebaut. Miß Mary hatte von dem historischen Theile der Unterhaltung nichts gehört; indem sie die verschiedenen Steine, welche sie heute gefunden, classificirte, und deren Namen, Bestandtheile und Fundort in ihrem Notizbuche eintrug.

Nur eine Person, deren wir noch nicht erwähnt, war aufmerksame Zuhörerin des kleinen Doctors gewesen, ohne daß die Schönheiten einer so reichen Natur für sie verloren gegangen wären. Es war Emma, der Damen Kammermädchen.

Eben wollte der Doctor, der neuen Athem geschöpft hatte, den Faden der Erzählung wieder aufnehmen; ein krampfhaftes Zucken seiner Gesichtsmuskeln verrieth den Ansatz zur Rede, als ihm ein kläglicher Hülferuf die Worte auf der Zunge ersterben ließ.

„Mein Gott, das ist der Vater!" riefen erschrocken aufstehend beide Damen, und Miß Julia versuchte durch ihre blauen Gläser die Stelle zu finden, wo sie denselben vor einigen Stunden verlassen hatte. „Emma!" rief sie, und wendete sich nach dem Kammermädchen; aber dieses war schon auf den ersten Ruf hinweggeeilt.

Lord Lindhorst, der Vater unserer Schönen, der seit Jahren Bad Creuznach besuchte, war diesen Mittag, der Gewohnheit nach, mit seinen Kindern und dem, ihn stets begleitenden Leibarzte, Dr. Wimmermann, ausge-

fahren. In der Nähe des Oertchens Münster im oberen Nahthale stiegen sie aus und sandten den Wagen zur Stadt zurück. Lindhorst war leidenschaftlicher Fischer, und hatte sich daher, während die Töchter unter des Doctors Obhut der Mineralogie und dem Studium der Geschichte nachgingen, ein schönes Plätzchen an der Nahe zum Einlegen der Angel ausgesucht; aber da das Flüßchen an seinen Ufern meist seicht ist, sah er sich genöthigt einige große Steine hinein zu werfen, und mit Hülfe derselben gewann er vorschreitend eine tiefere Stelle. So hatte der gute Mann bereits drei lange Stunden zugebracht, ohne einen Erfolg seiner Bemühungen zu sehen. Seine Geduld wich indessen nicht. Eben jetzt zuckt der Kork, er beugt sich vor, er zieht rasch auf, hoch durch die Luft fliegt an der Leine der zappelnde Fisch — aber der arme Lord gleitet durch die heftige Bewegung aus und stürzt in die verrätherische Fluth. Die lange, hagere Gestalt war vergebens bemüht, sich aus dem unwillkührlichen Bade zu erheben, als Emma auf den Hülferuf herbei eilte.

„Um Gottes Willen, Mylord!“ rief das erschrockene Mädchen, „Sie haben sich doch im Falle nicht verletzt?“

„God damn!“ erwiderte krächzend der Engländer, „ich glaube mein Arm ist gebrochen.“

Emma war in Verzweiflung. Sie hätte dem Unglücklichen so gerne Hülfe gebracht, und vermochte doch nicht über die weit von einander entfernten Steine zu springen, die wohl nur die langen Beine ihres Herrn

trockenen Fußes erreichen konnten. Sie rief aus allen Kräften den Doktor, der denn auch mit den Mädchen herbei kam. Aber hiermit war wenig geholfen; der Gelehrte hatte den Kopf verloren, trippelte am Ufer unter allen möglichen Verrenkungen seines Körpers auf und ab, und brachte es nicht über das Herz sich in den Fluß zu wagen. Die Damen jammerten englisch und deutsch und flehten den Doctor und Emma um Hülfe an. Aber Wimmermann ergoß sich nur in eine Aufzählung aller nachtheiligen Folgen des Naßwerden und Erkältens, und erhöhte nur dadurch der Damen Angst. Lord Lindhorst fluchte in vier Sprachen. In dieser allgemeinen Verwirrung faßte Emma Muth; hob ihre Kleider mit möglichster Sittsamkeit in die Höhe, und hüpfte mit kühnen Sprüngen von Stein zu Stein. Bald war der Gefallene erreicht; da er aber mit der rechten Hand die Angelruthe und den gefangenen Fisch fest hielt, und er den linken Arm, der ihn sehr schmerzte, nicht gebrauchen konnte, so war es Emma unmöglich die lange und schwere Figur allein zu erheben, zumal da sie, der anschlagenden Wellen wegen, ihre Röckchen mit der einen Hand halten mußte.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke sprengte ein Reiter die Straße daher. Der Lärm, die sonderbare, für ihn zum Theil sehr anziehende Scene, hielt den jungen Mann einen Augenblick gefesselt; da er aber die Sachlage erkannte, sprang er sogleich ab, gab dem Doctor des Pferdes Zügel, und war in drei Sprüngen an Emmas

Seite. Jetzt war es ein Leichtes den unfreiwillig Badenden zu erheben und an das Ufer zu bringen.

„It is a carp, a very fine carp!“ waren seine ersten Worte, als er auf dem Trocknen stand, wohlgefällig den gefangenen und so standhaft fest gehaltenen Fisch betrachtend; während seine Töchter und der Doctor ängstlich den Arm untersuchten, der indessen nicht gebrochen, sondern nur leicht verletzt war.

Aber Emma stand noch in der Mitte des Flusses. Hohe Röthe deckte ihr Gesicht; denn jetzt, da die Angst vorüber war, trat die Ueberlegung ein, und wie sollte sie nun den gefährlichen Weg zurück machen, da die Augen der sämmtlichen Gesellschaft auf sie gerichtet waren? — Der Retter Lindhorst's ließ sie jedoch nicht lange in dieser Verlegenheit. Er erreichte sie noch einmal, schwang sie mit Gewandtheit auf seinen Arm, und setzte die verwirrt Dankende wohlbehalten auf dem Ufer nieder. Dem Danke des Lordes ausweichend, bot er dem ganz Durchnäßten sein Pferd an, der es aber ausschlug und nebst den Seinen raschen Schrittes der Stadt entgegen eilend, von Zeit zu Zeit seinen Karpfen mit Wohlgefallen wog.

Der junge Mann warf sich auf sein Pferd, und entschwand bald den Blicken der Gesellschaft.

2.

Einer der liebenswürdigsten und gebildetsten jungen Männer.

Es ist einmal in unserer modernen Welt zur Mode geworden, die Sommermonate in einem Bade zu verleben. Ist man auch in der That nicht krank, so findet sich doch wohl irgend ein Drücken, Pressen oder Zwicken, das uns als Veranlassung zur Reise dienen kann. Ueberdieß leiden so Viele an einem zu guten Leben, und die Bade-Saison wird — oder soll doch vielmehr, — dieses Wohlleben auf einige Zeit unterbrechen. Dem sey wie da will, kurz man geht! und man hat recht, wenn anders die schönen Monate in der Natur, und nicht am Spieltische verlebt werden.

Unter den vielen Badeorten nun, welche gastlich die Fremden empfangen, nimmt Creuznach einen bescheidenen, aber gewiß nicht den schlechtesten Platz ein. Wer es nicht für einen Fehler ansieht, daß man dorten kein Roulette findet; wer eine großartige Natur, wer behagliches Stillleben dem Geräusche einer großen Welt vorzieht, — wahrlich der wird nicht bereuen, Creuznach gewählt zu haben.

In Mitte des freundlichen, gesegneten Nahgaues gelegen, erhebt sich die gewerbsame Stadt, deren Ursprung sich in den Nebeln der Vergangenheit verwischt; denn schon den Römern waren jene salzigen Quellen nicht unbekannt, und unter ihrer Herrschaft zog sich eine große

Heerstraße von Bingen über Densen nach Trier, die einen Nebenarm nach dem Kastelle zu Creuznach warf. Gewaltig brausten die Zeiten, zerstörend und wieder aufbauend, über die bemoosten Mauern, und so bietet noch jetzt das Innere Creuznachs ein Gemisch von alter und neuer Bauart dar. Der Totaleindruck, welchen diese Stadt in ihrer jetzigen Form auf den Fremden macht, ruft ein Gefühl gemüthlicher Behaglichkeit hervor, welches durch den offenen und jovialen Charakter seiner Einwohner noch gesteigert wird.

Das Thal, in dem sich Creuznach erhebt, wird von den fortgesetzten Zweigen der Vogesen gebildet, die sich, von dem Donnersberg herüber, bald in hohen, senkrecht in die Nahe absteigenden Porphyrfelsen, bald in waldigen Bergen von nicht unbeträchtlicher Höhe, auf beiden Seiten des Flüßchens hinziehen, und eine Menge der reizendsten Punkte bilden; so gehören der schon erwähnte Rheingrafenstein und der gewaltige Rothenfels zu den imposantesten und schönsten Natur-Erscheinungen Deutschlands. Die Burg Kauzenburg, um deren Schloßberg Creuznach sich so malerisch gruppirt, die alte Feste Ebernburg, in welche der tapfere Franz von Sickingen seinen Freund Ulrich von Hutten einst, in Zeiten der Gefahr, freundlich aufnahm, sind historisch berühmt. Namentlich aber gewährt die Ruine der Burg Guttenberg, von dem, zu Creuznach wohnenden, Herrn Gerichtschreiber Mezer zum Theil wieder aufgebaut und nach altem Styl geschmackvoll eingerichtet, von freundlichen Anlagen

umgeben, eine herrliche Fernsicht. Es ist ein Plätzchen zum dichten, zum fröhlich seyn geschaffen! — Auch das Rheingau ist nur wenig entfernt, und ladet zu heiteren Fahrten ein.

Die Hauptquelle, der Elisenbrunnen, befindet sich auf einer kleinen Insel der Nahe, welch letztere die Alt- und = Neustadt in zwei Theile scheidet. Kühle, schattenreiche Anlagen empfangen die Trinkenden und Lustwandelnden, und unter dem Laubdache uralter Pappeln und Linden erhebt sich die bescheidene Soolbad = Anstalt. Von der Insel, dem sogenannten Wilhelmswert, führt eine Brücke und vierfache Allee zu dem prachtvollen Fellnerischen Hause, welches zur Aufnahme von Curgästen bestimmt, eine nahmhafte Zierde der Stadt ist.

An einem der Fenster dieses Hauses lag, am Morgen nach der oben beschriebenen Scene, der Retter des fischenden Lord's. Die Sonne war kaum aufgegangen, die Erde dampfte wie ein großer Altar des Höchsten, das ferne Thal, die Salinen mit den langen, düsteren Gradirhäusern einschließend, lag noch dunkel, und nur die gegenüberliegenden Berggipfel röthete die Frühsonne. Wie wehte die Morgenluft so frisch, wie strahlte der Himmel so blau, wie so lieblich sang die Lerche! — Der Jüngling mußte sich's gestehen: daß es was herrliches um einen Sommermorgen sey, und schämte sich im Stillen der vielen im Bette verträumten. Aber so erfreulich die Außenwelt auf ihn wirkte, er konnte ihren Schönheiten keine ruhige Aufmerksamkeit gönnen. Bald lag er am Fenster,

bald ging er mit großen Schritten das Zimmer auf und ab. Sein Inneres war bewegt, unmuthig, ohne daß er sich Rechenschaft von der Ursache dieser geistigen Gährung hätte geben können.

Sein bisheriges Leben schien ihm so schal, so flach, so ungenügend, und doch hatte er sich Jahrelang auf den Wogen des Vergnügens ganz behaglich geschaukelt. Er fühlte heute deutlicher als je, wie allein er in der weiten Welt stehe, wie sich sein Leben gehalt- und zwecklos abspinne. Er beschloß es zu ändern. Aber wie? — Lange sann er hin und her ohne sich aus diesem Chaos unbehaglicher Gefühle herausfinden zu können. Reich von Geburt, hatte er weder zu arbeiten nöthig, noch gelernt. Ernste Studien ekelten ihn an; auch wußte er von Allem so viel, als der feinste Cavalier bedurfte, um sich in der großen Welt mit Leichtigkeit und Anmuth zu bewegen. Sein schnell fassender Geist, sein sprudelnder Witz und Sarkasmus, ersetzten das Fehlende. Auch die Natur hatte nicht stiefmütterlich an ihm gehandelt, und ihn mit einem männlich-schönen Gesichte, einem schlanken Wuchse und feiner Taille begabt. So galt er allgemein für einen der liebenswürdigsten und gebildetsten jungen Männer.

Ein Mensch von seinem Verstande konnte keinen Werth auf Dinge legen, die Glückseligkeit nicht gewähren. Wußte er doch, daß das Geld, dessen er so überflüssig besaß, ihm zu nichts diene, denn das Leben nur noch langweiliger zu machen, als es ihm schon an und

für sich war. Mit vollen Händen gab er es daher aus; aber nicht zwecklos; er suchte Freude um sich zu verbreiten, und siehe es lohnte sich herrlich. Wo er nur auftrat flogen ihm Freunde entgegen; man vergötterte ihn; man trug ihn auf den Händen; man schwur ewige, unzerbrüchliche Freundschaft; in Aller Mund tönte das Lob: des liebenswürdigsten und gebildetsten jungen Mannes.

Berauscht von dem Glücke, glücklich machen zu können, so viele treue Freunde zu besitzen, so geliebt und geehrt zu seyn, war er bisher oft entschlummert. Freilich mußte er sich den kommenden Morgen, in ruhigerem Zustande, gar manchesmal fragen: Was habe ich denn für die Freundschaft dieser Menschen gethan? — Durch was dies süße Lob verdient? — und dann konnte er sich nicht ganz enthalten, mit einer gewissen Verachtung auf jene Lobredner und Freunde herabzublicken, die eine Hand voll Geld, ein Schmaus, eine von ihm veranstaltete Landparthie ihm erweckt.

Eben diese Gefühle durchzogen auch heute seine Brust. Die Leere seines Innern sagte ihm, daß das Leben wohl einen höheren Zweck haben müsse, als vergnügt zu leben, und dennoch suchte er vergebens diesen Zweck zu finden.

Aergerlich warf er sich auf das Sopha. Sann lange nach und beschloß endlich, fast wieder Willen, diesem schwankenden Zustande durch — Fortsetzung seines bisherigen Lebens, ein Ende zu machen.

Glücklich wer Witz besitzt, um die trüben Gedanken die schweren Sorgen, die unbequemen Mahnungen des Gewissens hinwegwitzeln zu können!

Unser Freund war einer von diesen Beneidenswürdigen.

Er hatte einen alten Diener bei sich, der schon unter seinem Vater, dem tapfern Oberst von Murgen, gedient, und nach dem Tode dieses edlen Mannes dessen Sohn August gefolgt war. Wilhelm so hieß der alte Husar, hing mit väterlicher Liebe an seinem jungen Herrn, den er ja so manchesmal schon als blondlockigen Knaben auf seinen Knieen geschaukelt hatte. Der lange Dienst, das frühere Vertrauen des Obersten, hatten ihm manche Rechte eingeräumt, und diese übte er denn auch durch Ermahnungen und Warnungen; ja sogar oft durch Strafpredigten gegen Murgen's leichtsinnigen Sohn. Da er aber endlich hatte einsehen lernen, daß seine gutgemeinten Rathschläge dem einen Ohr seines Herrn hinein, dem andern wieder herausgingen, schwieg er von nun an stille, und schimpfte sich selbst einen alten Narren, der denjenigen ändern und bessern wolle, den doch alle Welt: den liebenswürdigsten und gebildetsten jungen Mann nannte.

Diesem Diener schellte jetzt August.

„Wilhelm," begann Murgen mit ernster Miene, „tritt näher, noch näher — hier setze Dich auf diesen Stuhl!"

Der Graukopf gehorchte zögernd. „Höre Alter!"

fuhr August fort, ich will Dich in einer wichtigen Sache um Rath fragen."

„Mich?! — mich um Rath fragen?" entgegnete spöttelnd der Angeredete.

„Ja wohl, Dich, habe ich gesagt, und Du wirst mir gewiß einen gescheidten geben." August hielt inne, auf eine Antwort wartend; da aber keine erfolgte, und ihn der Alte nur fest und ernst anblickte, fuhr er fort:

„Ich bin dies Leben müde; es ist so flach und leer, sage mir nun, Du, der so oft mich darob gescholten, was soll ich thun um es zu ändern?"

Nach kurzem Schweigen entgegnete der Gefragte: „Gehen Sie von hier weg!"

„Und wohin?

„Nach Wiesbaden oder Baden-Baden."

„Und warum gerade dahin?"

„Weil Sie dort Pharaobanken finden."

Eine Pause folgte. August, getroffen von dem bitteren Spotte, der ihm in diesen Worten des Dieners zu liegen schien, biß sich auf die Lippen. Dann suchte er der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben und sagte lachend:

„Wahrhaftig ich glaube wir sind beide behext. Du, alter Sittenprediger, willst mich zum Spielen verführen, und ich, Dein verlorener Sohn — ich — ich möchte heute fast beten."

„Folgen Sie mir nur diesmal, gnäd'ger Herr; nur dieses mal bitte ich meine Worte zu hören!"

Diese Bitte wurde mit solch' leidenschaftlichem Ernste gesprochen, daß August den Alten kurze Zeit schweigend und ernst ansah, dann fuhr er mit leiserem Tone fort:

„Es ist zwar wahr, Wilhelm, ich habe Deine Mahnungen oft überhört, indessen ist es mir heute mehr Ernst als je meine Lebensweise zu ändern. Laß daher Deinen Spott, den ich allerdings einigermaßen verdient haben mag!

„Herr!" — rief der Diener aufstehend, legte seine Hand auf das Herz und eine Thräne stand ihm im Auge — „Herr! ich spotte nicht. Tausendmal habe ich Sie gebeten, angefleht, beschworen, diesem Leben, das Sie und ihr Vermögen ruiniren muß, valet zu sagen; tausendmal habe ich das Bild Ihres Herrn Vaters Ihrem Gedächtnisse zurückgerufen; Sie waren oft empfänglich für meine Bitten; Sie gelobten sich selbst, dem Warnungsrufe eines treuen, väterlichgesinnten Dieners zu folgen; da kam einer ihrer sogenannten Freunde, so ein windbeutlicher Schmeichler, mit honigsüßen Worten auf den Lippen und der Verderbtheit im Herzen, und der alte Wilhelm war vergessen. Sie haben ein gutes Herz, das weiß Niemand besser als ich; aber die unglückselige Vergnügungssucht zieht Sie in den Strudel des Verderbens. Was kann ich thun? Ich sehe Sie am Abhange und meine Worte vermögen nicht Sie zu retten. Da fasse ich den verzweifelten Entschluß, Sie hinab zu stürzen, um dann den Zerschmetterten, vom Schwindel

geheilten, mit liebenden Händen zu pflegen und einem neuen Leben zuzuführen. Daher diese Bitte, die aus treuem Herzen kommt. Gehen Sie um Gotteswillen an den Spieltisch, ich will die vollen Geldsäcke hinschleppen — ich will nicht an ihren seligen Herrn Vater denken; ich will meine Thränen verbeißen und Sie zum Spiele anfeuern, bis Sie verlieren und verlieren und endlich die Hand vor den Kopf schlagen und mich anflehen, daß ich Ihnen die Pistolen gebe, die Ihren Herrn Vater in so manchen ehrenvollen Kampf begleitet, damit Sie sich eine Kugel durch den Kopf jagen können!"

August durch diese, mit einem aus tiefster Seele kommenden Tone, gesprochenen Worte erschüttert, winkte dem Alten zu schweigen; aber Wilhelm nahte sich dem Sopha, warf sich vor dem Jünglinge nieder und rief:

„So will ich mich dann vor Sie hinwerfen, Gott danken und rufen: er ist gerettet, denn er hat das verfluchte Geld verloren, die Verführer haben ihn im Stiche gelassen, er steht allein in der Welt — verlassen! — arm! nein nicht arm, reich, sehr reich, denn nun erst kann er den Weg finden glücklich zu werden."

August war aufgesprungen. Es tobte in seinem Innern. Hatten ihn auch die wohlgemeinten Worte des redlichen Dieners tief getroffen, so verletzten sie ihn doch in gleichem Maße. Scham und Aerger kämpften mit der besseren Ueberzeugung; doch war er zu stolz der Vernunft nachzugeben.

Mit großen Schritten das Zimmer messend, winkte er dem Diener sich zu entfernen.

Da klopfte man an. Wilhelm ging und brachte sofort ein Billet zurück, welches Murgen sogleich öffnete. Es lautete:

„Geliebter Freund!"

„Ich erwarte Dich zu einem göttlichen Déjeûner à la fourchette auf meinem Zimmer. Du mußt jedenfalls kommen, denn was würde man sagen, wenn der liebenswürdigste und feinste junge Mann, welchen die houtvoler aufzuweisen hat, fehlte?

Dein getreuer

Carl von Sontheim."

Gedankenlos legte Murgen das Blatt in seine alten Brüche, dann sagte er trocken:

„Mein Pferd ist um zehn Uhr vorzuführen," und warf sich verdrießlich in die weichen Polster des Sophas.

Der graue Diener verbeugte sich schweigend und ging.

3.

Ein Früh- und ein Nacht-Stück.

Das Déjeûner à la fourchette des Grafen Carl von Sontheim hatte um halb eilf Uhr begonnen. Einer lustigen Gesellschaft von sechs jungen Leuten war indessen die Zeit rasch entschwunden, und schon stand der Zeiger der Pendüle auf sieben, als man anfing dem Frühstück

ein Ende zu machen. Die Speisen waren längst abgetragen, nur Ueberreste eines verschwenderischen Dessert standen noch hie und da auf der Tafel; dagegen hatten leere Flaschen der verschiedensten Weine, und namentlich des edlen Champagners, den Platz der Schüsseln eingenommen.

Behaglich auf Ottomane und Sesseln ausgestreckt, ruhten unsere Helden von den Beschwerden des Tages aus. Die Arbeit hatte ihnen heiß gemacht; denn es glühte in der That mancher Kopf. Die Strahlen der, sich zum Untergang neigenden, Sonne, vermochten nur schwach die Rauchwolken zu durchdringen, welche mächtig in den Zimmern zogen, und alle Gegenstände in magischem Lichte zeigten.

Die Unterhaltung, bisher die heiterste, fing nachgerade zu stocken an, als Sontheim aufsprang, die Gläser auf's Neue füllte und dabei ausrief:

„Aber meine Herren, welch' Wunder ist geschehen! Jeder von uns hat jetzt etwas zu der general Kritik unserer vortrefflichen Badegesellschaft beigetragen; wir haben eine herrliche Gallerie interessanter Portraits mit dem Pinsel des Witzes und der Laune gemalt. Wir waren munter und lustig, nur Derjenige, der sonst der Munterste unter uns ist, blieb kalt und ungerührt. Wie, Murgen, was fehlt Dir, was macht Dich so schweigend und tiefsinnig, bist Du etwa verliebt?

„Murgen verliebt und ernst?" rief lachend ein Anderer. „Ich sah zwar August schon oft verliebt; aber

alsdann war er nur noch wilder und sprudelnder als sonst."

„Was ist's, Murgen, was quält Dich?" frug ein Dritter.

August hatte wirklich wenig Antheil an der Unterhaltung genommen. Er war ernster als gewöhnlich gewesen; denn die Unbehaglichkeit des Morgens klang noch immer in seiner Seele nach. Jetzt machte er sich selbst Vorwürfe, so kindisch zu seyn und der Rede eines alten, geschwätzigen Dieners auch nur einen Augenblick Gewicht gegeben, nachgedacht zu haben. Er erhob sich rasch, fuhr mit der Hand über die Stirn, stürzte ein Glas Champagner hinunter, und sagte dann mit komischem Ernste.

„Ja, meine Freunde! Sontheims Scharfblick hat in den Falten meines Herzens gelesen. Ich liebe! —"

„Du liebst?" riefen Alle.

„Und wer ist die Holdselige, die dies stolze Herz erobert?" spöttelte Sontheim. „Denn ich denke, es ist hier von einer platonischen, von einer so recht Herz zerreißenden Liebe die Rede."

„Ihr kennt sie wahrscheinlich Alle, meine Hochzuverehrenden, nur ich kenne sie nicht. Ein einziger Blick in ihre großen, dunkelblauen Augen....."

„Grand dieu fasse! —" rief hier ein junger Mann, dessen kleines, blasses Gesicht geisterhaft aus Backen und Schnurrbart hervorblickte — „Ich glaube gar er meint Miß Julia Lindhorst!"

„Die mit der blauen Brille?“ frug ein Vierter.

„Ja,“ entgegnete Murgen, „dieselbe!“

Ein lautes, tolles Gelächter brach los und wollte nicht endigen.

„Beim Himmel!“ rief darauf der Bärtige, „Deine Schöne muß unendlich gefühlvoll seyn, ich kenne sie nun schon seit Jahren, und ich kann einen körperlichen Eid ablegen, daß ich noch nie, auch nur das leiseste Gefühl, sich in ihren Zügen habe spiegeln sehn!“

Diesen Worten folgten eine Menge Neckereien.

„Murgen, hast Du ihr Deine Liebeserklärung lateinisch gemacht?“

„Nein, er hat wohl jüngst eines ihrer Bücher gefunden, und beim Wiedergeben sich ihr als ein Nachfolger der Makabäer vorgestellt, denn nur historische Figuren existiren für sie.“

„Sag, August, wie viel Stunden mußt Du wöchentlich nehmen, um Dich in der Geschichte zu vervollkommnen?“

So spottete lachend die Gesellschaft. Murgen blieb ruhig, verzog keine Miene, und trank sein Glas aus.

„Nun,“ rief Sontheim, „Meine Freunde, es ist Pflicht, daß wir unsere Theilnahme an Murgens Glück, laut an den Tag legen. Füllet Eure Gläser; auf das Wohl der schönen Blauäugigen, der Marmorbraut!“

Ein neues ausgelassenes Lachen folgte diesem Aufrufe. Als es sich einigermaßen gelegt, ergriff August das Wort.

„Vor Allem muß ich meinen Freunden für Ihr

Wohlwollen danken; dann aber bedauern, daß ich noch nicht so glücklich bin, als Sie glauben; indem ich erst bis zum Sehen und Schmachten, aber keineswegs noch zum Siegen gekommen bin." Und hierauf erzählte er, mit dem ihm eigenen Humor, die Geschichte des gestrigen Abends, die Rettung Lord Lindhorst's.

Nachdem er dieselbe zur Ergötzung der ganzen Gesellschaft geendet, rief Sontheim; „Höre Freundchen, mir deucht die Augen Miß Julia's haben weniger Eindruck auf Dich gemacht, als die Füßchen der jüngeren Schwester."

„Das scheint ihre Schwester nicht gewesen zu seyn," fiel hier der Bärtige ein, sondern das Kammermädchen der Damen.

„Das Kammerkätzchen, ei sieh da!" lachte Murgen; „aber es war jedenfalls ein nettes, liebes Kind."

„Ich kenne sie genau," entgegnete der Bärtige, sich mit vornehmer Gleichgültigkeit auf dem Stuhle schaukelnd.

Murgen faltete bei diesen Worten die Stirne, sah den Sprecher finster an und frug, indem er auf das erste und letzte Wort seiner Frage einen vieldeutigen Accent legte: „Du kennst sie genau?"

„Um Gottes Willen!" rief jener lachend, „fordere mich nur nicht gleich heraus; es wäre wahrlich schade wenn einer von uns Beiden in's Gras beißen müßte. Ich kenne das Mädchen in so fern genau, als ich sie einmal bei meiner Schwester gesehen. Sie hatte Empfehlungsschreiben an sie, und kam mit der Bitte

ihr wo möglich eine Stelle als Erzieherin oder Gesellschafterin auszumitteln. Das arme Ding ist aus guter Familie, bürgerlich zwar; aber wie ich hörte ziemlich gebildet. Unglücksfälle haben das Vermögen ihres Vaters, der, wenn ich nicht irre, einen ansehnlichen Posten bekleidete, dahingerafft, und so muß das Mädchen nun sehen wie es durchkommt."

Murgen hatte aufmerksam gelauscht. Das Schicksal des armen Kindes erregte seine Theilnahme in hohem Grade, und er dachte mit Wohlgefallen an jene Scenen in der Nahe, an jenen Augenblick zurück, in welchem er dasselbe auf seinem Arme getragen. Ihr muthiges und doch auch wieder so schüchternes Wesen, ihr schamhaftes Erröthen, als sie sich allein auf den Steinen im Flusse und alle Augen auf sie gerichtet fand; ihr bescheidenes, von jeder Ziererei so entferntes Betragen — alles dies trat neuerdings vor seine Seele und wiegte ihn in angenehme Gedanken ein.

Das allgemeine Aufbrechen erweckte Murgen aus seinem Sinnen. Man verabredete gemeinschaftlich in den schönen Casinogarten zu gehen, der als Hauptsammelplatz der feinen Welt angesehen werden darf. Der Bärtige protestirte zwar gegen diesen Entschluß: da man ja doch wahrhaftig nicht so im Negligerock dahin gehen könne, sondern ein wenig Toilette machen müsse. Er wurde überstimmt. Der Champagnergeist genieallisirt die Menschen und unsere sechs Adonise, die sonst diesen faux-pas gewiß als unverzeihlich angesehen hätten, setzten

sich kühn über die Schranken der Etiquette hinaus, und — vertrauend auf ihren inneren Gehalt und Werth — traten sie im leichten Morgenkleide in die Laubgänge des gedachten Gartens.

Es wimmelte von Menschen. Liebliche Musik ertönte. Freude strahlte aus den meisten Gesichtern. Oft war sie zwar künstlich und gezwungen; aber öfter wahr und so recht aus dem Herzen kommend.

Unsere Freunde blieben nicht lange beisammen, denn ein jeder fand Bekannte und so sah sich Murgen zu seiner Freude bald allein.

Er durchstrich den Garten nach allen Richtungen, grüßte oft hier und dorthin; fand aber nicht was er suchte. Sonst hatte er sich in diesem Gewühle so wohl, so behaglich gefühlt; heute war es ihm drückend und lästig. Selbst die vielen Ehrenbezeugungen, die ihm von allen Seiten wurden, und immer seinem Stolze geschmeichelt, vermied er. Der Kopf glühte ihm, er sehnte sich nach Stille, nach freier, frischer Luft, und verließ daher raschen Schrittes den Ort der geräuschvollen Freuden. —

Der Mond stand schon hoch am Firmamente, als er nach Hause kam. Müde von dem weiten Wege, war es ihm doch unmöglich schon das Bett zu suchen; er legte sich daher an ein Fenster und schlürfte gedankenvoll die kühle Abendluft.

Emmas Bild trat unwillkührlich vor seine Seele. Er dachte ihrer mit Wohlgefallen; aber mit welch' ganz

andern Gefühlen, als diejenigen waren, die ihm so manche frühere flüchtige Leidenschaft eingeflößt hatte. Wenn ehedem eine gewisse Verachtung, ein Bewußtseyn des Triumphes, die Hauptgenüsse seiner egoistischen Liebe gewesen, wenn damals stürmisches Verlangen seinen Busen geschwellt, seine Sinne entzündet hatte; so wiegte ihn der Gedanke an Emma in eine so selige Ruhe, flößte ihm ein so neues Gefühl von Scheu und Achtung ein; daß er, dieser wunderbaren Veränderung unbewußt nachgebend, ganz weich gestimmt wurde.

Er sah hinauf nach dem Sternenhimmel. Was er sonst gleichgültig betrachtet, was sonst todt für ihn gewesen, stand jetzt lebendig, in flammender Pracht über ihm. Er schaute und schaute, sein staunender Geist senkte sich in den Lichtschaum der Welten, und plötzlich erbebte er, — er stand erstarrt — denn mitten in der flammenden Unendlichkeit stand er vor Gott. — — —

4.

Der Niederwald.

Nach mehrtägigem Regen hatten sich die dunkelen Wolkenmassen zertheilt. Einen herrlicheren Morgen als denjenigen, an welchem wir uns jetzt nach dem freundlichen Bingen versetzt finden, hatte die Welt lange nicht gesehen. Die Sonne strahlte an einem reinen, tiefblauen Himmel und erweckte durch ihre behagliche Wärme tausend Leben aus dem nächtlichen Schlummer.

Die Lerche erhob sich schmetternd von der grünen Erde und jubelte dem gütigen Schöpfer ihr Loblied zu. Aus all' den reichbelaubten, schattigen Bäumen ertönten die Stimmen der gefiederten Sänger und selbst in dem prächtig dahin strömenden Rheine, tanzten unzählige Fische aller Größen und Arten und sonnten sich im freundlichen Strahle des Lichtes.

Da erwachte die Stadt, und mischte in den fröhlichen Jubelruf der Schöpfung das feierliche Tönen ihrer Glocken.

Noch waren die Straßen leer und stille, denn es war Sonntag, und nur hie und da öffnete man ein Fenster, um dem Chorgesange zu lauschen, der, in ernster Weise von dem Thurme der Hauptkirche herabtönte. — Jetzt belebten sich nach und nach die Straßen und der stille Morgen wich dem Geräusche des Tages.

Um diese Zeit sprengte ein Reiter über die Nahbrücke, und lenkte sodann sein schäumendes Roß Bingen zu. Es war ein stattlicher Mann, von hohem Wuchse, leichter, gefälliger Haltung und edlem Aeußern. Sein Anzug, ausgesucht und geschmackvoll, verrieth Reichthum. Er mochte kaum fünfundzwanzig Jahre alt seyn; doch trugen die schönen Züge seines Gesichtes, wenigstens heute, ein Gepräge von Mißmuth. Trüb blickte das Auge in die freundliche Welt, und die Stirne schien der Falten nicht gewohnt, die sie umwölkten. Es war August von Murgen.

Seit jenem Tage, der für ihn einen so sonderbaren

Morgen und Abend gebracht, hattte er sich immer in gleich schwankendem Gemüthszustande befunden. Ein Kampf war erregt, der sich so leicht nicht beschwichtigen lassen wollte, und welcher ihn nun umsomehr in einer peinlichen Aufregung erhielt, als er sich aus alten Verhältnissen, aus einer gewohnten Lebensweise, urplötzlich in ein neues Element versetzt fühlte, ohne zu wissen wie er sich in demselben bewegen solle. Nicht einmal die Ursache, die ihn aus behaglicher Ruhe aufgeschreckt, wußte er aufzufinden und glaubte sie irrthümlich der Kraft seines Geistes beilegen zu müssen, der sich, wie er sich selbstbetrügend schmeichelte, in kleinlichen Verhältnissen, in unwürdiger Unthätigkeit, nach einem bewegteren, nützlicheren Seyn sehne. Aber er verwechselte hier die Folgen mit der Ursache; denn den ersten Anstoß hatte etwas ganz anderes, eine Kleinigkeit, hatte der Gedanke, die Ahnung des Möglichseyns einer edlen, reinen Weiblichkeit und daraus entspringenden gleichartigen Liebe, gegeben. Diese irrige Schlußfolge aber schmeichelte dem Egoismus des jungen Herrn mehr, und er forschte daher nicht weiter, sondern suchte nur ein Mittel ausfindig zu machen, jenem Bedürfnisse abzuhelfen. Bereits hatte er auch an seinen Oheim geschrieben und denselben um Verwendung bei dem Ministerium gebeten, damit ihm die Stelle eines Attaché bei irgend einer Gesandtschaft würde.

Aber die Ruhe seines Inneren war damit noch lange nicht hergestellt. Emmas Bild mischte sich gar manchesmal in seine wachen Träume. Oft hing er dann den

lieblichen Gedanken, die ihn als Amoretten umschwebten, nach; sein Herz wurde weich und voll, er schwärmte in wunderbar süßem Rausche; bis er plötzlich auffuhr und sich in einem Zustand fühlte, welchen er früher so manchesmal bespöttelt und verlacht hatte. Er schämte sich alsdann vor sich selbsten, und ging in einen Unmuth über, der quälend auf ihm lastete. Vergebens hatte August versucht den alten Leichtsinn hervorzurufen, er wollte nicht mehr taugen, die unruhige Seele in Schlaf zu singen; vergebens sich vorgenommen mit Emma das alte verrätherische Liebesspiel zu erneuen.

Der sonst so freie, sichere Mann, der Verächter weiblicher Tugend, der an Siege Gewöhnte, konnte schon den Gedanken nicht ertragen, — nicht einmal fassen, Emma zu täuschen. Und doch durfte er auch seinen besseren Ideen nicht freien Spielraum geben; denn erstens bangte ihm vor dem Worte: Ehe! als vor dem Signal zur unwiederruflichen Zerstörung seiner Freiheit und seines Glückes, und dann konnte ja ohnehin nicht gut von einer Verbindung zwischen ihm und Emma die Rede seyn. Gründe genug, Wolken auf der sonst heiteren Stirne zu sammeln. Da er aber seinen Unmuth den Freunden nicht sagen, sein Herz nicht gegen sie ausschütten konnte, so hatte er in letzter Zeit mehr die Einsamkeit, die stille Natur aufgesucht.

In solchem Seelenzustande ritt er auch jetzt durch die Straßen Bingens. Bald war der Gasthof zum „weißen Roß" erreicht, und der freundliche Wirth empfing

den ihm schon Bekannten mit der gewohnten Aufmerksamkeit. Eine kleine Stärkung war bald eingenommen und so überließ Murgen sein Thier dem Stalle und schlenderte dem Rheine zu.

Hinüber tanzte der Nachen auf grünlicher Fluth; vorüber braußten majestätische Dampfschiffe von lustigen Menschen wimmelnd, und warfen schäumende Wellen auf, in der durchfurchten Fläche. Matrosenlieder schallten von den still dahin gleitenden Segelschiffen, und selbst die Fische schnellten sich vor Lust hoch über das feuchte Element.

Murgen saß schweigend. Ihm unbewußt hatte sich der innere Sturm gelegt. Das Auge blickte mit dem gewohnten Feuer in das bewegte Leben und sog trunken den Glanz, all die Herrlichkeit ein. In heiterem Geiste spiegelt auch das Trübste sich gefällig. So schien der Mäusethurm, der düstere Beherrscher des Bingerloches, an welchem Auguſts Nachen jetzt vorbei rauschte, ein alter Riese, der von Thaten ausruhend, mit ernster Behaglichkeit das junge, spielende Leben der Gegenwart, an sich vorbeiziehen sieht. Um seinen Scheitel wehten Kränze von grünem Buschwerk, von kühlen Lüften bewegt; zu seinen Füßen brachen sich tosend die ungestümen Wellen; und von den waldigen Höhen nickten die Thürme der Burgen wie alte Bekannte ihm zu, und geisterhaft trugen Winde die Worte: „Auch unsre Tage waren schön!“ —

O Vergangenheit! wie golden lächelst Du uns an

in deinen gigantischen Trümmern, und doch sahst auch du so viele Leiden, so viele Thränen, so tausend gebrochene Herzen! —

Der Anblick des freundlichen Städtchens Assmannshausen fesselte bald Murgens Blicke, welcher die ersteren Scenen zwar wohlgefällig betrachtet, indem sie jedoch keine tiefere Reflexion hervorgerufen hatten; denn seine Seele kannte wohl Unmuth, aber tiefere, schwermüthige Anklänge waren ihr fremd. War er doch des Schicksals verzärteltes Schooßkind.

Der Nachen war bei Assmannshausen gelandet. August sprang an's Ufer und schlug sogleich den ihm bekannten Weg, welcher zu den Höhen des Niederwaldes führt, ein.

Der Taunus, jenes durch seine Heilquellen so berühmte Waldgebirge zwischen der Lahn und dem Main, dessen Hauptkamm von Nordost nach Südwesten streicht, verlauft sich in seiner westlichen Verlängerung in die Gebirge, welche die rechte Seite des Rheins von Schierstein an begleiten. Bald in höheren waldigen Bergen, bald in sanften Hügeln, bilden sie einen überaus malerischen Hintergrund des lieblichen Rheingaues, und bieten, bei näherem Besuche, durch ihre tiefeingeschnittenen, friedlichen Thäler, dem Naturfreunde einen noch größeren Genuß dar. An jener Stelle nun, an welcher der breite Strom des Rheines, sich zwischen Felsen klemmend, plötzlich seinen westlichen Lauf mit einer entschiedenen Wendung nach Nordwest vertauscht und über Untiefen

hinrollend, das Bingerloch bildet, erhebt sich jenes Gebirge zu einer bedeutenden Höhe, welche unter dem Namen des Niederwaldes, ihrer ausgedehnten, herrlichen Aussicht und ihrer schönen Anlagen wegen, allgemein bekannt und berühmt ist.

Von Assmannshausen führt ein ziemlich beschwerlicher Weg bis zu den Anfängen jenes schattigen Waldes, welcher den Gipfel und die nördliche Abdachung des ganzen Berges bedeckt. Ist dieser erst erreicht, so führen die schönsten Laubgänge, die verschwiegendsten Fußpfade, zu den vielen ausgezeichneten Stellen. In der Mitte des Waldes aber erhebt sich, von tausendjährigen Eichen umschattet, ein kleines Jagdschloß, in welchem man, spannt man seine Erwartung nicht zu hoch, eine gute Bewirthung findet. Ein anderer anziehender Punkt ist die Rossel, ein kleines, festungartiges Thürmchen, auf die schroffen Felsen der Westseite des Niederwaldes erbaut.

Weithin schweift hier das Auge, über Berge und Bergesgipfel. In schwindelerregender Tiefe bricht sich des Stromes Gewalt, schäumend und brausend, an Felsen. Die Schiffchen, klein wie Nußschalen, scheinen ein Spiel der Wellen und der Mensch, der eingebildet große, verschwindet zu einem kaum bemerkbaren Punkte. Hoch um die Felsen kreist der Falke; dessen schärferes Auge selbst von dieser Höhe herab, die Fische im Wasser spielen sieht, und stürzt dann plötzlich, mit Gedankenschnelle, auf die auserlesene Beute. Den gegenüber

liegenden Bergen entsteigen Burgen und Kapellen, und an den Ufern gelagert reiht sich Dorf an Dorf. — Stunden lang mag das Auge hier des Schöpfers Größe bewundern.

Die schönste Stelle aber ist unstreitig ein Tempel an der südlichen Abdachung.

Schon stand die Sonne hoch im Mittag, als August seine Schritte nach dieser Gegend richtete. Er hatte bereits sowohl das Schloß, als auch die Rossel besucht, und wollte nun noch einmal, von dem gedachten Tempel aus, auf die freundliche Erde schauen, um dann, auf einem andern Wege herabsteigend, Rüdesheim zu erreichen; woselbst er sein Mittagmahl einzunehmen gedachte. Aber obgleich er diesen Weg schon öfter gemacht, hatten ihn doch heute die labyrintischen Wege des Waldes getäuscht, und er sah sich endlich in Waldesdunkel verirrt.

Eine Stunde und mehr mochte er schon nach einem Ausgange, nach einer lichteren Stelle gesucht haben. Vergebens! es schien als ob sich das Gestrüppe nur mehre; und hatte er auch einen Fußpfad gefunden, so machte dieser sicher eine solche Wendung, daß Murgen wohl einsah, er dürfe demselben nicht folgen, wenn er sich nicht noch weiter verlaufen wolle. Die Sonne brannte heiß, und schützte auch das dichte Laubdach vor ihren Strahlen, so war die Luft doch so schwül und drückend, daß man kaum zu athmen vermochte.

Müde und ärgerlich setzte sich der Verirrte endlich auf einen Baumstamm nieder, der seinen Weg sperrend, am Boden lag; und da auch der Hunger ihn zu plagen anfing, so verwünschte er mißmuthig die Idee, allein hierher gegangen zu seyn.

Dem Abgehärtetsten selbst wäre diese Lage unangenehm gewesen; denn im glücklichsten Falle mußte Rüdesheim noch eine Stunde von der Stelle entfernt seyn, auf der sich August befand; und dieser, an ein bequemes Leben, an die schnellste Befriedigung seiner Wünsche und Gelüste gewöhnt, mußte das Unangenehme nur doppelt fühlen.

Er schwur hoch und theuer keinen solchen Spaziergang mehr zu unternehmen, und versprach sich von nun an — da er alles Ungemach auf Rechnung der hie und da aufgeblitzten besseren Gefühle setzte, die ihn ja aus der behaglichen Ruhe aufgescheucht, — die alte bequeme Lebensart gewiß wieder einzuführen. Noch über diesen Gedanken brütend, weckte ihn der Ton einer lieblichen Weiberstimme, die sich eine einfache Melodie singend, langsam zu nähern schien. Jetzt konnte er die Worte verstehen, er lauschte und hörte die Stelle:

„Freuden und Leiden
Mengen sich bunt,
Göttliche Liebe
Machen sie kund.
Rein nur die Seele,
Rein dein Gemüth,

Daß es für's Höh're
Feurig erglüht,
Beugen Dich Leiden,
Blüht Dir ein Glück,
Immer nach oben
Wende den Blick!" —

Nach und nach hatte sich die Stimme wieder etwas verloren. Einen willkommeneren Wegweiser konnte August wohl nicht erwarten; rasch folgte er den Tönen. Jetzt mußte er ganz nahe sein. Er beugte die Zweige eines Busches auseinander und stand — vor Emma.

5.

Der Tempel.

Als sich Murgen von der ersten Ueberraschung, die ihn gleich einem Blitze durchzuckt, erholt hatte, näherte er sich höflich der Sängerin, die ihn mit sichtbarer Freude empfing.

„Mein schönes Fräulein," sagte er dann mit leiser Verbeugung, „Sie erscheinen mir wie ein guter Engel; denn Ihre liebliche Stimme hat mir, dem seit Stunden Verirrten, den Weg zu einem Ziele gezeigt, das mich schnell all das erduldete Ungemach vergessen läßt."

„Wenn Sie vielleicht unsern Proviant meinen," entgegnete freundlich lächelnd Emma, „so kann ich Sie allerdings zu diesem Ziele führen; denn sehen Sie,

mein Herr, unter jenem Tempel hat Lord Lindhorst sein Lager aufgeschlagen, welches Ihnen, da Sie gewiß recht erschöpft sind, einige Erfrischungen bieten kann."

Mit diesen Worten ging sie dem staunenden Murgen voran, der es nicht begreifen konnte, so nahe an dem Tempel gewesen zu seyn, ohne ihn zu finden. Die vollen Körbe und Flaschen machten in der That einen sehr angenehmen Eindruck auf ihn, und als ihm Emma einen Becher voll Wein, mit einer so anspruchlosen und offenen Freundlichkeit, darbot und ihn bat, sich auf die Stufen des Tempels, über welche ein Teppich gebreitet war, niederzulassen; als sie mit Emsigkeit ihm ein kleines Mahl bereitete und vorlegte; da glänzten seine Augen voll Dank für das Schicksal, das ihn so unerwartet dies Mädchen hatte wiederfinden lassen. Ein sonderbares Gefühl durchglühte ihn. Seine Pulse schlugen höher, eine namenlose, stille Freude erfüllte sein Herz, und als er mit zitternder Hand den Becher empfing und in die seelenvollen Augen der Geberin blickte, da ward es ihm plötzlich klar, was ihm zum Lebensglück fehle, was seinem Daseyn eine schönere Bedeutung geben könne.

Emma, die den Seelenzustand ihres Gastes nicht im Entferntesten ahnte, war einzig bedacht, denselben zu bedienen und erzählte dabei: daß Lord Lindhorst ebenfalls eine Landparthie auf den Niederwald gemacht und hier ein Frühstück eingenommen habe. Nachdem aber sein Auge vom Tempel aus das viele Wasser

bemerkt, hätte es der leidenschaftliche Fischer nicht länger vermocht hier oben auszuhalten; er sey daher geraden Weges über Rüdesheim dem Rheine zugeeilt, um seine Angelruthe, die er in einem Stocke beständig mit sich trage, einzulegen. Dr. Wimmermann dagegen, habe sich mit den Damen von hier aus nach der Rossel begeben, um das Feld der Geschichte und Mineralogie zu bebauen. Sie selbst sey mit einem alten Diener, der unfern im Grase ausgestreckt schlief, zur Bewachung der Mundvorräthe zurückgeblieben. „Gewiß," schloß sie ihre Rede, „der edle Lord wird es bedauern Sie nicht getroffen zu haben; denn seit jenem unglücklichen Abend sprach er oft von Ihnen, und hätte es sehr gerne gesehen, wenn Sie ihn besucht; auch die Damen theilten diesen Wunsch."

„Und Sie, meine freundliche Wirthin, darf ich mir schmeicheln, daß auch Sie mein Wiederkehren gerne gesehen hätten?" frug August leise.

„Ich?" — entgegnete Emma und eine leichte Röthe flog über die schönen Züge — „Ich! — und warum sollte mir nicht der Mann willkommen seyn, der dem guten Lord und mir selbst einen so großen Dienst geleistet, für welchen ich ihm sogar noch nicht einmal gehörig gedankt habe?"

„Mein Fräulein," fuhr August fort, „Sie sprechen von Dank, und lohnten mir den kleinen Dienst mit großem Undanke!"

„Mit Undank!?“ rief das erschrockene Mädchen, „wie so mit Undank?“

„Sehen Sie, als ich Sie in der Nähe fand, raubte ich Sie einem beunruhigenden Zustande, einer Gefahr, und setzte Sie auf festen Boden. Was aber thaten Sie mir dagegen? — Sie raubten mir umgekehrt meine Ruhe, um mich einem beunruhigenden Zustande zu übergeben.“

„Die Gefahr ist nicht groß!“ erwiderte Emma lachend. „Man kennt die Herrn! wenn sie so oft beunruhigt, unglücklich und verzweifelt wären, als sie es sagen, dann wäre Mann zu seyn die größte Strafe des Himmels. Glücklich! daß sie so leicht Trost finden. Doch lassen wir dies, und bedienen Sie sich lieber noch eines Becher Weines und der Speisen; denn den edlen Lord würde es sehr kränken, erfahren zu müssen, daß Sie in seiner Abwesenheit nicht aufmerksam genug bedient worden seyen.“

Mit diesen Worten entfaltete Emma eine neue Thätigkeit, und Murgen mußte sich gestehen, daß er noch wenig weibliche Geschöpfe gesehen, über deren ganzes Wesen eine solche Anmuth ausgegossen war, und bei welchen Lieblichkeit und Würde sich so glücklich gepaart fanden. Ziererei und Coquetterie waren ihr gleich fremd. Das Auge blickte so offen, die Züge spiegelten so treu die Bewegungen ihres Inneren, daß nur wenig Scharfblick dazu gehörte, auf den ersten Blick in Emma eines jener unverdorbenen und unverschrobenen Geschöpfe zu erkennen, deren das gesellschaftliche Leben leider! nur

so wenige aufweisen kann. Dabei hatte eine sorgfältige und gute Erziehung die Härten der Wahrheit und Natur gänzlich abgeschliffen und veredelt, und den freien Bewegungen einer edlen, kräftigen Seele, den goldnen Zaum einer reflectirenden Vernunft angelegt.

Bei ihr, wie bei Allen die sich aus dem trägen Gange des Alltaglebens zu erheben im Stande sind, sprach sich eine entschiedene Empfänglichkeit für alles Schöne und Große, namentlich auch für Naturschönheiten aus, — und wo könnte man diesen Trieb eher, vollkommner befriedigen, als mitten in dieser reichgeschmückten, freundlichen Welt. Die zarten Fühlhörner der Seele tasten leise und emsig, bis sie den Weg gefunden hat, die Unsterbliche, zu dem Unsterblichen!

Welch schöner Tag für Emma und August. Emma war selig in ihrer Herzensreinheit und einem unklaren Gefühle stiller Lust; August unendlich glücklich durch Emmas Nähe und den großen Entschluß ihr ähnlich zu werden. Er war ein Anderer als früher, er fühlte es, und kräftig hob sein guter Genius die Flügel.

Unter den schönen, von acht Säulen getragenen Tempel tretend, warf er seine Blicke auf die ausgebreitete Welt. Neben ihm stand Emma. Zu seinen Füßen zog der majestätische Rhein sein langes, silbernes Band durch die grüne Erde, auf welche unzählige Städte und Dörfer gesäet zu seyn schienen. Blaue Berge schloßen, in Nebel zerrinnend, den Hintergrund. Gegenüber winkte Bingen, so still und freundlich von Gärten überragt; Rhein und

Nahe schienen das Städchen zu lieben, denn sie schlossen es vertraulich in ihre Arme, und über ihm erhob sich stolz, wie eine Mauerkrone, die Ruine der Feste Klopp. Diesseit des Stromes zeigte sich Rüdesheim mit der finsteren Brömserburg! von der Höhe des Berges winkte friedlich das Rochuskapellchen, und die kolossalen Felsenberge, durch welche sich der Strom drängt, schlossen die herrliche Scene.

Die jungen Leute hatten lange schweigend nebeneinander gestanden; ihr Herz war zu voll, um Worte zu finden. Ihr Geist tauchte sich in Entzücken, denn ein Eden lag vor ihren trunkenen Augen.

Endlich wandte sich Murgen, merklich verlegen, zu seiner Nachbarin. „Ich habe eine Bitte an Sie, mein Fräulein," sagte er mit schwankender Stimme, „wollen sie mir dieselbe gewähren?"

„Wenn es in meinen Kräften steht, mit tausend Freuden!" entgegnete liebreich das Mädchen.

„So darf ich Sie ersuchen, sich einige Augenblicke hier zu mir zu setzen; denn ich muß Ihnen mit wenigen Worten einen Abriß meines Lebens vortragen, damit Sie das verstehen, was Ich dann von Ihnen erbitten möchte."

Emma willfahrte diesem Gesuche gern und August fuhr fort:

„Ich bin der Sohn des tapfern Oberst von Murgen; genoß, so lange mein Vater noch lebte, (denn meine Mutter kannte ich leider gar nicht,) eine sehr strenge,

aber gute Erziehung, und ward in meinem 18ten Jahre, mit meines Vaters Tode, Herr eines bedeutenden Vermögens; indem mein Oheim die Vormundschaft zwar übernahm, sich aber nur insofern darum kümmerte, daß er mich anwies die mir nöthigen Gelder bei seinem Banquier zu beziehen.

Sie können sich denken wie willkommen mir diese Freiheit war; umsomehr da ich sie gegen eine militärische Strenge, ich möchte sagen fast grausame Behandlung, vertauschte. Niemand als ein alter Diener war mir aus dem väterlichen Hause geblieben, und da ich auf dessen Ermahnungen nicht achtete, so verschlang mich bald ein Strudel von Vergnügungen. Mein Herz wahrte mich vor Schlechtigkeiten; aber mein Leichtsinn führte mich am Gängelbande der Lust, und ich verträumte thatenlos, ja sogar freudenarm, die schönsten Jahre. Genuß war für mich das Losungwort, denn Höheres kannte ich nicht. Schmeichler, von meiner Freigebigkeit gelockt, verdarben noch das wenige Gute an mir und — ich muß es gestehen, selbst das weibliche Geschlecht trug dazu bei, mir den Glauben an Tugend zu rauben."

„So lebte ich seit fünf Jahren. Da fand ich Sie — und so kurz ich Sie auch kenne, Sie ließen mich seit jener langen Zeit zum erstenmal fühlen, daß es etwas Schöneres und Heiligeres, etwas Beglückenderes giebt, als sinnlichen Genuß, — daß wir einer Empfindung fähig sind, die uns bis zur höchsten Begeistrung für das Gute und Rechte führen kann."

„Sie sind ungerecht, Herr von Murgen," unterbrach ihn hier Emma, „ungerecht gegen sich und Andere; denn sicher haben Sie auch schon früher dieselben Gefühle gehegt, sowohl durch die Stimme Ihres Inneren, als auch durch Andere angefacht."

„Mag seyn!" entgegnete August, „dann aber habe ich sie übertäubt; oder sie sprachen nicht so rein und laut wie durch Sie. — Nun meine Bitte! — Eine jahrenlange Gewohnheit ist schwer abzulegen; ich fühle, daß ich meine Irrthümer abschütteln muß, wenn anders ich nicht untergehen soll. Sie haben mein besseres „Ich" geweckt; haben ihm die Möglichkeit einer neuen, edlen und glücklichen Existenz gezeigt; Sie allein vermögen es zu heben, zu leiten und mich dadurch zum glücklichsten Menschen zu machen."

„Sie verwechseln, bester Herr von Murgen," — sagte Emma, die sich durch die Freimüthigkeit, mit welcher August sein Leben aufgedeckt, und den Ernst, mit dem er nach Besserung zu lechzen schien, überrascht und für den Reuigen bewegt fühlte — „Sie verwechseln mich, meine Persönlichkeit, mit dem Eindruck, den das Rechte, als Sie es durch zufällige Aufmerksamkeit einmal fanden, auf Sie machte."

„Keine Wendungen," rief August, „Sie entschlüpfen mir nicht. Ich habe mich nicht geschämt Ihnen meine Verkehrtheiten zu offenbaren: muß Ihnen aber auch gestehen daß ich Sie liebe und daß nur Sie — Sie allein! — mich durch Gegenliebe aus dem Strudel des

Verderbens reißen, einem frohen, glücklichen Leben wieder geben können!"

„Mein Herr," sagte Emma, sich erhebend, in reizender Verwirrung, „Sie sind sehr rasch. Wir kennen uns kaum. Und dann —" fügte Sie leise aber ernst hinzu, und ihr Auge suchte den Boden, — „Sie sind von Adel, reich, haben weite Aussichten und ich — bin eine arme Waise, bürgerlich und — — warum soll ich mich schämen es zu sagen — dienend."

„Mädchen!" rief Murgen und faßte Emmas Hand, die ihm aber schnell entzogen wurde: „Mädchen! heute fühle ich zum erstenmale wie glücklich Geld und Unabhängigkeit machen können, wenn man sie in würdige Hände niederlegt. Ich schwöre....."

„Wie ich Ihnen sagte, meine schöne Miß, dieses Gebirge ist eine Verlängerung des Taunus, und sein Inneres enthält Thonschiefer, Kalk und Sandstein!" und mit diesen Worten kam Dr. Wimmermann daher gehüpft, gefolgt von beiden Töchtern Lindhorst's.

August ergriff hastig noch einmal Emmas Hand und drückte, des Gegenstrebens ungeachtet, einen heißen Kuß darauf, dann ging er den Kommenden entgegen.

6.

Ein Abend auf dem Klopp.

Doctor Wimmermann erkannte sogleich Murgen wieder, und stellte ihn den Damen vor.

Bis jetzt hatte August noch keine Gelegenheit gehabt, die beiden Töchter Lindhorsts genauer zu beobachten, da er sie das erstemal nur sehr kurz und in einem Augenblicke gesehen, in welchem seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand gerichtet war. So unangenehm dieselben ihn auch jetzt störten, so wenig ließ es natürlich der Weltmann sehen; indem er im Gegentheile seine ganze Liebenswürdigkeit zu entfalten suchte.

Miß Mary, erst fünfzehn Jahre alt, zeigte in ihrer Physiognomie weniger die Härte ihrer älteren Schwester, und obgleich der beständige Umgang mit derselben seinen Einfluß geltend machte; so wirkte dagegen das Studium der freundlichen Natur, welches Mary zu ihrer Lieblingsbeschäftigung gemacht hatte, wieder günstig auf sie ein; denn ihr geistiges und leibliches Auge schweifte forschend über die lebendige Schöpfung, während ihre Schwester nur den todten Buchstaben huldigte.

Lady Julia trug, wie schon erwähnt, das Gepräge einer ungewöhnlichen Schönheit. Ihre weiße Haut, ihre festen, edlen Züge, würden ihr bei vollkommener Ruhe den Anschein eines, aus Meisterhand hervorgegangenen, Marmorbildes gegeben haben; wenn nicht jene unglückliche Brille mit ihren blauen Gläsern, diese Illusion zerstört haben würde. Von dem Charakter dieser beiden, in sich streng abgeschlossener, Wesen, vermochte die Außenwelt wenig zu sagen; denn

kaum kamen sie mit derselben in Berührung, da sie öffentliche Orte nur selten besuchten, und außer ihrem Vater, Wimmermann und dem Kammermädchen mit fast Niemanden umgingen.

Emma allein mochte sie richtig beurtheilen können; denn nur hinter der verschlossenen Thüre und an der Toilette fallen die Draperien, welche die Kunst der Verstellung und der Zwang der Etiquette um den nackten oft mißgestalteten Charakter werfen.

Murgen wurde so höflich als kalt empfangen. Er fühlte sein Herz, das so voll Leidenschaft glühte, mächtig gepreßt, und mußte sich dennoch mit Lady Julia in weitläufige historische Auseinandersetzungen einlassen; denn dieser diente das mehr oder weniger Bewandertseyn in der Geschichte als untrüglicher Maßstab für den inneren Werth eines jeden Menschen, und ihre Gewohnheit war es daher, sobald ihr irgend wer vorgestellt wurde, denselben auf eine feine Art in ein Gespräch zu verwicklen, dessen Ende sich jedesmal auf einen klassischen Boden verlief.

Murgen, obgleich gerade in diesem Fache fester als in manch' anderem, hatte Mühe die durch Jahre des Nichtsthun verwischten Kenntnisse zusammen zu suchen. Er schwitzte bei der fatalen Prüfung; aber sein Ehrgefühl sträubte sich, einem Mädchen nachstehen zu müssen, und so kam es denn, daß er in den verschiedenen Winkeln seines Gedächtnisses noch so viele Trümmer fand, um durch dieselben, als eben so viel

Abrisse seines Gesammtwissens, sogar zu glänzen. Mit Schlauheit entwand er sich den näheren Forschungen, indem er Julia, scheinbar anderer Meinung als sie, in interessante Streitigkeiten verwickelte; bei welchen ihm sein beweglicher Verstand gute Dienste leistete. Er staunte über sich selbst, und Lady Julia ließ, etwas Außerordentliches, eine leise Andeutung ihrer Zufriedenheit und ihres Beifalls in den ernsten Zügen ihres Gesichtes sehen.

So war beinahe eine Stunde verstrichen, als man sich allmählig auf den Weg machte, Rüdesheim zu erreichen. Dort angelangt, fanden sie Lord Lindhorst in ungewöhnlich heiterer Laune; denn er hatte bereits drei Weißfische gefangen. Lady Julia stellte Murgen dem Vater vor, indem sie ihn, unter Erröthen und Niederschlagen der schönen Augen, a very fine and very instructed gentleman nannte. Der Engländer empfing ihn freundlich, zeigte ihm seine Fische, und August unterließ nicht, sich weitläufig über das Vergnügen des Fischens auszulassen; wogegen Lindhorst ihm alle Seen, Flüsse und Bäche Englands vorzählte, in welchen es besonders viele oder gute Fische gäbe.

Unter diesen Gesprächen hatte man sich eingeschifft, und das Glück wollte es, daß August zwischen Miß Julia und Emma, welche am untern Ende des Nachens saß, zu sitzen kam. Bis jetzt war es ihm unmöglich gewesen, auch nur ein Wort an sie zu richten, und nur verstohlene Blicke hatte er von Zeit zu Zeit nach

ihr gesandt; da schien es ihm, als sey sie in Gedanken versunken, und er legte sich diese Gemüthsveränderung zu seinen Gunsten aus.

Leise und verborgen faßte er der Geliebten Hand und — sie ward ihm nicht entzogen. Zwar hatte er auf einen sanften Gegendruck gehofft; da aber nicht die leiseste Bewegung stattfand, so war er glücklich, daß sie ihm Emma wenigstens nicht entzog. Sein Humor steigerte sich mit seinem Glücke; er bewegte sich mit jener gefälligen Leichtigkeit im bekannten Elemente und entzückte die ganze Gesellschaft.

Es war vier Uhr, als man in Bingen landete. Das Mittagmahl war für die Familie Lindhorst bereit, und August nahm mit Vergnügen die Einladung zur Theilnahme an demselben an. Kaum waren die ersten Schüsseln abgetragen, als Julia im Vereine mit dem Doctor die Unterhaltung auf ihr Lieblingsthema lenkte, und August athmete erst wieder frei, als er sich nach aufgehobener Tafel in dem schönen Garten befand, welcher, im Süden Bingen's auf einem sanften Hügel angelegt, die Ruine Klopp umschließt. Aber sicher würde auch der herrliche Abend für ihn verloren gegangen seyn, wenn nicht ein Zufall ihn errettet; denn eben, als man die Trümmer der Burg betrat, hob Wimmermann, mit gewohnter Sprachfertigkeit, schon wieder an, die tragischen Ereignisse derselben auszukramen; als unsere Gesellschaft glücklicherweise auf eine andere englische Familie von Rang stieß, von welcher sie sich

nicht so schnell trennen konnte. Während daher die Kinder Albions und Wimmermann dem Garten entlang gingen, hatten August und Emma die Burg betreten. Ein hohes Bogenfenster gewährte eine entzückende Aussicht auf den Rhein und dessen malerische Umgebungen. Nachdem Beide einige Minuten still bewundert, wandte sich August an seine Nachbarin.

„Ich muß noch einmal, mein Fräulein, und sey es auf die Gefahr hin, als zudringlich zu gelten, mein Gespräch von heute Mittag erneuern. Das Glück gibt mir diesen Augenblick; er ist köstlich für mich, denn ich weis nicht, ob sich eine ähnlich günstige Gelegenheit mir sobald wieder darbieten wird. Ich wage meine Bitte zu wiederholen, indem ich Sie daran erinnere, daß das Lebensglück, ja das Seelenheil eines Menschen von Ihrem Entschlusse abhängt. Ich bin Herr meines Geschicks, und da Sie an meiner Redlichkeit nicht zweifeln werden, da ich Ihnen Herz und Hand anbiete, da ich mit inniger, mit unaussprechlicher Liebe, mit zarter Achtung Ihnen entgegen komme; so darf ich wohl hoffen, daß Sie, falls kein tieferer Grund Sie davon abhält, mir diese Bitte nicht abschlagen."

Murgen hatte bei diesen Worten des Mädchens beide Hände ergriffen, und sie mit den seinen zärtlich drückend, blickte er ihr so bittend und doch so sanft in die Augen, daß Emma eine namenlose Verwirrung ergriff. Ihr Herz klopfte laut, ihr Busen wogte ungestüm, sie fühlte ihr Gesicht erglühen, und der sonst

so helle Verstand verlor auf einen Augenblick sein Herrscherrecht; aber es war auch nur ein Moment.

„Herr von Murgen," stotterte sie dann verlegen, sich von dem Leidenschaftlichen loswindend, „Sie vergessen, daß wir uns ja kaum kennen; Sie täuschen sich vielleicht in mir — — —"

„Nein, Geliebte," entgegnete jener, „ich täusche mich nicht; aber täuschen auch Sie ihr eigenes Herz nicht durch Vernünfteleien. Hier hat es geschwiegen bis jetzt; denn was ich früher gefühlt — o es war Hohn, sarkastischer Hohn der wahren Liebe — heute fühle ich zum erstenmal in meinem Leben was es heißt: lieben! — Wollen Sie mit kaltem, fühllosem Herzen den zurückstoßen in den Pfuhl einer schlammigen Sündenwelt, die ihn anekelt, den Sie kaum emporgehoben in jene reine, selige Welt des Lichtes und der Liebe? — Wollen Sie den untergehen lassen, der sich verzweifelnd um Ihre Kniee schlingt und Sie um Rettung anfleht?"

„Sie übertreiben! Sie sind ja kein böser, kein verworfener Mensch. Ein gutes Herz kann durch kräftiges Wollen den Versuchungen des Lechtsinnes leicht widerstehen. Und ich, o ich würde Ihrem Feuergeiste schwerlich für die Länge genügen können, und was würde dann aus Emma werden?"

„Emma, Emma! — Sie weichen aus. Nur das Ja oder Nein will ich hören; nur wissen, ob ich glücklich, gut und selig werden soll; oder ob ich eine

abschlägige Antwort in dem wildesten Strudel des Lebens vergessen und verzweifelnd untergehen muß?"

„Ich achte Sie, ich schätze Sie hoch....."

„Nur achten! also nur kalte Achtung haben Sie für mich?" — rief August und ließ die Zitternde aus seinem Arm.

„Ich fühle," entgegnete Emma kaum hörbar, „ich fühle — daß ich mit der Zeit vielleicht auch....."

„Nur vielleicht?" unterbrach sie Murgen, und zog das Mädchen fester an sein Herz.

„daß ich — daß — ich Sie lieben könnte!" lispelte Emma. — — —

Und durch das weite Bogenfenster, von Epheu umrankt, blickte der stille Abendhimmel. Friedlich lag die Erde. Der Blumen geöffnete Kelche hauchten Wohlgerüche in die Lüfte. Der Nachtigall Lied flötete so sanft aus dem Busche, und der Geist eines allliebenden Vaters schwebte über der schlummernden Welt.

7.

Der Brief.

Seit jenem Tage hatte sich Murgens Wesen fast gänzlich geändert. Das unbehagliche Gefühl des Schwankens zwischen Recht und Unrecht hatte aufgehört, die Wellen der aufgeregten Seele sich nach und nach gelegt, und über der Spiegelfläche leuchtete die befruchtende Sonne der Vernunft. August theilte die Vergnügungen seiner Freunde vor wie nach, war derselbe

muntere Gesellschafter wie ehedem; aber an die Stelle der früheren gedankenlosen Ausgelassenheit war ruhigere Freude getreten; auch nahm er weniger an jenen wilden Bacchanalien Theil und zeigte überhaupt ein würdevolleres, männlicheres Betragen, weit entfernt indessen von der leisesten Pedanterie.

Diese Veränderung blieb den Augen seiner Bekannten nicht fremd, und da er oft in Gesellschaft der Familie Lindhorst Landparthien und Ausflüge machte, so hieß es in wenigen Tagen in ganz Creuznach: Herr von Murgen und Lady Julia Lindhorst sind Verlobte.

Wirklich bemühten sich diese Damen auch, ihn oft in ihrem gesellschaftlichen Kreise zu sehen. Vorzüglich hatte er sich Julia's Beifall und Achtung durch seine Bewandertheit auf geschichtlichem Boden erworben, und er durfte daher bei keiner Spazierfahrt fehlen, die irgend einer alten Burg, einem Schlachtfelde oder sonst einem historisch wichtigen Punkte galt. Anfänglich sträubte sich Murgen vor jenen Banden, die ihn zu umschlingen drohten; da Emma sich aber seiner Bitten ungeachtet zu keinen Rendezvous verstehen wollte, so waren die Besuche in Lindhorst's Hause die einzige Gelegenheit, Emma zu sehen. Wie unerträglich ihm auch oft die einseitige Unterhaltung Julia's wurde, konnte er doch dadurch halbe Tage lang in Emma's Nähe weilen, sie sehen, ja hie und da ein Wörtchen mit ihr wechseln.

Bei einem dieser kurzen Zusammentreffen hatte August der Geliebten ein Briefchen zugesteckt, in welchem

er ihr vorschlug, die Sache zu veröffentlichen, und sie, sobald seines Vormundes unzweifelhafte Antwort über diesen Gegenstand eingetroffen sey, als seine Braut der Welt vorzustellen. Emma dagegen bat ihn, die Sache doch noch bis gegen Ende der Saison, jedenfalls bis zur Antwort seines Oheims, auf sich beruhen zu lassen; da bis dahin für ihn und sie Zeit sey, sich etwas näher kennen zu lernen. Auch diesmal unterließ sie nicht, ihn an ihre so ungleichen Verhältniße zu erinnern. August auf diese Antwort fußend, schrieb ihr dagegen: daß, um sich kennen zu lernen, doch auch, Gelegenheit da seyn müsse, sich zu sehen und gegenseitig auszusprechen, und beschwor sie bei den bekannten Gründen, bei seiner wahren und redlichen Liebe, ihm doch jene Gelegenheit durch geheime Zusammenkünfte zu verschaffen. Aber Emma blieb ihrem Vorsatze getreu und verweigerte die Gewährung dieser Bitte.

So sehr Murgen dies sittsame Betragen auf der einen Seite schätzen mußte, so unbequem war es ihm auf der anderen. Er war höchst verdrießlich, und entschloß sich endlich, seiner Schönen durch List das abzuzwingen, was sie ihm gutwillig nicht gewähren wollte.

Der Verordnung Wimmermanns zu Folge, begaben sich die beiden Lady's in Begleitung Emma's jeden Morgen sieben Uhr nach den nahgelegenen Soolbädern der Saline Theodorshall. Während nun die Schwestern badeten? pflegte Emma, die auf dieselben warten mußte,

einen kleinen Spaziergang zu machen. Theodorshall ist eine kleine halbe Stunde oberhalb Creuznach an der Nahe gelegen; die Wohngebäude der Arbeiter und einiger Beamten bilden eine lange Reihe von Häusern, unter welchen sich auch das Badehaus befindet. Schreitet man nun dieser einzigen Straße entlang, so tritt man bald auf eine kleine Wiese, deren Grundfläche einem Halbmonde gleicht. Die eingebogene Seite begränzt die rasch fließende Nahe, die ausgebogene eine ziemlich hohe, senkrechte, vielzerklüftete Felsenwand, von jenem röthlichen Porphyr, welcher in der ganzen Umgebung Creuznachs so oft und viel zu Tage bricht. Nahe dem Punkte nun, an welchem das Flüßchen die Felsen bespühlt und der die äußerste Spitze des Halbmondes bildet, sprudelt aus dem Geklüfte, von hohen Pappeln und Birken umschattet, ein reiner Quell und wirft sich über Felsgerolle in die Nahe. Kaum kann man sich ein stilleres und heimlicheres Plätzchen denken, und gewiß nur Wenige werden sich dorthin verirren. Emma hatte es aufgefunden und lieb gewonnen; dorthin ging sie jeden Morgen während der Badezeit der Ladys.

Es kostete dem ungeduldig forschenden jungen Manne wenig Mühe dies auszukundschaften und seine Freude über die Entdeckung war ausschweifend. Auf einem anderen über die Felsen führenden Fußsteige, traf er an der gedachten Quelle ein und sah mit klopfendem Herzen der Ankunft seiner Geliebten entgegen, die denn auch

erschien und bald sich so, unfreiwillig, selbst zur Zusammenkunft stellte. Emma und August sahen sich hier von nun an jeden Tag.

Selige Stunden verlebten die Liebenden in traulichem Gespräch. Das reine, kindliche Herz Emmas schloß sich dem Glücklichen auf und zeigte ihm ein Eden voll Liebe, die durch Tugend gehoben, ihn selbst veredelte, ihn Freuden ahnen und kosten ließ, die er bisher nicht gekannt.

So hatte sich nach und nach das Band der Liebe eng um Beide geschlossen; das freundliche Du floß von ihren Lippen, und da August sich stets in den Schranken der Bescheidenheit hielt, da er selbst auf baldige Veröffentlichung ihres Verhältnisses drang, kannte auch Emma keine Zurückhaltung mehr, die weibliche Würde nicht untersagte.

Aber mitten in dem Taumel seines Glückes überraschte August ein harter Schicksalschlag. Eines Abends nach Hause kommend, übergab ihm der alte Wilhelm einen Brief, den Morgen sogleich, als von seinem Oheime kommend, erkannte. Es mußte die Antwort auf Verwendung für eine diplomatische Stelle und die Genehmigung der Bitte seyn, sich mit Emma verheirathen zu dürfen.

Zitternd vor Erwartung des angekündigten Glückes riß er das, mit einem großen Wappen gezierte Siegel auf und laß halblaut folgende Worte:

„Mon cher neveu!

„Ich empfing zwei Deiner Briefe. Aus dem ersteren ersah ich mit Vergnügen deinen Wunsch: endlich einmal einen ernsteren Posten in der Welt einnehmen zu wollen. Es kam mir diese Bitte um so willkommener, als ich eben im Begriff stand, Dir denselben Vorschlag zu machen, indem es nicht nur löblich und gut, sondern auch nöthig für Dich ist.

„Nach dem Tode Deines Vaters, meines geschätzten Bruders, gab ich Dir, von Geschäften überhäuft, und im Vertrauen auf Deine Mäßigung und Vernunft, ein offenes Accreditiv, um bei meinem Banquier Deine Gelder zu beziehen. Der wichtige Posten, welchen ich bekleide, rief mich nach Paris, und ich mußte sämmtliche Privatangelegenheiten, nebst der Verwaltung meiner Güter, in den Händen eines mir untergebenen und zuverlässigen Mannes lassen. Erst bei meiner vor wenigen Wochen erfolgten Zurückkunft sehe ich mit Entsetzen Deine rasende Verschwendung, die Dir bereits den größten Theil Deines Vermögens gekostet hat. Ich will mich nicht in Erörterungen Deiner Jugendstreiche einlassen, sie sind unüberlegt aber verzeihlich; hoffe dagegen, daß solche von nun an unterbleiben und namentlich keinen ernsteren Charakter annehmen. Geld und Rang sind, wie Du weist, die Bedingnisse einer ehrenvollen Existenz. Ersteres hast Du verloren, letzteren noch nicht erlangt. Willst Du daher der Stimme Deines Oheims hören, so kröne

Deine tollen Streiche nicht noch durch eine Mésalliance. Ich wenigstens werde sowohl als Vormund, wie als Verwandter, nie meine Einwilligung zu einem solchen Schritte geben. Was Du mir von Tugend, Unschuld und Seelenadel faselst, sind romanenhafte Ausflüsse eines sentimentalen und verdrehten Kopfes. Ich hätte Dich für stärker gehalten, und nicht geglaubt, daß Du der Spielball eines pfiffigen Mädchens würdest.

„Im Gegentheile ersuche ich Dich mit Ernst — wenn Du nicht meine und der Welt Achtung verlieren, wenn Du nicht aus einem verschwenderischen Leben zu einem dürftigen und obscuren Daseyn übergehen willst, — Dich nach einer reichen und passenden Parthie umzusehen. Noch kennt Niemand Deine zerrütteten Vermögensumstände; benutze die irrige Meinung, ehe die Binde von den Augen der Getäuschten fällt. Man wird sich schmeicheln, den reichen von Murgen in seine Familie zu ziehen, man wird dem verarmten verächtlich den Rücken kehren.

„Schließlich bemerke ich, daß, da sich meine Liebe zu Dir nicht auf Worte beschränkt, ich auch für Dich gehandelt habe. In einem Monate ohngefähr geht eine Gesandschaft, (an deren Spitze Graf R..., mein intimster Freund, steht) nach Rom und Neapel; der Posten eines Attaché bei derselben ist Dein, und da R... gerne bald zurückkehren möchte, so werde ich es einzurichten wissen, daß Du als interimistischer Legations-Secretär mit der Besorgung der Geschäfte beauftragt wirst. Eine glänzende Laufbahn ist Dir damit eröffnet. Da indessen

Deine Mittel nicht mehr hinreichen, den bedeutenden Aufwand dieser Sendung, Deiner Familie würdig, zu bestreiten; so kann nur dann von dem Eintritt in diese Charge die Rede seyn, wenn Du, durch eine zweckmäßige Heirath, den Theil Deines Vermögens ersetzt hast, welchen Deine jugendlichen Verschwendungen durchbrachten.

„In einigen Tagen lasse ich Dir den jetzigen Bestand Deines Restkapitals anzeigen, und hoffe bald Nachrichten von Dir zu erhalten, die mir beweisen, daß August von Murgen über die kindischen Vorurtheile der Welt erhaben, dem Namen seiner Familie Ehre macht."

„Dein wohl affectionirter Oheim

Johann Carl v. Murgen."

August stand vernichtet. Er war sich bewußt, unvernünftig verschwendet zu haben; aber konnten selbst diese Summen in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren ein so bedeutendes Vermögen erschöpfen? — Ein leiser Verdacht gegen die Redlichkeit des theuren Verwandten regte sich in seiner Brust, und fand in dem Unmuthe über das verächtliche Zurückweisen einer Verbindung mit Emma, eine reichliche Nahrung.

Großen Schrittes ging er im Zimmer auf und ab. Tausend Ideen kreuzten sich. Bald beschloß er selbst zu dem Vormunde zu reisen, und sich persönlich von der Sachlage zu unterrichten, wobei er auch den Oheim günstiger für seine projektirte Heirath zu stimmen hoffte. Bald verwarf er wieder diesen Vorsatz, des Ministers Stolz und Eigensinn kennend, der unbegreiflicherweise,

nachdem er sich früher fast gar nichts um ihn bekümmert, nun plötzlich eine so lebhafte Theilnahme äußerte. Jetzt dachte er Emma zu entführen; aber die Furcht vor einem dunklen und untergeordneten Leben fiel beklemmend auf ihn nieder, und hielt ihn auch davon ab. Arbeiten konnte und mochte er nicht; das Vermögen war dahin; was konnte dem, an alle die tausend Ueppigkeiten eines luxuriösen Lebens Gewöhnten anders übrig bleiben, sich des Oheims Leitung zu vertrauen und in seine Pläne einzugehen. Dann standen auf der einen Seite zwar Ehre, Reichthum und alle gewohnten Genüsse, auf der anderen aber auch eine Trennung von der so innig Geliebten, deren Worte bei jener ersten Unterredung auf dem Niederwalde gesprochen: und was soll dann aus der armen Emma werden? — sein Herz blutig zerrissen.

Er vermochte keinen festen Entschluß zu fassen; sein Kopf war so dumpf, daß kein klarer Gedanke vor seine Seele trat. Wild flammte das Auge, er ergriff hastig Hut und Reitpeitsche, warf sich auf sein Pferd und sprengte hinaus in's Freie. Nach einer Stunde kam er zurück; sein Pferd dampfte, Schaum deckte das zitternde Thier; aber der Reiter war finster wie zuvor, und erst auf Wilhelms treuherzige Frage: ob dem jungen Herrn ein Unglück begegnet sey? erwachte August aus seinem dumpfen Brüten.

Eine Nacht in fieberhaftem Zustande schlaflos durchwacht, folgte dem unheilschweren Tage.

8.

Die Versuchungen.

Erst gegen Morgen war Murgen ein wenig eingeschlummert, und die Sonne stand schon hoch am Himmel als er erwachte. Kaum vermochte er sich des Geschehenen klar zu erinnern, es drückte ihn wie ein schwerer, böser Traum; da fielen seine Blicke auf des Ministers Brief, und das Bewußtseyn der unangenehmen Wirklichkeit tauchte plötzlich in ihm auf.

Den Kopf auf den Arm gestützt, lag er lange Zeit vor sich hinbrütend. Der Verstand rieth ihm sich unbedingt auf die Seite des Oheims zu stellen; sagte ihm aber auch, daß er dann Emma aufopfern würde. Welcher Kampf zerriß sein Inneres! — So oft schon hatte er in Verbindungen mit Mädchen gestanden und diese, nicht etwa der Nothwendigkeit nachgebend, sondern aus Ueberdruß, Langerweile oder auch Eigensinn, leichtsinnig aufgehoben. Heute noch feurig glühend für die Geliebte, huldigte er morgen schon einer Andern. Aber bei Keiner war er noch so weit gegangen wie bei Emma; Keiner hatte er die Ehe versprochen; sie hatten sich ihm meist selbst leichtsinnig ergeben, er hatte für sie stürmische Liebe — nie Achtung gefühlt. Mit Emma war es indessen eine andere Sache; diese war ihm nicht entgegengekommen; ihr Herz ruhig und heiter, verlor erst das Gleichgewicht durch sein Flehen und Bitten, durch die verführerischen Künste des Weltmanns, durch tausend und abertausend Beschwörungen, und — hier lag der

Hauptunterschied: er mußte Emma achten, die nicht ein schmutziges Interesse, die Mitleid mit dem Reuigen, die die reinste und tiefste Liebe mit unauflöslichen Banden an ihn kettete. Er kannte dies Gemüth, sanft und biegsam, aber tief fühlend und das einmal Ergriffene mit ganzer Seele umfassend. Konnte er sich von diesem edlen Mädchen trennen?

In dieser Verlegenheit fühlte August recht schmerzlich den Mangel eines Vertrauten, dem er sein volles Herz hätte ausschütten, dessen redlichen Rath er hätte befragen können. Unter all den vielen Freunden war er ohne Freund! Denn welchen Werth haben Diejenigen, die Geld und Lebensgenuß um uns sammelt? — Sie kommen und sie gehen mit dem Wechsel des Glücks.

Auch der Gedanke, Emma die ganze Lage der Sache aufzudecken, zog ihm durch den Kopf; aber er hatte den Muth nicht dazu; mußte er doch vor des Oheims Gesinnungen erröthen und dann, — einmal gestanden, war Emma für ihn verloren; oder er hätte sich genöthigt gesehen, einer glänzenden Zukunft zu entsagen, und, sein Wort haltend, an Emma's Seite und mit den Trümmern seines Vermögens, ein dunkles, bürgerliches Leben zu führen.

Unter diesem Ueberlegen war es spät geworden. August sprang rasch aus dem Bette und sah nach der Uhr; der Zeiger stand auf neune. Er erschrack, denn heute zum erstenmale hatte er die Geliebte an der

Quelle allein gelassen. Indessen mußte er sich gestehen, daß es ihm nicht ganz unlieb sey, denn wie hätte er vor ihr erscheinen, was ihr sagen sollen?

Noch mit dem Ankleiden beschäftigt, schlug der Lärm vieler Menschen, die lachend und singend der Treppe herauf kamen, an sein Ohr. Es waren Sontheim und dessen Freunde. August trat ihnen froh überrascht entgegen; es schien ihm, als ob sie das Schicksal gesandt, den peinlichen Seelenkampf zu enden.

„Man muß Dich schon früh Morgens in Empfang nehmen," rief Carl eintretend „denn sonst kommt irgend eine arkadische Schöne und entführt Dich nach den seligen Feldern einer sentimentalen Liebe."

„Aber mein Gott, Murgen!" unterbrach den Sprechenden der Bärtige und schlug verwundert die Hände zusammen, „was hast Du gemacht? Du siehst ja ganz jämmerlich aus; Du hast so etwas Dahinschmachtendes....."

Sontheim, der sich in einen Sessel geworfen, die Beine ausgestreckt hatte und mit der Reitpeitsche taktmäßig auf seine weißen, angespannten Beinkleider schlug, fing jetzt zu trillern an, und sang mit schmachtend verdrehten Augen:

„Die Liebe, ach die Liebe! hat ihn so weit gebracht."

„Schweigt still mit Eurem Unsinn!" rief August, „wartet, ich will Euch auf ein anderes Kapitel bringen. Ich habe gestern eine Sendung Johannisberger bekommen, den wollen wir probiren. Geschwind Wilhelm" —

sagte er dann zu diesem gewendet, „bringe den großen Korb, der gestern kam. Ich bin heute aufgelegt, mich recht wüthend zu amüsiren.

„Das ist ein edler Entschluß. Ich wollte Dir ohnehin rathen, Deine Jugend und Freiheit noch zu benutzen, denn kommt man unter das Joch der heiligen Ehe....."

„Zumal wenn es eine fein bürgerliche, ruhige Haushaltung giebt."

„Ja, dann ist der Spaß aus. Man sitzt Tag aus Tag ein zu den Füßen seines Weibes, nimmt ein schreiendes Kind auf den Schooß und wiegt es....."

„Trinkt Wasser und Wein und liest in der Zeitung: daß es eine Welt giebt, in der jugendlicher Muth und Geisteskraft eine ehrenvolle glänzende Carriere machen können."

Murgen sah die Sprechenden staunend an, dann frug er in spöttelndem Tone: „Seyd ihr etwa noch von gestern auf den Beinen, und habt die Nacht ein Glas Punsch zu viel getrunken, weil Ihr solch grassen Unsinn schwätzt?"

„Unsinn? — daß ich nicht wüßte!" rief Sontheim, „wir folgern nur aus dem, was die Welt spricht...."

„So! und was sagt denn diese Welt? darf man es wissen?"

„Warum nicht. Sie behauptet, Du seyst ein Narr!"

„Sontheim!" rief August und sprang erhitzt auf.

Sontheim trat ihm begütigend entgegen, nahm seine Hand und sagte:

„Vergieb, Freund, aber sey versichert, uns allen die Du hier siehst, muß es wehe thun, wenn wir Dich in Dein Verderben rennen sehen."

„Ah! Ihr wollt mir wahrscheinlich in Euch Muster der Solidität aufstellen?"

„Wenigstens vernünftig handelnde Menschen Dir zeigen! Denn siehst Du hier Einen, der seinen Rang, seinen guten Namen, sein Glück um den Kuß eines Kammermädchens verkauft? Wenn es nur eine flüchtige Liebschaft wäre, à la bonheur! dann würde man darüber lachen und den glücklichen Verführer beneiden; aber Ernst aus der Sache zu machen, sich so umgarnen zu lassen, daß man....."

August ward todtenbleich. „Meine Herrn!" sagte er finster, „hierüber, wenn ich bitten darf, kein Wort mehr. Es ist dies ein Gegenstand, über den Niemand zu reden vermag als ich. Jede Beleidigung der Ehre des Mädchens aber, mit dem ich, wenn immer, in Verbindung stehe, werde ich als Edelmann zu rügen wissen. Doch — warum den Tag mit neuen Unannehmlichkeiten füllen! Lassen wir dies ruhen; Ihr habt gehört, ich will mich amüsiren! — Hier der Wein. Trinkt und macht vernünftige Vorschläge, wie wir heute recht lustig seyn können. Ihr seyd meine Gäste bis in die Nacht. Trotz allem Widerwärtigem! Wenn das Schicksal finstere Miene macht, muß man es zu lächeln zwingen."

Und ein Tag wurde in Lust durchschwelgt. August suchte sich auf alle erdenkliche Weise zu betäuben; er war in eine Art Exaltation verfallen. Wissend, wie es mit seinem Vermögen stand, schien er dem Verhängnisse spotten, es herausfordern zu wollen, und verschwendete das Geld mit wilder Lust. —

Der Mond stand bereits am Himmel, als die Gesellschaft von ihrem Spazierritte zurückkam, und sich übersatt von Genüssen aller Art trennte. August schwankte der Treppe seines Hauses hinauf und hörte kaum seines alten Dieners Bemerkung: daß ihn Jemand auf dem Zimmer erwarte. Er trat daher unbekümmert ein, warf Hut und Reitpeitsche in eine Ecke und sank auf dem Sopha nieder. Da bewegte sich auf der entgegengesetzten Seite ein kleines, schwarzes Ding. Das trübe Auge August's konnte nicht recht unterscheiden, was es war, doch war der ganze Gegenstand in zuckender Bewegung; schon wollte Murgen darauf zugehen, als eine hohe und dünne Stimme anfing:

„Edler Herr von Murgen, Sprößling eines so altadlichen als historisch berühmten Geschlechtes, dessen erster Ahn als ein Sendgraf des mächtigen Carolus magnus bezeichnet wird....."

Hier wußte August schon, wen er vor sich hatte. Es war der gelehrte Doctor Wimmermann.

Nach gegenseitiger Annäherung rückte der Doctor mit seinem Vorhaben näher. Es war wunderbar anzusehen wie er sich krümmte, räusperte, bückte, ohne

daß man auch nur im Entfernteſten hätte ahnen können, was er eigentlich zu ſagen beabſichtige. Endlich geſtand er, daß er ſchon ſehr lange auf Auguſt gewartet, daß es ihm unmöglich geweſen ſey, zwei Tage zu überleben, ohne ihn zu ſehen; erzählte wie auch die Damen, namentlich Lady Julia, wegen ſeinem Ausbleiben ängſtlich geweſen ſeyen, ergoß ſich dann weit und breit über die ausgebreiteten, höchſt ſchätzbaren Kenntniſſe der Lady, rühmte ihre Liebenswürdigkeit, berührte anbei den außerordentlichen Reichthum Lord Lindhorſt's, und ſchloß damit, daß er nichts ſehnlicher wünſche, als dies herrliche Mädchen in den Armen eines Gatten zu ſehen, der die vielen vortrefflichen Eigenſchaften deſſelben zu würdigen wüßte und ihr Lieblingsſtudium ſo gut als Auguſt zu theilen verſtehe, denn nur einem ſolchen Manne habe Julia ihre Hand beſtimmt. Schließlich verbreitete er ſich über den Werth und die Nützlichkeit der Ehen gleichgeſinnter Menſchen und den Sieg, welchen in allen Zeiten die Liebe auch über die ſtolzeſten Herzen davon getragen. Seine Rede, mit einer Maſſe von hiſtoriſchen Beziehungen, Gleichniſſen und Citaten ausgeſchmückt, hatte bereits nahe an eine Stunde gedauert. Auguſt konnte dem Schlafe kaum wehren und war wirklich mehreremale in Begriff, in Morpheus Arme zu ſinken, doch ein neuer, mit Pathos geſprochener Satz des kleinen Doctors ſchreckte ihn jedesmal wieder auf.

Als Wimmermann geſchloſſen und bemerkt hatte, daß Auguſt den Sinn der Abhandlung doch nicht

recht müsse erkannt und aufgefaßt haben, ging er in den Ton des Vertrauens über; legte die Hand leise auf dessen Arm und sagte, wie im Vorbeigehen: Murgen und Julia z. B. müßten ein recht schmuckes und passendes Pärchen geben.

Da fiel es wie Schuppen von August's Augen; aber er that, als verstehe er nicht, was er nur zu gut verstanden.

Wimmermann schied spät in der Nacht, und nahm nichts als die Versicherung mit: daß sein Freund morgen die ihm so ganz besonders werthe und verehrte Lady besuchen würde.

9.

Der Minister.

Murgen konnte nicht begreifen, daß sich Alles, wie es schien, gegen seine Liebe zu Emma verschworen hatte und nun plötzlich und mit einemmale, von den verschiedensten Seiten, Versuche gemacht wurden, ihn von dem guten Kinde zu entfernen. Freilich war es auffallend; aber Alles erklärt sich, wenn man erfährt, daß die geheime Triebfeder hiervon der Herr Minister war, der bereits mit seinem Briefe zugleich in Creuznach angekommen.

Mit dem Gewissen des alten Herrn stand es eben nicht ganz gut. Er mußte zugeben, daß er als Vormund unrecht gehandelt, indem er August fast gar

nicht beaufsichtigt, und dem damals noch ganz unerfahrenen, unbewachten Menschen ein so bedeutendes Vermögen in den Händen gelassen, ihn somit selbst in seinem Leichtsinn befördert habe. Auch waren in der Verwaltung noch andere Fehler vorgekommen: als das Darleihen einer sehr beträchtlichen Summe an einen Freund des Vormundes, die, durch unzureichende Sicherung, ganz verloren ging, und dergleichen anstößige Sachen mehr. Es konnte daher dem Minister keineswegs gleichgültig seyn, ob August, der indessen herangewachsen und zu reifem Verstande gekommen war, sich seinem Wunsche füge, und durch eine vortheilhafte Verbindung die Breschen seines Vermögens wieder fülle, — wo dann an eine genauere Untersuchung der Vormundschafts-Rechnungen weniger zu glauben war; — oder ob derselbe, durch eine tiefgreifende Liebe angereizt, die Ehe mit einem armen Mädchen vorziehe, und dann aber auch höchst wahrscheinlich, da es ihm in diesem Falle zum dringendsten Bedürfniß werden mußte, den Rest seiner väterlichen Hinterlassenschaft mit Strenge fordern würde.

Diesem Uebel vorzubeugen, nahm der Geängstigte Post, und kam bald in Creuznach unter dem Namen eines Baron van der Mühlen an. Die Verhältnisse seines Neffen waren von dem Diplomaten sehr schnell erforscht. Mit großem Wohlbehagen hörte er von einem Gerüchte, das August als den zukünftigen Gatten einer steinreichen Lady Lindhorst nannte. Sogleich arbeitete er

auf diesem Grunde fort, und fand sich bald, da er das Verhältniß mit Emma, welches den Anderen meistens noch unbekannt, ebenfalls wußte, au fait.

Doctor Wimmermann empfing in's Geheime eine Einladung zu dem Baron. Der alte Herr gab sich dem Leibarzt Lindhorst's zu erkennen; entlockte auf eine feine Weise dem gern plaudernden Männchen das Geständniß: daß Julia einer Verbindung mit seinem Neffen eben nicht abgeneigt sey, der edle Lord aber den Herzen seiner Töchter ganz freie Wahl lasse, und gab alsdann dem erstaunten Gelehrten das Geheimniß von Emma und August's Liebe in den Tausch. Zuletzt versicherte er den Doctor, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß auch er einer Ehe seines Neffen mit Lady Julia nichts entgegen zu setzen hätte, und bestimmte Wimmermann einen Brief von ihm, dem Minister, an Emma gerichtet, derselben zu übergeben. Gleichzeitig überhäufte er den Beweglichen mit Artigkeiten und bat ihn, im Vereine mit ihm, doch dahin wirken zu wollen, daß August den entehrenden Schlingen dieses Kammermädchens entrissen werde.

Wimmermann überlieferte Emma den Brief, und stattete August noch an demselben Abende den oben erwähnten Besuch ab.

Emma konnte Anfangs nicht begreifen, woher der Brief komme, welchen ihr der Doctor im Vorbeigehen so geheimnißvoll zugesteckt hatte. Hoffend, daß er vielleicht gar von August sey, der sie ohnehin nun schon zweimal an der Quelle hatte warten lassen, nahm sie die erste

Gelegenheit wahr um sich zu entfernen und eilte auf ihr Zimmer. Aber der erste Blick auf die Aufschrift des Briefes ließ sie eine fremde Hand erkennen. Eine sonderbare Angst ergreift sie. Rasch reißt sie das Siegel auf, liest — liest wieder — Bläße deckt ihr Gesicht — sie wankt, kann sich nicht mehr halten und sinkt ohnmächtig auf den nahen Stuhl. Das Unglücksblatt war den erstarrten Händen entfallen, es enthielt folgende Zeilen:

Mademoiselle!

„Aus einem Schreiben meines Neffen ersah ich zu meinem großen Bedauern, daß er in einem Verhältnisse mit Ihnen stehe, welches sein ohnehin brausendes Gehirn so weit entzündet hat, daß er sich sogar mit der lächerlichen Bitte um Zustimmung einer ehelichen Verbindung mit Ihnen an mich verirrte. Da hiervon die Rede nicht seyn kann, und ich meinen Consenz zu einer solchen Mesalliance niemals geben werde; so hoffe ich von Ihnen, daß Sie augenblicklich allen Umgang mit demselben aufgeben, und somit sein Lebensglück nicht länger stören, da August sich bereits mit einer Dame von Rang verlobt hat."

„Baron J. C. v. Murgen."

Emma hatte lange Zeit in bewußtlosem Zustande hingebracht. Endlich kam sie wieder zu sich. Erst nach einiger Anstrengung vermochte sie sich des Geschehenen zu erinnern. Schweigend, ohne Thränen, hob sie das Unglücksblatt vom Boden auf; faltete es langsam zusammen

und schloß es, den schmerzlichen Blick zum Himmel gerichtet, in ihre Schatulle.

Der Schlag hatte sie so furchtbar, so plötzlich getroffen, daß alle Geistesbewegung gelähmt war. Blaß, gefühllos und schweigend verrichtete sie das ihr noch Obliegende. — Den kommenden Morgen war sie verschwunden.

August ahnte von Allem diesem nichts. Der in Saus und Braus verlebte Tag hatte seinen alten Leichtsinn zurückgeführt; er faßte den Entschluß, sich gehen zu lassen, dem Zufalle zu gehorchen, dem Genusse zu leben und die Blumen zu pflücken, deren er habhaft werden könnte. Er machte sich Vorwürfe über seine bisherige Sentimentalität, die ihm zwar manche schöne Stunde im Schooße einer reinen Liebe gewährt, dagegen aber auch viele beschwerliche Kämpfe und so manches Unangenehme, als zum Beispiel die Spöttereien seiner Freunde, zugezogen hatte.

„Gut," dachte er, die Schleife seiner Halsbinde auf fashionable Art bindend, „es war einmal etwas Anderes. Das Leben ist langweilig; man muß ihm die reizenden Seiten, man muß ihm Abwechslung entlocken. Außerdem hat der Oheim recht; was Teufel würde aus mir, wenn ich Emma zur Frau genommen und obendrein kein Geld hätte. Wie bald wird man das Schmachten und Empfindeln satt und dann säße ich auf dem Trocknen. Ja, wenn mein Vermögen noch unangetastet wäre, dann ging es noch; was kümmert den Reichen die Welt? —

aber so? — und habe ich denn nicht Emma die Ehe nur in der Meinung versprochen, daß ich noch reich sey? — Und doch liebt sie mich so innig! ich kann sie nicht kränken, kann mich nicht von ihr losreißen. Ich muß einmal vor der Hand thun, als ob nichts vorgefallen wäre, später — na! das findet sich mit der Zeit, es wird sich schon geben. Eine gute Pension, — eine schön eingerichtete Wohnung, unter der Versicherung ewig gleicher Achtung und Bescheidenheit — dann nach und nach .... Sie ist ja nicht die Erste, die ich nach hartem Widerstand erobert! — Nein, süßer Engel, ich lasse Dich nicht aus den Händen, ich fühle, wie glühend ich Dich liebe und ich muß Dich besitzen, sey es nun auf die eine oder die andere Art.“ Und damit griff er nach den Handschuhen und dem Stocke und begab sich auf den Weg zu dem gewöhnlichen Rendezvous-Plätzchen.

Die Felsen waren bald erreicht; er stieg den Pfad herab und stand an der Quelle. Noch war Niemand da. Eine heftige Leidenschaft wälzte sich ihm durch alle Adern. Es war nicht mehr der stille, ehrfurchtsvolle Jüngling, der seit längerer Zeit hier alle Morgen erschienen, um in treuen Augen das unendliche Glück einer reinen, beseligenden Gegenliebe zu lesen; es war wieder einer jener egoistischen Thoren, die von sinnlichem Verlangen entzündet, begierig auflodern, das zu zerstören, was sie, sorgsam gepflegt, beglücken könnte.

Indessen verschlich eine Viertelstunde nach der anderen — Emma erschien nicht.

Murgen zog ungeduldig die Uhr, es war bereits halb neun, und da sie jetzt wohl nicht mehr kommen konnte, sah er sich voll Unmuth genöthigt, zurückzugehn; doch blieb ihm die Hoffnung, sie den Nachmittag in Lindhorst's Hause zu treffen, denn er hatte ja ohnehin einen Besuch dorten zugesagt.

Nach Hause eilend, gedachte August sein Pferd zu besteigen und, der Abrede zufolge, nach dem schönen Guttenberg zu fliegen, woselbst heute der Bärtige ein Fest gab. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als ihm Wilhelm meldete: seine Excellenz der Herr Minister, Baron Carl von Murgen, befinde sich oben und erwarte den jungen Herrn.

Was war zu thun? — Zögernd stieg August die Treppe hinauf, hatte aber doch so viel Muth und Selbstüberwindung, heiter einzutreten und dem gestrengen Herrn Vormund mit einer überaus freundlichen Miene entgegen zu treten.

„Willkommen, lieber Neffe!" rief ihm der alte Herr entgegen, der, nachdem er im Vereine mit Wimmermann die Sache im geheim geordnet, sein Incognito nun abgelegt hatte. „Willkommen August! — Du staunst mich hier zu sehen, das ist natürlich; aber da ich nothwendige Geschäfte an einem der benachbarten Höfe hatte, konnte ich es nicht über das Herz bringen, ich mußte Dich einmal wiedersehen."

„Die Ehre Ihres Besuches ist mir so schmeichelhaft als erfreulich," entgegnete August, sich neben dem Oheim

niederlassend, „und Sie werden gewiß einige Tage hier verweilen, um mir diese Freude länger zu gönnen.“ Dies sagend, wünschte er den lieben Verwandten über alle Berge.

„Das wird schwerlich angehen, so sehr ich es selbst wünschte, da ich in der That einer kleinen Erholung bedürfte. Doch um für die kurze Zeit meines Aufenthaltes hier recht ungestört Dir, mein lieber Neffe, leben zu können, laß uns vor allen Dingen das aus dem Wege räumen, was weniger angenehm ist. Du hast meinen Brief empfangen?“

„Ja, verehrtester Herr Oheim, empfangen und beherzigt. Ich bin der Ihre.“

Diese schnelle Erfüllung seiner Wünsche hatte der Minister nicht erwartet und sich im Gegentheile auf einen harten Kampf vorbereitet. Kaum konnte daher der, sonst so geübte Diplomat seine Ueberraschung und Freude verbergen. „Nun das ist schön, Herzens Neffe, das ist schön!“ rief die Excellenz, „Du sollst sehen, ich bereite Dir auch eine glänzende, eine ganz ausgezeichnete Laufbahn.“

Und hier athmeten Beide frei auf. Der Minister, weil er den näheren Forschungen über die Vermögens-Verwaltung zu entgehen hoffte; August dagegen, als den Strafpredigten des Oheims entschlüpft.

„Du bist ein Mann von Verstand; brauchst ja die Geliebte nicht zu opfern, wenn Du den Forderungen der Vernunft nachgebend, eine reiche Frau nimmst.

Hast Du noch Nichts im Auge? Rasch entschlossenes Handeln wäre jetzt sehr zu wünschen, da Graf R..., wie ich Dir schon anzeigte, in einigen Wochen auf seinen Posten abgeht."

„Theurer Oheim! ist es denn durchaus so unumgänglich nothwendig, daß ich heirathe?"

„Wenn Du Philosoph genug bist, mit einer Revenü von acht hundert Thalern jährlich auszukommen..."

„Herr meiner Seele! achthundert Thaler ist die ganze Revenü, die mir bleibt?" rief August erblassend.

Dem Minister ward es schwül, doch ließ er sich nichts merken und fuhr gelassen fort:

„Zwanzig tausend Thaler sind der Rest deines Vermögens." Dabei warf er einen lauernden Blick auf seinen Mündel; eilte aber August's Ideengang zu unterbrechen, indem er sagte: „Du weist, daß die Stelle, welche Du erhalten sollst, obgleich die unerläßliche erste Sprosse zu der Leiter des Glückes und der Macht, eine Ehrenstelle ohne Gehalt ist, — wenigstens ist dies an unserem Hofe der Fall — weist, daß der Name unserer Familie nicht compromettirt werden darf. Es bleibt Dir demnach keine andere Wahl: entweder ein glänzendes Leben an der Seite einer reichen Frau — oder —" fügte er ironisch lächelnd hinzu — „oder, wenn Dein Herz daran hängt, kannst Du meinetwegen auch ein bürgerliches Handwerk lernen und Deine Kammerzofe

heirathen; dann aber muß ich bitten, einen anderen Namen anzunehmen, indem es der Familie nicht convenieren kann, ein ewiges Naſenrümpfen über Dich ſehen zu müſſen."

„Beruhigen Sie ſich, Herr Miniſter!" entgegnet Auguſt bitter, „Sie dürfen glücklicherweiſe darob noch nicht bangen. Da es ſeyn muß, ſo kenne ich eine recht langweilige aber deſto reichere Dame, die meine Hand, ſo viel ich weis, nicht ausſchlagen wird."

„Und die wäre?" frug der Vormund mit unterdrückter Freude.

„Lady Julia Lindhorſt," ſagte Auguſt kalt, „die Tochter des reichen Lord gleichen Namens, welcher die Saiſon hier zubringt."

Der Baron war entzückt, ſeinen Neffen auf dieſem Punkte zu haben; er ſpornte ihn an, noch heute entſchieden aufzutreten, und Beide entfernten ſich im freundſchaftlichſten Einverſtändniſſe.

Kaum war die ſchickliche Stunde erſchienen, ſo eilte Auguſt nach Lindhorſts Wohnung; mehr um Emma zu ſehen, als ſein Verſprechen zu erfüllen; denn er fürchtete, die Nachricht von ſeiner vorhabenden Werbung um Julia könnte Emma's Ohr unvorbereitet treffen und ihm dadurch das Mädchen verloren gehen, welches er durch die Macht ſeiner Beredſamkeit noch immer für ſich, auch unter den obwaltenden Verhältniſſen, zu erhalten hoffte.

Angelangt, fand er die Damen; aber von Emma

hörte und sah' er nichts; auch wurde ihrer mit keinem Worte gedacht.

Wimmermann, bei welchem die wenigen diplomatischen Stunden bei dem Minister gefruchtet zu haben schienen verwickelte August und Julia in ein Gespräch, und wußte ersteren immer näher zu einer Erklärung zu führen; sobald er aber bemerkte, daß sich der Gefangene nicht so leicht mehr aus der Schlinge ziehen konnte, verließ er eilig das Zimmer. — —

Den kommenden Morgen halb sieben Uhr schlich August aus seinem Hause und schlug den Weg nach der Quelle ein. Ihm war, in Folge eines pompösen Nachtessens, unwohl, welches der Herr Vormund zu Ehren des neuen Brautpaares gegeben, und bei welchem seine Freunde den Champagner nicht gespart, um den Häusern Lindhorst und Murgen Toaste zuzubringen. Mehrere Tage waren vergangen, ohne daß er Emma gesehen. Er schrieb es dem Zufalle zu und hoffte sicher, sie heute an dem alten Plätzchen zu finden. Er erreichte es. Niemand war da. Er harrte voll Unruhe; Niemand erschien. Schon wollte er in Angst nach der Stadt zurückkehren, als er auf einem Felsblocke, dicht an der Stelle, die Emma so oft eingenommen, ein Sträußchen erblickte. Es war ein Cypressenzweig und ein weiße Rose, zwischen welchen sich eine Billet ohne Aufschrift befand. Er nahm es mit zitternder Hand heraus, öffnete es und las:

„Das Band unserer Liebe ist zerrissen. Ich will

Deinem Glücke nicht im Wege stehen und bin daher für Dich nicht mehr unter den Lebenden, sobald ich Dich noch einmal gesehen. Fürchte nicht, daß ich Dich mit Bitten oder Vorwürfen kränke; nur noch ein einzigmal will ich Dich sehen und umarmen, — dann nehme mich Gott in seiner Allmacht Schutz.

„Willst Du diese letzte Bitte gewähren, so finde Dich morgen gegen Abend auf dem Klopp ein, wohin ich, unter des Doctors Begleitung, komme. In diesem Falle nimm die Rose und laß den Cypressenzweig zur Antwort mir zurück."

„Emma."

10.

Noch ein Abend auf dem Klopp.

Der Tag neigte sich bereits zu Ende, als ein Wagen, in welchem zwei Personen saßen, Bingen zu rollte.

Eine davon war ein kleiner, schwarz gekleideter Mann, dessen Verlegenheit sich durch ein ungeduldiges Hinundherbewegen kund gab. Bald reckte er den Kopf aus dem Schlage heraus, als wolle er sehen wo man sey; bald hob er seinen kleinen Körper, auf die Hände gestützt, etwas in die Höhe, stemmte die Beine gegen den Vordertheil der Kutsche, und schien so den Pferden ihre Last erleichtern, oder den Wagen schneller von der Stelle bringen zu wollen. Dabei wischte er sich alle drei Minuten den Schweiß von der Stirne, indem er sein Gesicht

gräulich verzog, und nur selten ließ er dann einen ängstlichen Blick über seine Nachbarin gleiten, die lautlos in der Ecke des Fahrzeuges lag. Es war ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, schlank gewachsen und von dem schönsten Ebenmaße der Glieder. Das Köpfchen hatte sie angelegt, die Augen geschlossen, und auf der schönen Stirne, auf den blassen Wangen schien sich ein tiefer Gram gelagert zu haben.

Es war Emma und ihr Begleiter, der Hausarzt Lindhorst's.

Nur sehr ungern hatte der Doctor der Bitte Emma's: sie bei dieser Zusammenkunft zu begleiten, nachgegeben; nicht, weil er die Mühe gescheut, sondern weil ihm Emma's Zustand sehr auffallend vorkam. Das sonst so heitere, unbefangene Mädchen hatte des Ministers Brief sonderbar verändert; nicht Thränen zeigten von einem zerdrückten und gekränkten Mädchenherzen, wie es der Doctor erwartet und die er bald zu stillen gehofft hatte; sondern eine eisige Kälte, eine todtenartige Ruhe, eine schaudererregende Fassung verriethen ein ungewöhnlich tiefes, in seinem innersten Lebensquelle verletztes Gemüth. Keine Klage kam über die Lippen der Unglücklichen, und noch kein Wort hatte sie seit der Abfahrt von Creuznach gesprochen; auch schien sie des Doctors Zureden und Trösten nicht zu hören; denn sie lag unbeweglich, das Bild einer entschlummerten Heiligen.

Mit beklommenem Herzen erwartete der Doctor die Ankunft in Bingen, denn er ahnte nichts Gutes. Emma's

Geist war zu sehr afficirt; der harte Schlag, der sie so unerwartet getroffen, konnte eine regelwidrige Einwirkung vom Nervensystem nach dem Gehirne hin verursacht haben, wofür der jetzt eingetretene Zustand schon zu zeugen schien.

Endlich war die Stadt erreicht. Noch einmal versuchte der Arzt seine Begleiterin wenigstens dahin zu bewegen, den Erwarteten im Zimmer und nicht in den Mauern der Burg zu empfangen; vergeblich! sie faßte den Doctor bei der Hand und sah' ihn so bittend, so flehend an, daß er willenlos folgend, in den Garten eintrat, in welchem sich Beide vor nicht langer Zeit in einem heiteren Gemüthszustande befunden hatten.

Die Sonne verlor sich eben hinter den nahen Bergen und sandte der müden Erde ihren Abschiedskuß, als die stummen Wanderer die düsteren Steinmassen der Feste erreichten. Emma ging voran und setzte sich endlich in jenem Gemache nieder, in welchem August ihr einst seine Liebe gestanden und sie ihm Gegenliebe gelobt hatte. Ihr gegenüber, von schwindelnder Höhe herab, winkte der Tempel des Niederwaldes, an welchen sich die Erinnerung eines so froh verlebten Tages knüpfte. — Da saß Emma auf den Trümmern einer zusammengestürzten Säule, ihre großen Augen blickten gedankenvoll hinüber nach den Bergen, die Hände lagen gefalten auf ihrem Schooße, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne schienen den Lichtglanz eines seligen Geistes um sie ergossen zu haben.

— „Und durch das weite Bogenfenster von Epheu umrankt, blickte der stille Abendhimmel. Friedlich lag die Erde. Der Blumen geöffnete Kelche hauchten Wohlgerüche in die Luft. Der Nachtigall Lied flötete so sanft aus dem Busche, und der Geist eines alliebenden Vaters schwebte wie damals über der schlummernden Welt." — —

Der Doctor, welcher bisher an ein Fenster gelehnt, gestanden hatte, konnte das Schweigen nicht länger tragen, auch hoffte er durch sprechen von anderen Gegenständen Emma's Geist vielleicht ein wenig zu zerstreuen; er sagte daher, mit Mühe seine Unruhe verbergend, indem er am ganzen Körper heftig zuckte: „Murgen bleibt lange aus! — Nun es thut nichts! man kann sich hier die Zeit leicht vertreiben, die Geister der einstigen Bewohner dieser Burg sprechen zu uns und erzählen uns wunderbare Geschichten. Namentlich tritt uns hier einer der merkwürdigsten Menschen entgegen; jener Heinrich IV., von welchem ein berühmter Schriftsteller sagt: Die ganze Windesrose menschlicher Geschicke, die ganze Schicksalsleiter vom höchsten Glücke bis zur tiefsten Schmach steht in seinem Leben da. — Träger von vier Kronen, ist er keiner mächtig. An der Spitze eines gewaltigen Heeres, besiegt ihn ein waffenloser Priester. Noch ungetauft schon König, als Windelkind ein Herzog, als Knabe der Mutter entführt, als Jüngling verführt, als Mann bald Kaiser und bald Bettler, bald dem Leichtsinn hingegeben, bald großer

Gesinnungen fähig, eine treffliche Gemahlin hassend, von einer zweiten beschimpft und verlassen, von den Großen des Reiches verrathen, von den Bürgern vertheidigt, von dem Papste verflucht, begraben und wieder ausgegraben — hat Deutschland kein gleiches Fürstenleben mehr über die Bühne seiner Geschichte gehen sehen!

„Armer Heinrich! Dein Herz ward verdorben durch eigennützige Erzieher, die eben dadurch den Grund zu Deinem Unglücke legten. Wie ergreift uns die treue Liebe seiner ersten Gattin, der unglücklichen Tochter des Markgrafen Otto von Susa. Er konnte sie nicht leiden, die Sanfte, denn für ihre Tugend und sittsame Schönheit hatte er kein Gefühl, und nur dies, nebst Frömmigkeit und einer himmlischen Geduld, hatte Bertha ihm zu bieten. Er sank, der arme Kaiser, unter dem schwer lastenden Bannfluche Gregor VII., und brachte in Speier, in trostloser Ohnmacht, beklagenswerthe Tage zu; da schmiegte sie sich an ihn, den Verlassenen, dem von all' seiner Herrlichkeit nichts geblieben war — nichts — als ein treues Weib. Und als er mitten im Winter aufbrach, nach Italien, den stolzen Priester zu versöhnen, da begleitete ihn die, die er im Glücke gemieden, hinüber über die starren Alpengipfel, das ewige Eis der Höhen, die unwegsamen Berge. Mit unsäglicher Mühe mußten sie auf Händen und Füßen die Höhen erklimmen, über die zu jenen Zeiten noch keine bequemen Straßen führten. So lohnte die Edle mit treuer Liebe den Undank des Gemahls. Und nun, o Herz zerreißender, empörender

Anblick! sehen wir den ersten Monarchen der Christenheit barfuß im Büßerhemde in Schnee und Kälte drei Tage warten auf die Gnade des erzürnten Papstes. Sie ward ihm, und war bald wieder verscherzt. Kämpfe folgten Kämpfen, Niederlagen und Siege wechselten in bunter Folge, und die Wogen des Glückes hoben den vierten Heinrich bald zu schwindelnder Höhe, bald ließen sie ihn sinken in des Kummers unermessenen Abgrund. Doch der Mann weis des Geschickes Launen zu ertragen; aber was tiefer schmerzt als Glückwechsel, ist Kindesundank, und den sollte Heinrich in seinem unruhigen, prüfungsreichen Leben nur zu viel erfahren. Die Empörung seines ältesten Sohnes Konrad dämpfte dessen Tod. Kaum aber war diese Wunde vernarbt, schwang Heinrich's zweiter Sohn, der nachherige Heinrich der V., den sich der Vater selbst zum Nachfolger hatte wählen lassen, des Aufruhrs Panier. Mit blutendem Herzen ergriff der, zum zweitenmale von seinen Kindern verrathene Vater das Schwert. Aber List hielt es in der Scheide. Der unnatürliche Sohn kam heuchlerisch dem gebeugten Vater entgegen, und versprach den Kaiser nach Mainz zu geleiten und ihn mit der Kirche zu versöhnen. Kaum hatte der Vater jedoch das Heer entlassen, kaum hatte er vertrauensvoll die Burg Bekelnheim, die ihm der Sohn als friedliches Asyl angeboten, betreten, als das Thor hinter ihm fiel und der Unglückliche seines eigenen Kindes Gefangener war.

„In diesen Mauern, die uns nun schweigend und

düster umgeben, in diesen Gewölben hat er geseufzt, der arme Kaiser, der gebeugte Vater. Hier hat er umsonst so manche bittere Thräne geweint, denn der verruchte Sohn ließ ihn schmachten, bis er, durch Hunger und Entbehrung genöthigt, ihm die Reichsinsignien überlieferte. Noch einmal winkte ihm das Glück. Er entfloh. Bürgertreue stellte ihm ein Heer; aber das Mark des Lebens hatte Gram verzehrt, er legte sich nieder und starb.

„Fünfzig stürmische Jahre waren an ihm vorübergebraust und hatten sein Haar gebleicht. Aber das müde Haupt sollte auch im Tode noch keine Ruhe finden. Von einem treuen Freunde in die kühle Gruft gesenkt, scharrte ihn der Fanatismus wieder aus. Nicht sollte geweihte Erde den Verfluchten decken! Von Lüttich brachte man die Leiche nach Speier, riß sie abermals hier aus dem, von dem Todten einst so herrlich ausgeschmückten, Dome, und erst nach fünf Jahren fand er, an der Seite seiner treuen Bertha, die längst ersehnte Ruhe! —

„Aber Wehe! diesen Mauern und Allen, die sich unter ihnen bergen; denn hier tönte des unglücklichen Vaters grauenhafter Fluch, und er wird lasten auf ihnen, bis die Stürme der Zeit sie zerstört und vertilgt haben von der Oberfläche der Erde!" —

Der Doctor schwieg bewegt, die Begeisterung hatte ihn fortgerissen; er hatte längst der Gegenwart nicht mehr gedacht. Erst nach einer langen Pause schaute er wie erwachend um sich. Es war düster geworden, der

Mond warf sein unsicheres Licht durch die zertrümmerten Fenster und beleuchtete eine seltsame Gruppe.

Noch saß Emma auf gleicher Stelle; aber zu ihren Füßen lag eine männliche Gestalt, den Kopf auf des Mädchens Schoos gedrückt und mit den Armen sie umschlingend. Emma's beide Hände ruhten gefalten auf dem Haupte des Knieenden. Es war Murgen. Die alte Liebe, das Edlere seines schwankenden, von jedem Sturme so leicht bewegten „Ich" hatte den Leichtsinn besiegt, aber — er fühlte, daß es zu spät sey. Reue, Gewissensbisse und Verzweiflung schlugen sich mit Unentschlossenheit. Vergebens nach Kraft ringend, entschieden gut oder bös zu seyn, ward er ein Spiel wilder Leidenschaften. Er hatte das Glück eines Engels zertreten, — zertreten! ohne es wieder aufbauen zu können; seine Seele wand sich wie in fürchterlichen Krämpfen unter den widerstreitenden Entschlüssen, die sein glühendes Gehirn durchfuhren. Der wildeste Schmerz tobte in seinem Innern und zerfleischte in blutigem Kampfe sein armes Herz.

— „Und dennoch blickte durch das weite Bogenfenster von Epheu umrankt, so still und heilig der Abendhimmel. Friedlich lag die Erde. Der Blumen geöffnete Kelche hauchten Wohlgerüche in die Lüfte. Der Nachtigall Lied flötete sanft aus dem Busche, und der Geist eines allliebenden Vaters schwebte in unerforschlichem Walten über der schlummernden Welt."

Da erhob Murgen langsam sein Haupt und sagte kaum vernehmbar:

„Emma, vergieb mir, vergieb dem unglückseligsten Menschen, den das Schicksal gewaltsam zwang, Dich, sein einzig wahres Glück, zu verlassen. Ich bin nicht so schuldig, als ich Dir scheinen mag. Mein Vermögen ist dahin, alle Aussicht auf eine unabhängige Zukunft für mich verloren, wenn ich meinem Oheim nicht folge, dessen..."

„Still, liebe Seele," unterbrach ihn hier Emma mit hohler Stimme und ihre großen Augen starrten ihn eisig an, „Stille! wecke Deine Emma nicht. Wecke sie nicht, daß sie schlafe, bis Du wiederkehren wirst. — Sieh, ich wollte Dich nur noch einmal küssen und umarmen, auf der Stelle, wo Du mir zum ersten Male Liebe geschworen. Stille!" — wiederholte sie leise und gedehnt, indem sie August, der eben sprechen wollte, mit fieberisch glühender Hand den Mund verschloß; — „Gewiß, mein Lieber, Du bist der Erste dem ich sagte: ich liebe Dich! Denn Du hast mir ein sonderbares Gefühl in's Herz gelegt; es ist so süß, so schmerzlich, und doch kann ich nicht ohne es leben, es steigt vom Herz zum Kopfe und brennt, brennt und zehrt, bis es alle Gedanken aufgezehrt hat und nichts mehr bleibt als dies einzige Gefühl. — Aber siehst Du!" — rief sie jetzt plötzlich und erhob sich schnell, Augusten, dem es kalt und warm durch alle Adern schoß, zum Fenster ziehend: „Siehst Du da

drüben den Tempel? Dort, August, dort lassen wir uns trauen, wenn Du wiederkommst!" und sie zeigte nach dem kleinen Punkte, den sie nannte, und ihre Augen erglänzten in einem wunderbar unheimlichen Lichte.

„Emma!" stotterte Murgen, „Emma besinne Dich!"

„Auf das Lied, meinst Du, welches ich sang, als wir uns dort oben fanden. Wie hieß es doch:

Freuden und Leiden
Mengen sich bunt...

Ja, ja! sie mengen sich bunt; aber nicht wahr, die Freuden kommen wieder und die Leiden verschlingen sie nicht? — und auch Du kommst wieder zu Deiner Emma, daß ich Dir's singen kann und Dich einwiegen damit in stillen, sanften Schlummer. Aber ich will Dich am Rhein erwarten; es ist so schön am Rhein, so still, so Gedankensüß!"

„Geliebte!" flehte Murgen, der die sonderbare Sprache des armen Mädchens ihrem grenzenlosen Kummer zuschrieb, — Geliebte, höre mich an, bezwinge auf Minuten Deinen Schmerz; fasse Deine Sinne zusammen, ich fühle, was ich gethan, das Gewicht meiner Schuld drückt mich zu Boden. Ach ich kannte Dich noch nicht ganz, kannte noch nicht die Größe Deiner Liebe, noch nicht einmal mich selbst. Sieh, ich werfe die Schwäche von mir, ich trotze der Welt und ihren Vorurtheilen, ich bin Dein. Noch habe ich Kraft und Muth genug, Dich durch das Leben zu tragen. Zerrissen sey das unnatürliche Band, das Eigennutz knüpfen

wollte. Komm, ich will Dein seyn, und Du sollst mich lehren, dem Leben die edlere und schönere Seite abzugewinnen, Du sollst die Gründerin eines Glückes werden, das ich durch Dich geahnt, durch meine Schwäche beinahe verscherzt hätte."

„Ja, August," lispelte Emma und lehnte sich vertraulich an Murgen, wir werden einst glücklich seyn; aber ach! ich muß so lange darauf warten."

„Warten? Du sollst nicht warten, mein Engel, wir reisen noch heute, noch von hier aus ab, denn ich mag Lindhorst's, mag den Oheim nicht wiedersehen."

„Du reist ab, — ja, — das meine ich eben, und erst nach langer, langer Reise rufst Du mich. Aber Du rufst mich doch einst, das ist mein Trost, und dann eil' ich, Dir zu folgen. Ich warte hier, da drüben, denn Da kann ich denken an selige Stunden."

„Ich verstehe Dich nicht, Emma, Du sprichst so undeutlich; sage ich Dir doch: wir gehen noch diese Nacht weg."

„Nacht!? mein Lieber, Nacht nennen es die Thoren. Nacht ist für mich das Leben ohne Dich, und was sie Nacht nennen, ist ja der Heimgang — der Ruf zu Dir!"

August war bis in's Tiefste erschüttert, er sah bald Emma bald den Doctor an, der im finsterſten Winkel des Gewölbes stand und traurig den Kopf schüttelte, denn eine entsetzliche Ahnung stieg in ihm auf.

„Emma," sagte August nach kurzem Schweigen,

und sein Herz klopfte hörbar, als er ihre Hand ergriff, „ich beschwöre Dich, sage mir, kannst Du mir vergeben, nimmst Du meine aufrichtige Reue an, willst Du vergessen, was Dir der Neffe des Ministers gethan, um am Altare..."

„Stille, August, stille! scheuche mir die schwarzen Gedanken nicht wieder auf, die mich wie krallende Adler umrauschen — laß sie schlafen" — setzte sie leiser hinzu — „laß sie schlafen, ich fürchte ihren Flügelschlag so sehr — und — wenn Du rufst — komme ich zur Hochzeit und wir trennen uns nicht mehr."

Mit den letzten Worten war Emma's Stimme immer monotoner geworden. Ihre Gesichtszüge standen plötzlich fest, ihr Kopf beugte sich vor und der Athem schien zu stocken. —

August hatte den Stand der Dinge jetzt erkannt; er sank mit einem Schrei dem Doctor um den Hals und schluchzte verzweifelnd:

„Gerechter Gott, sie ist wahnsinnig!"

Emma hörte es nicht, sie blickte lautlos in die Nacht, der übergroße Schmerz hatte ihre bange Seele verwirrt. —

— „Und dennoch blickte durch das weite Bogenfenster, von Epheu umrankt, so still und heilig der Abendhimmel. Friedlich lag die Erde. Der Blumen geöffnete Kelche hauchten Wohlgerüche in die Lüfte. Der Nachtigall Lied flötete sanft aus dem Busche, und der Geist eines allliebenden Vaters schwebte

in unerforschlichem Walten über der schlummernden Welt.“ —

11.

Das leere Herz.

Drei Jahre waren bereits nach jener Begebenheit verflossen, als eines Morgens ein prachtvoller Reisewagen, mit vier Pferden bespannt, vor dem Gasthofe zum „weißen Roß“ in Bingen hielt. Jäger und Kammerdiener sprangen ab, öffneten den Schlag, und der Glocke lautes Klingen rief Wirth und Kellner herbei, den vornehmen Gast zu empfangen. Ein langer, hagerer Mann stieg aus; seinen Körper umschloß ein Anzug vom feinsten schwarzen Tuche, und ein Frack von gleicher Farbe und elegantem Schnitt, auf welchem ein Ordensstern in Silber prangte, verkündete die hohe Stellung des Ankömmlings. Er trat in den Speisesaal, während die Dienerschaft emsig beschäftigt war, das Gepäcke nach dem schönsten Zimmer des freundlichen Gasthofes zu bringen.

Der Herr hatte sich in ein Sopha geworfen und schien, die Arme gekreuzt, trüben Gedanken nachzuhängen. Seine Gesichtsbildung war edel und schön, aber die Zeit schien seine Seele marternd berührt zu haben; denn obgleich noch jung, zeigte die Stirne schon tiefe Falten, die Wangen waren bleich und eingefallen,

die Augen lagen hohl und blickten finster und verächtlich in die Welt, als wollten sie sagen: o es lügt doch Alles, was uns Genuß verspricht, und läßt uns unbefriedigt und allein in einer schaudervollen Leere.

Es war noch ziemlich früh am Tage, und da der Gasthalter mit der Ordnung des Zimmers beschäftigt war, fand sich der Fremde zu seiner Zufriedenheit allein. Er blickte durch die Fenster nach den gegenüberliegenden Bergen; seine Stirne dunkelte sich mehr und er zitterte, als ob Fieberfrost die Glieder schüttelte.

„Hier also," begann er nach langem Brüten vor sich hin sprechend, „hier bin ich nach Jahren wieder auf dem Boden, der mich einst so glücklich und so namenlos unglücklich gesehen hat. Wie anders das Jetzt und Damals. Froh und heiter blickte ich in die Zukunft, die meine Phantasie mit allen Reizen eines Götterlebens ausschmückte. Ehre, Reichthum, Ruhm und Liebe waren die Götzen meiner schwelgenden Seele. Wo sind sie hin, die Hoffnungen jener Tage? — Ich habe die lockenden Früchte gepflückt, sie stehen vor mir auf überfüllter Tafel, aber sie ekeln mich an, sie lassen mich leer, und der nimmer beschwichtigte Drang des Herzens wühlt nach Befriedigung und findet sie nicht."

Er schwieg und verfiel auf's Neue in tiefe Gedanken, erst nach einer langen Pause fuhr er fort:

„Einmal — und gerade hier war es — fühlte ich den Durst der Seele gestillt. Es war nicht die Liebe allein, die jenes Zauberwerk vollführt, es war

Liebe im Vereine mit einer Masse edler Empfindungen, die auf's Engste mit ihr verbunden waren. Kaum kann ich mich jener Gemüthsbewegung noch klar erinnern, doch weiß ich, ich fühlte groß, erhaben — ich war selig. Es war das einzige Mal in meinem Leben, Julia war mir zuwider; ihr Kaltsinn, ihre eingebildete, einseitige Gelehrsamkeit kannte kein zartes Gefühl; ich lebte unglücklich, recht unglücklich mit ihr, und alle Schätze der Erde vermochten mir jene verlorenen seligen Regungen nicht zurück zu bringen. Sie starb, ich athmete frei auf. Was mein kühnstes Hoffen kaum zu ahnen vermochte, ging auf dem Felde des Ruhmes mir auf. Ich habe einen Posten, um den Tausende mich beneiden, die Gunst des Fürsten, die Liebe meiner Untergebenen — aber mir fehlt die Zufriedenheit mit mir selbst. Da machte ich mich auf und verließ Rom, die stolze, Rom, die gefallene Stadt und flog zurück nach jenem Orte, der mich einst, wenn auch nur auf kurze Zeit, glücklich gesehen hat. Aber der Ort kann mir nicht Seelenruhe geben, und — ach! ich werde schwerlich Die wiederfinden, die allein vermöchte, mich mit der Welt auszusöhnen, mir jene Richtung wiederzugeben, die uns zu dem klaren Bewußtseyn führt, daß es etwas Höheres als die Sinnenwelt gibt."

Der Leser, welcher des Fremden Selbstgespräch belauscht hat, wird bald in demselben August, den jetzigen Geheimen-Staatsrath und außerordentlichen Gesandten Baron von Murgen, erkannt haben. Das Glück —

wenigstens das, was man so gewöhnlich Glück zu nennen pflegt — hatte ihm gelächelt. Durch einen, seinem Fürsten geleisteten sehr wesentlichen Dienst, erhob er sich zu dessen besonderem Wohlwollen, und sah sich bald mit Würden und Ehren überhäuft. Der frühzeitige Tod seiner Gattin, der gelehrten Julia, die wir bereits schon als Lady Lindhorst gekannt, und mit welcher er, seinem eigenen Geständnisse nach, unglücklich gelebt hatte, setzte ihn in den unumschränkten Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens, und so hatten sich des Oheims diplomatische Prophezeihungen an dem folgsamen Neffen erfüllt.

So glücklich man August indessen pries, so sehr man ihn darob beneidete — er war es nicht; denn Erdengüter, Sinnenlust und alle die bunten Flitter der Ehre, die wir so sorgsam um uns hängen, vermögen uns nur flüchtig und vorübergehend zu erfreuen; den heißen Drang der Seele nach einem sie ganz befriedigenden, ruhigen Glücke stillen sie nicht. Vor dem Auge des Lechzenden steht der ersehnte Punkt; er strebt mit allen Kräften ihn zu erreichen, zu besitzen, und ist er sein, dann fühlt der Arme, daß auch dieser das Gewünschte nicht gewähren kann. Er sieht sich traurig um, er gewahrt einen anderen Gegenstand der Gleiches verspricht und das Versprochene ebensowenig hält als der erste, und so wird er suchen und haschen, und immer sich täuschen, bis er endlich in sein Inneres blickt und da findet, was ihm die ganze Außenwelt nicht zu geben vermag: Seelenruhe in dem Erkenntniß seiner selbst und den Verhältnissen, in welchen

er zu der Schöpfung und dem Schöpfer steht. Dann ist der Schleier aufgedeckt von einer neuen, von einer geistigen Welt, deren Schwerpunkt die Liebe eines unendlichen Wesens ist.

In seinem ganzen, rauschenden, glänzenden und doch freudenwarmen Leben hatte August ein einzigesmal das Daseyn einer solchen Welt und des, aus der Erkenntniß derselben hervorquellenden, Glückes geahnt. Diese Ahnung schwebte noch dunkel vor seiner Seele; aber ihr mischten sich verschiedenartige Gefühle bei; denn Diejenige, die sie in ihm hervorgerufen, hatte sie durch Liebe, durch eine so beseligende Liebe in ihm geweckt, daß noch jetzt sein Herz mit Sehnsucht ihrer dachte; aber hatte er nicht auch dagegen aus Dankbarkeit die Unglückliche geistig gemordet. Schaudernd gedachte er jenes Abends auf dem Klopp, schaudernd der armen Wahnsinnigen. Ach ihr Bild, ihr süßes, schreckliches Bild verfolgte ihn nun schon seit Jahren Tag und Nacht, und die großen, starren Augen, die edlen, blassen Züge blickten ihn an wie damals im Mondenlichte, und sie redete irr und rief: Wir sehen uns wieder!

Aehnliche Gedanken folterten August auch jetzt; er sprang vom Sopha auf und ging großen Schrittes auf und ab. Nach Emma zu forschen, sie womöglich aufzufinden und gut zu machen, was noch in seinen Kräften stand, dies war der Entschluß, der ihn hierher getrieben. Aber wie sollte er zu dem gewünschten Ziele

kommen, wenn schon der bloße Gedanke an sie ihn so erregte. Er hatte sich mehr Kraft und Ruhe zugetraut; sie zu erlangen und sich zu sammeln ging er in den kleinen aber freundlichen Garten, welcher nur durch die Straße von dem Gasthofe getrennt, demselben gegenüber liegt, und dessen nördliches Ende nach dem Rheine hin geht. Rechts und links erheben sich auf der Mauer zwei Pavillons, von welchen man eine entzückende Aussicht genießt, indem man eine lange Strecke des Rheines, von Geisenheim an bis zu dem Mäusethurm, übersieht, und sich gerade an dem Punkte befindet, an welchem das freundliche Rheingau sich mit Rüdesheim schließt, und nun eine wild romantische Natur mit dem Niederwalde und den Bergen des Hunnrückens ihren Anfang nimmt.

In eines dieser Häuschen befahl er dem Kellner sein Frühstück zu bringen. Alsbald war es aufgetragen und der artige Wirth bemühte sich den melancholischen Fremden durch Gesprächigkeit zu erheitern. Da bat ihn Murgen Platz zu nehmen, füllte ein Glas mit edlem Rheinweine und begann dann mit beklommenem Herzen:

„Können Sie mir vielleicht sagen, Herr Gasthalter, ob sich hier oder in der Nähe eine Wahnsinnige befindet?"

Der Wirth schien sich zu besinnen, dann schüttelte er mit dem Kopfe und sagte:

„Daß ich nicht wüßte. Indessen könnte es dem-

ohngeachtet seyn, ohne daß ich mich das gerade erinnere. Sprechen Excellenz aber von einer bestimmten Person und wissen den Namen, so glaube ich darauf antworten zu können; indem ich die ganze Bevölkerung der Umgegendkenne."

Der Angeredete schwieg, als wolle er hierauf nicht eingehen; dann fuhr er zögernd und wie es schien etwas verlegen fort:

„Es sind bereits einige Jahre verflossen, seit dem ich auf einer Durchreise bei Ihnen speiste."

Der Wirth verneigte sich dankbar.

„Damals erzählte man an der Tafel ein trauriges Ereigniß, welches mein ganzes Mitleid in Anspruch nahm, und das mir nun bei meiner Zurückkunft wieder einfällt. Ein Mädchen nämlich, welches, so viel ich mich entsinne, in Creuznach die Bäder gebrauchte, wurde in Folge einer unglücklichen Liebe hier wahnsinnig."

„Ach Wald-Emmchen! ja, ja, die kannte ich!"

„Wald-Emmchen?"

„Ja so hieß sie das Volk. Ihr eigentlicher Name war Emma, und da sie nach des Unmenschen Vermählung — denn Excellenz müssen wissen, daß sich der Schändliche, der ihr so oft Liebe geschworen, noch zu Creuznach mit einer anderen reicheren Dame verheirathete — da sie nach dessen Abreise, sage ich, sich auf dem Niederwalde aufhielt, und oft im Walde, oft in den Gebüschen an den Ufern des Rheines trübsinnig sitzend gefunden wurde, so nannten sie die Leute, die

sie ihrer Schönheit und ihres Unglücks wegen liebten, ja verehrten, nur schlechtweg: Wald-Emmchen."

August biß die Zähne krampfhaft aufeinander, um die Bewegung seines Innern nicht zu verrathen; nach einer kleinen Pause frug er leise:

„Und was ist aus dem armen Kinde geworden, wo ist sie jetzt?"

„Jetzt? gnädiger Herr, jetzt ist's still in ihrer armen Seele."

„Sie ist also genesen?!" rief freudig überrascht Murgen.

„Genesen? — ja; aber ein düsterer Freund hat sie kurirt; der, der auch unseren Herzen einmal Ruhe giebt — der Tod."

„Tod!!" schrie August und sprang so heftig empor, daß der Tisch dröhnte und bebte.

„Excellenz haben ein edles, gefühlvolles Herz," entgegnete der Wirth, „da sie so lebhaften Antheil an dem Schicksale dieses Kindes nehmen; aber bei Gott! es hat auch Mitleid verdient. Die ersten Jahre verflossen ihr in Geistesnacht; aber der Himmel selbst schien sie zu beklagen und sandte ihr angenehme Träume. Sie wand Blumen zum Strauße für den Geliebten, sie brütete still, oder sang Liedchen und wartete geduldig bis der Liebste komme. Verzeihe Gott dem Menschen, der dieses schöne Werk der Schöpfung zerstört hat, der in des Lebens Vollgenuß schwelgte, während die Unglückliche im Jammer unterging!"

„Und — weiter, weiter!“ sagte August, der sich an das Fenster gestellt und scheinbar die Aussicht bewunderte, damit der Wirth die Thränen nicht gewahrte, die dem geprüften Staats- und Weltmanne über die blassen Wangen rollten.

„Nun, sie mochte zwei Sommer so zugebracht haben, (die Winter wohnte sie auf dem alten Schlosse des Niederwaldes, woselbst sie von der Familie des Pachters umsonst verpflegt wurde) als mit dem Frühlinge ihre Gedanken heller wurden. Sie lernte einen würdigen Geistlichen der Nachbarschaft kennen, fand in seinem Umgange Trost und Erbauung, und siehe, die Vernunft kehrte zurück. Aber nur kurze Zeit sollte sie dieses Glück genießen, denn schon der Herbstwind säuselte über ihre Gruft.“ —

August vermochte sich nicht mehr zu halten, der Schmerz drohte seinen Busen zu zersprengen. Glücklicherweise wurde der Wirth abgerufen und Murgen konnte ungestört seinen Thränen freien Lauf lassen.

Armer Mensch! wie viel würdest Du gegeben, wie willig Deine stolzen Verhältnisse in den Staub getreten haben, wenn Deiner Seele Schmerzensruf die Todte hätte erwecken können, denn Du — Du warst ihr Mörder! —

Lange saß August in tiefe, in schmerzliche Gedanken versunken. Stunde um Stunde verschlich; die Zeit schien todt für ihn. Frau und Kind hatte er begraben ohne tiefe Bewegung zu empfinden; denn erstere war ihm eine Last gewesen, letzteres, noch ganz klein, hatte er mit Gleichgültigkeit kommen und gehen sehen. Aber

heute — heute empfand er was es heißt: auf dem Grabe einer geliebten Seele weinen.

Als der Wirth lange vergebens gewartet, daß sein vornehmer Besuch das Sommerhäuschen verlassen solle, und derselbe noch immer nicht kam, entschloß er sich zu ihm zurückzukehren. Er fand ihn finster und schweigsam. Murgen fragte im Vorbeigehen nach dem Geistlichen, den Emma gekannt, und als er dessen Namen und jetzigen Aufenthaltsort unweit Rüdesheim erfahren hatte, verließ er eilig den Garten.

12.

Die Wohnung des Friedens.

Wenn der Naturfreund, der rüstig zu Fuße, nicht bloß per Dampf an den Schönheiten dieser erhabenen Göttin vorüberbrausend, sich auf dem rechten Rheinufer in der Gegend des Johannisberges anlanden läßt und den Weg nach den Bergen einschlägt, so führen ihn die Pfade über Rebenhügel den lieblichsten Thälern zu. Das Geräusch der Welt liegt weit hinter ihm; selbst des Winzers Lied schallt nicht mehr bis in diesen Winkel der Erde, der, ein schmales langes Wiesenthal, sich zwischen schattigen Wäldern, zwischen Felsen und Fichtenbewachsenen Abhängen dahin zieht. Ein klarer Bach, von Erlen und Weiden überdeckt, rieselt über Steine dahin, und bietet in anmuthigen Krümmungen die verschiedenartigsten Ansichten. Alles ist

stille; nur des Waldes Sänger schmettern in ihren schattigen Zweigen und ihren Tönen lauschen Schmetterlinge und Bienen, sich auf Blumen wiegend.

Setze Dich nieder, Wanderer, und genieße den göttlichen Frieden der ringsum waltet; der sich ausgießt auch über Dich, den Ruhebedürftigen. Du schweigst und lächelst, denn Dir ist so wohl, so gemüthlich und doch so andächtig, daß Du die Hand auf Dein Herz legst und von Ueberzeugung durchdrungen gestehst: hier stehe ich vor Gott!

So dachte auch wohl vor vielen Jahren der Mann, welcher, lebensmüde, sich ein stilles Plätzchen zur ungestörten Anschauung des Unendlichen suchte; denn er wählte sich ein solches Thal und baute sich eine Zelle hinein und beobachtete die Natur, „der lebendigen Gottheit lebendiges Kleid." Und wie er selig war in seliger Betrachtung, kamen der Brüder mehr und sprachen: Laß uns mit Dir anbeten! Und des Thälchens Enge entstieg alsobald ein Kloster voll tugendhafter, herrlicher Männer.

Aber bald opferte der fromme Glauben in den heiligen Mauern; die Armuth wich, der Reichthum zog prächtig ein; aber an der Armuth Hand waren auch Demuth und Tugend mit fortgewandert. Das Kloster stand noch im friedlichen Thale, doch der Friede wohnte nicht mehr in des Stiftes Hallen. Und der Zeitenstrom brauste vorüber, die morschen Säulen wankten, in Schutt und Trümmer sank das Gotteshaus.

Siehst Du, Wanderer, jene hohen Fenster? siehst

Du die Wände nackt und kahl, von deren Höhe geisterartig des Flieders Busch im Winde nickt? — O tritt hinein, denn auf der öden Stelle, hat neuerdings der Friede sich gebettet! — — —

Der Führer, den Murgen angenommen, hatte mit August bereits in ein solches Thal eingebogen, und nach einem Wege von einem halben Stündchen, befanden sich Beide vor einem Gebäude, das wenigstens zur Hälfte zerfallen war. Es mochte einst ein Kloster gewesen seyn, worauf die Bauart, die vielen Fenster, die eingestürzte Kirche deuteten. Nur ein unbedeutendes Nebengebäude hatte menschliche Sorgfalt erhalten und in dieser einsamen Klause wohnte der Mann, welchen der Staatsrath suchte.

Eingetreten, fand er einen Greis, dessen würdiges Aeußere ihm eine Ehrfurcht einflößte, die der gebildete Mann sonst Niemanden so leicht zugesteht, oder, wenn er sie zeigt, meist heuchelt.

Befremdet fragte der fromme Vater den vornehmen Gast, was ihn hierher in die anspruchlose Wohnung der Armuth geführt, und Murgen erzählte, da er es nicht über das Herz bringen konnte sich zu nennen: daß es der Antheil sey, welchen er an dem Schicksale jenes unglücklichen, ihm zufällig bekannt gewordenen Mädchens genommen, das hier ihr Ende gefunden. Der Greis blickte den blassen Mann lange an, er schien die Wahrheit zu ahnen, doch verrieht er sich nicht.

„Kommen Sie mit mir, mein Herr!“ sagte er ernst,

„ich will Ihnen zeigen was von ihr übrig ist.“ Und er schritt voran durch einen kleinen Garten, der sich an die Kirche lehnte und führte den Fremden nach einem buschigen Plätzchen. Zwischen Laub hob sich ein kleiner Hügel, den Blumen schmückten. Auf diesen deutete der Greis und sprach:

„Hier ruht ihre irdische Hülle nach schwerer Prüfungszeit. Möge Gott dem vergeben, der dies gute Herz gebrochen.“

August hatte sich vorgenommen männlich zu erscheinen, aber die Kunst der Verstellung wich dem größeren Schmerz, und er sank mit den Worten: „Ich bin ihr Mörder!“ vernichtet auf den Hügel.

Der Greis hatte ihn verlassen. Er war allein, allein mit ihr; aber sein Flehen drang nicht hinab in der Geliebten Ohr. Seine Reue war zu spät.

O tretet näher alle Ihr, die Ihr lächelnd die Unschuld vergiftet, Hoffnungen erregt, und dann teuflisch triumphirend das geknüpfte Band wieder zerreißt; tretet herbei und seht Euren Bruder, wie er zerknirscht sich und seinen Leichtsinn verflucht! — —

Nach geraumer Zeit kehrte der Geistliche zurück, in seiner Hand ein kleines Heft haltend. August hatte sich erhoben und trat ihm entgegen.

„Sie wissen jetzt, edler Mann,“ sagte er, „wer ich bin und welche Schuld mich niederdrückt. Haben Sie ein Wort der Vergebung aus dem Munde der Entschla-

fenen mir zu bringen, o so lassen Sie es mich hören, es wird Balsam seyn auf mein zerrissenes Herz."

„Ihr letztes Wort war: August, ich habe Dir vergeben, in jenen Welten finde ich Dich wieder. — Ihr Vermächtniß aber, für den Fall, daß Sie jemals Ihr Grab besuchen würden, ist dieser Ring und dies Heft. Ersteren trug sie beständig, letzteres schrieb sie mit eigener Hand in der kurzen Zeit, die, geheilt von ihrem Wahne, dem Tode vorausging. Es enthält Gedanken einer kindlich frommen Seele, die durch schwere Leiden geprüft, früh einem besseren Leben entgegen reifte." —

Murgen nahm die Gaben schweigend und drückte sie bebend an seine Lippen. Als er sich entfernen wollte, bot er dem Greise eine bedeutende Summe an, damit er sich den Rest seiner Tage erleichtern, das Andere unter Arme vertheilen möge. Der Geistliche aber dankte, und bat August seine milde Gaben einer anderen Hand anzuvertrauen; indem er der Welt entsagt habe, und nicht mehr in nähere Berührung mit ihr zu kommen wünschte.

Noch denselben Abend reiste der Staatsrath ab.

Er verfolgte die Bahn seines Ruhmes zwar ferner; aber alle seine Handlungen trugen von nun an das Gepräge eines Ehrenmannes. Wahre Freude kehrte in sein Herz nie zurück: auch gab er das haschen darnach auf. Oft aber sah man ihn noch spät in seinem Studirzimmer sitzen und mit Ernst in jenem kleinen Hefte lesen, welches ihm einst der Greis übergeben.

Abendstunden.

Seyd mir gegrüßt, ihr ahnungsvollen Stunden,
Die ihr mein Herz mit sanfter Sehnsucht füllt;
Ihr träufelt Balsam in die tiefen Wunden,
Der meinen Schmerz und meine Klagen stillt.

Es flieht der Geist in jene lichten Sphären,
In seine Heimath eilet er zurück;
Ihm kann die Erde keine Ruh' gewähren,
Denn er verschmäht ihr trügerisches Glück.

Ihm lispeln leis des Abends zarte Lüfte,
Wie Geistergruß, das Wort „Vollendung" zu;
Und in der Hoffnung süßen Balsamdüften
Entschläft das Herz zur langersehnten Ruh.

Washington Irving's erste Liebe.

Von ihm selbst erzählt.

Aus dem Englischen übertragen.

Gott weis woher es kommt, aber ich kann nicht lange müßig seyn ohne mich zu verlieben! — So war ich kaum einige Wochen auf der Universität zu Oxfort angelangt, als ich mich sterblich in die Tochter eines Krämers auf der Hochstraße verliebte, die wirklich auch die Angebetete vieler anderer Studenten war. Begeistert von ihren Liebreizen, schrieb ich mehrere Sonnette zu ihrem Preis und verschleuderte mein halbes Taschengeld in dem Laden meiner Schönen; indem ich Sachen kaufte, die ich nicht zu gebrauchen wußte, einzig um eine Gelegenheit zu finden sie zu sprechen. Ihr Vater, ein luxäugiger alter Herr mit glänzenden Schnallen und einer gekräuselten und gepuderten Perrücke, hielt sie unter strengerer Aufsicht, als dies gewöhnlich zu Oxfort zu geschehen pflegt und wie die Väter es wohl thun sollten. Wie natürlich suchte ich mir seine Geneigtheit zu verschaffen und vertraulich mit ihm zu werden; aber umsonst. Vergebens machte ich die besten Witze in seinem Laden, er lachte nie; denn er hatte keinen Geschmack an Witz und Humor. Es war einer jener trockenen alten Männer, die die frohe Jugend mit kalten Worten abzuspeisen versuchen, und da er bereits schon drei Töchter aufgezogen und unter die Haube gebracht hatte, war er mit den

Schlichen der Studenten genügend bekannt. Er glich an Pfiffigkeit und Behutsamkeit einem alten Dachse, der schon oft gejagt worden ist und nun die schlauen Jäger von ferne wittert. Wenn der Sonntag kam und man ihn sah, wie er steif und gestärkt in seinem Aeußeren, pünktlich bis in's Kleinliche in seinem Anzuge, mit seinem Töchterchen unter'm Arm einherschritt, so war dies wahrhaftig genug, um alle süßen und liebeschmachtenden Herren abzuschrecken.

Trotz seiner Wachsamkeit gelang es mir indessen doch, während ich um verschiedene Artikel in dem Laden des alten Cerberus feilschte, einige Zwiegespräche mit seinem Töchterlein zu erhaschen. Um Zeit zu gewinnen, handelte ich dabei fürchterlich lang und besah die Waare oben und unten bevor ich sie kaufte. Während dessen schob ich ihr unter dem Deckmantel eines Stück Leinwandes oder ähnlichen Gegenstandes ein Sonnett oder sonstiges Gedicht zu; oder wußte es, in ein paar Strümpfe gewickelt, in ihre Hände zu spielen. Indem ich nun um den Preis handelte, konnte ich ihr süßen Unsinn zuflüstern und sanft und zärtlich die Hand drücken, die mir das Gekaufte reichte.

Lasse sich dies jeder Krämer, der schöne Töchter zu Ladenmädchen und Studenten zu Kunden hat, als Wink dienen.

Ich weis nicht ob meine Blicke und Worte sehr beredt waren, meine Poesie wenigstens war unwiderstehlich; denn — Alles was wahr ist! — das Mädchen hatte

literarischen Geschmack und war selten ohne ein recht vergriffenes und von Fett glänzendes Buch der Leihbibliotheke.

Mit Hülfe der göttlichen Poesie also, die so mächtig auf das schöne Geschlecht wirkt, eroberte ich das Herz meiner lieblichen kleinen Krämerin. Wir unterhielten eine Zeitlang eine schwärmerische Correspondenz über den Ladentisch und meine Liebe flehte zu ihr in den zärtlichsten Gedichten. Endlich gelang es mir sie zu einer Zusammenkunft zu bewegen. Aber wie sollte diese ausgeführt werden? Ihr Vater ließ sie nicht aus den Augen; sie ging nie allein aus und das Haus wurde in demselben Augenblicke geschlossen, in welchem der Laden zugemacht wurde. Alle diese Schwierigkeiten gaben indessen der Sache nur neuen Reiz und ich schwur: daß unser Rendez-vous in ihrem eigenen Zimmer stattfinden sollte, in welches ich zur Nachtzeit steigen würde.

Der Plan war unwiderstehlich: ein grausamer Vater, ein heimlicher Liebhaber und eine nächtliche Zusammenkunft! — Alle die schönen Geschichten der, aus der Leihbibliothek studirten, Burgfräuleins schienen in's Leben zu treten.

Was aber wollte ich eigentlich mit diesem romantischen Stelldichein bezwecken? — Wahrhaftig ich weis es selbst nicht. Ich hatte keine böse, aber ebensowenig eine gute Absicht. Ich liebte das Mädchen und suchte eine Gelegenheit, sie einmal länger und ungestörter zu sehen; so unternahm ich denn die Zusammenkunft, wie ich später

so manche Sache unternommen habe, unbedacht und ohne Ueberlegung. Wohl erinnere ich mich mir damals, nachdem indessen schon alle Vorkehrungen getroffen waren, einige Fragen der Art vorgelegt zu haben; allein die Antworten waren sehr unbefriedigend. „Will ich dies reine, gedankenlose Kind unglücklich machen?" — sagte ich zu mir selbst. „Nein!" war die schnelle und unwillige Antwort. „Will ich sie entführen?" — „Entführen? und zu welchem Zwecke?" — „Gut denn, will ich sie heirathen?" — „Ho! ein Jüngling von meinen Aussichten eine Krämerstochter heirathen?!" — „Aber was will ich denn eigentlich mit ihr?" — „Hum — Jenun!" — „Ei was, ich will erst zu ihr auf's Zimmer und dann überlegen!" — Und hiermit war meine Selbstprüfung am Ende. Komme nun was da will!

Unter dem Deckmantel der Nacht schleiche ich zu der Wohnung meiner Dulzinea. Alles ist ruhig. Auf das gegebene Zeichen öffnet sich ihr Fenster. Es war gerade über des Ladens Bogenfenster, dessen eisernes Gitterwerk mir zum Aufsteigen dienen sollte, und da das Haus niedrig war, vermochte ich mit ziemlicher Leichtigkeit das Fenster zu ersteigen. Ich kletterte mit pochendem Herzen, erreiche den Fensterrahmen, schwinge meinen Körper halb in das Zimmer und werde empfangen, — nicht durch die Umarmungen meiner schönen Angebeteten; sondern durch das wüthende Anpacken des scheelsüchtigen alten Vaters in der gekräuselten Perrücke. Ich entwand mich seinen Klauen und versuchte in größter Eile meinen

Rückzug; wurde aber durch sein schreien: „Diebe! Räuber!“ so verwirrt, das derselbe nur ungeschickt gelang und der Alte Zeit fand seinen Sonntagstock jämmerlich auf meinem Kopf und Rücken zu zerhauen. — Ich hätte nie geglaubt, daß der Arm eines alten Mannes solche Kraftfülle, noch der Elfenbeinknopf eines Stockes solche Härte besäße! — In der Eile und Verwirrung machte ich einen Fehltritt und fiel der Länge nach auf das Pflaster.

Augenblicklich war ich von Constabels umringt, welche, wie ich nicht zweifle, auf mich warteten. Aber ich war wahrlich nicht im Stande zu entwischen, denn ich hatte durch den Fall meinen Knöchel so verenkt, daß ich nicht stehen konnte. Da ich als Dieb verhaftet wurde, so mußte ich, um mich von dem Verdachte eines noch größeren Verbrechens zu befreien, mich eines kleineren beschuldigen. Ich gestand also die Wahrheit und beichtete auf welche Weise ich hergekommen. Doch die Schurken wußten es schon und lachten nur auf meine Rechnung. Meine treulose Muse hatte mir diesen verwünschten Streich gespielt; indem der alte Argus meine Sonnette und Gedichte in irgend einem Winkel des Ladens verborgen gefunden hatte; da er nun so keinen Geschmack an Poesie fand wie seine Tochter, so hatte er eine scharfe, obgleich stille Beobachtung angefangen. Er stahl unsere Briefe, entdeckte unseren Plan und bereitete alles zu meinem Empfange vor.

So war ich von jeher verdammt, durch meine Muse

verrathen zu werden. Lasse sich doch Niemand mehr verführen eine heimliche Liebe zu besingen! —

Des alten Mannes Zorn hatte nach der Abprügelung und durch den Fall etwas nachgelassen, so daß er mich wenigstens im Laden nicht todt schlug; ja er war menschlich genug einen Fensterladen herzugeben, auf dem ich wie ein verwundeter Krieger in's College gebracht wurde. Den andern Morgen lief die Geschichte von Mund zu Munde, und ich wurde zum Gespötte der ganzen Universität.

Während mehrerer Wochen, die ich in Folge meiner Verrenkung im Zimmer zubringen mußte, hatte ich genügend Muse zur Reue. Ich benutzte diese Zeit: die Tröstungen der Philosophie von Boethius zu übersetzen. In diesen Tagen erhielt ich einen sehr zärtlichen, schlecht gekrizelten Brief von meiner Dame, in welchem sie ihre Unschuld an meinem Mißgeschicke betheuerte und mir Treue bis in den Tod schwur. Ich legte das Billetchen indessen ganz stille bei Seite, ohne weiter darauf zu achten; denn ich war für diesen Augenblick von Liebe und Poesie geheilt.

Weiber sind indessen, obgleich die Philosophen böswillig das Gegentheil behaupten, in ihrer Anhänglichkeit treuer als die Männer. So bin ich fest überzeugt, daß meine Kleine mehre Monate lang ihrem Schwure treu blieb; aber ihr Herr Pappa hatte auch ein Wort zu sprechen und dessen Herz war hart, wie der Elfenbeinknopf seines Stockes. Thränen und Poesie rührten ihn

nicht; er nöthigte sie einen jungen ehrbaren Kaufmann zu heirathen, welcher sie, trotz ihrem Willen und gegen alle Regeln der Romantik zu einem glücklichen Weibe — und was mehr sagen will, zur Mutter mehrer Kinder machte.

Noch heut zu Tage ein zufriedenes Paar, halten sie einen kleinen Laden zu Coventry.

Der Dichter.

Der Dichter ist ein Fürst im Reich der Geister,
Ein mächt'ger König der regiert.
Die Fee'nwelt selbst, erkennend ihn als Meister,
Fühlt daß nur ihm ihr Diadem gebührt.

Sein Hofstaat sind die Phantasie-Gebilde,
Der Elfen leicht geflügelt Chor.
Ihm zollt Tribut das blumige Gefilde;
Als Weihrauch steigt ihm Blüthenduft empor.

Er spiegelt sich im Aug' der schönsten Frauen,
Und sonnet sich in ihrer Liebe Blick.
Phantastisch weis er Schlösser aufzubauen,
Phantastisch träumt er sich sein Glück.

Nicht Convenienz zieht ihm die engen Schranken;
Aus Sternen selbst flicht er sich eine Kron';
Und mit dem Schwung der flammenden Gedanken
Besteigt er kühn der Ideale Thron.

Der Dichter ist ein Fürst im Reich der Geister,
Ein König, dessen Wort regiert.
Die Fee'nwelt, selbst erkennend ihn als Meister,
Fühlt daß nur ihm ihr Diadem gebührt.

Das Sträußchen.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Frank.
Gruber.
Fanny, Frank's Frau.
Marie, Gruber's Frau.
Johann, Diener bei Frank.
Betty, Kammermädchen bei Marie'n.

Das Stück spielt in Frank's Landhause.

Zimmer in Frank's Hause. Große Mittelthüre. Auf jeder Seite Thüren. Rechts ein Sopha, Tisch und Fußschemel.

Erste Scene.

Gruber, Marie und Fanny sitzen bei dem Dessert des Mittagmahles. Fanny in der Mitte.

Fanny (offerirend). Du issest ja nicht, Marie. Nimm doch, oder willst Du, daß ich eben so ceremoniell seyn soll, wenn ich bei Dir auf Besuch bin. Ich habe einen ganz besonderen Appetit heute, und bin sehr vergnügt? Es ist ein so schöner Tag, was wollen wir beginnen?

Gruber (rechts). Ein prächtiger Tag heute, wahrhaftig! Schade, daß Geschäfte den armen Frank so lange in der Stadt halten; er wird einen guten Appetit mitbringen.

Fanny. Ei, mein Mann wird schon kommen! Aber sprecht, was sollen wir thun, was haltet ihr von einem Spazierritt?

Gruber. Das wäre nicht übel! Aber wie ist's mit den Pferden? Ich kann nicht schon wieder zu Herrn Korni schicken und ihn um das seine bitten.

Fanny. O, ich glaube, Herr Korni wird sich ein Vergnügen daraus machen, und — wirklich, ich erinnere mich, — er sandte diesen Morgen herüber,

um mir das Anerbieten zu machen. Da er es mir, als Ihrer Freundin, anbietet, so sehen Sie wohl, daß es eine Aufmerksamkeit gegen Sie ist.

Gruber. Korni ist ein charmanter Mann, so gefällig, — so aufmerksam, — he, Johann!

Zweite Scene.

Vorige. **Johann** (durch die Mittelthüre).

Gruber. Geh zu Herrn Korni und mache meine Empfehlung ...

Marie. Deine Empfehlung? Er sagt doch besser, von Madame Frank.

Gruber. Ei keineswegs. — Die Aufmerksamkeit galt uns, mein Schatz; er weiß, daß wir auf Besuch bei Frank's sind, und ist darum gegen uns so artig.

Fanny. Ganz recht; sagen Sie nur Ihre Empfehlung, lieber Frank.

Marie. Mir hat er's noch nie angeboten.

Gruber. Also, meine Empfehlung, und wir nehmen sein gütiges Anerbieten für Madame Frank an und bitten, das Pferd zu schicken.

Johann. Wohl Herr! (Will ab.)

Gruber. Warte doch; glaubst Du, drei Menschen können auf einem Pferde reiten, Dummkopf! Hernach gehst du zu dem Pferdeverleiher Trotter und bestellst Pferde für mich und meine Frau!

Johann Ganz wohl! (Ab.)

Marie. Für mich nicht; ich reite heute nicht. (Sie stehen auf.)

Fanny. Du reitest nicht?

Gruber. Wie meinst Du das, mein Schatz?

Marie. Ich meine es gerade so, wie ich es sage: ich reite heute nicht. Ihr habt mich ja gar nicht gefragt; Fanny und Du, ihr habt es zusammen ausgemacht; gut, ich wünsche Euch viel Vergnügen.

Gruber. Nicht gefragt?! Ei, Kind, ich denke, Du reitest so gern?

Marie. Nun ja, das ist alles gut; aber man kann auch des Guten zu viel thun; wir haben in der letzten Zeit fast nichts anders gethan als reiten, reiten und wieder reiten; ich bin's müde!

Gruber. Da haben wir's; so geht mir's immer! Ich darf nur einmal einen Wunsch äußern, so widersetzest Du dich gewiß.

Marie. Ich, mein Herz?

Gruber. Ja Du! Du bist der ewige Widerspruch!

Fanny. Liebe Marie, thue ihm den Gefallen!

Gruber. Ich danke Ihnen, liebe Freundin! ich bin es so gewohnt. Es geht mir nie anders.

Marie. Welch ein Wesen um die Kleinigkeit!

Gruber. Ei was, das Leben besteht aus Kleinigkeiten, und wenn man in jeder Minute einen kleinen Zwist hat, so wird zuletzt das Leben zu einem langen, ernstlichen Mißverständniß.

Fanny. Reite mit, Marie.

Gruber. Seit ich hier bei Ihnen bin, hat mir Ihr gefälliges, liebenswürdiges Benehmen gegen Frank die Augen geöffnet.

Marie. Sprich nicht so, Carl!

Fanny. Bedenke, ich kann mit den Herren nicht allein reiten, ohne die Begleitung einer andern Dame.

Marie. Mit welchen Herren? Da ist doch nur mein Mann, und an dessen Begleitung wird wohl Niemand Anstoß nehmen.

Fanny. Wahr; aber — gesetzt, Herr Korni oder sonst Jemand begegnete uns, — komm' mit, Marie!

Marie. Nun gut, nichts mehr davon! Carl wünscht es und das genügt, mich gefällig zu machen. (Fanny links ab.) Gieb mir Deine Hand, Carl; Du sprichst erschreckliche Dinge, wenn Du böse bist. Ha! ha! ha! Es thut mir leid, daß Du Dich geärgert hast, aber wie konnte ich denken, daß Du es so aufnehmen würdest! — Nun, ich werde nicht lange auf mich warten lassen. (Rechts ab.)

Dritte Scene.

Gruber (allein). Immer lacht sie, wenn ich mich ärgere, und dann giebt sie entweder nach, oder schmeichelt mir meine Einwilligung in ihren Willen ab. Frank's Frau widerspricht nie, — niemals. — Ich bin jetzt zwei Jahre verheirathet und dachte Wunder, wie weit ich es gebracht hätte, und nun sehe ich, daß

Frank es doch noch besser versteht, seine Frau zu ziehen. Wenn ich nur wüßte, wie er das anfängt!

Vierte Scene.

Gruber. Johann.

Johann. Die Pferde sind bereit.

Gruber. Gut, — gieb mir meinen Hut, Handschuhe und Reitgerte und nimm dann hier ab.

Johann (giebt ihm das Verlangte). Hier! (Deckt den Tisch ab und geht.)

Gruber. Das Beste ist, ich frage Frank selbst. So geht es mit meiner Frau nicht mehr. Die ewigen kleinen Zänkereien thun durchaus nicht gut.

Fünfte Scene.

Gruber. Frank (durch die Mittelthüre).

Gruber. Ah, guten Morgen, mein lieber Frank, wie geht's?

Frank (setzt seinen Hut bei Seite und wirft sich auf das Sopha). Ach, ich bin todtmüde! — Kann mich kaum mehr rühren! — so heiß, — staubig, — abgespannt vom Geschäft! — Aber, Gott sey Dank, es ist abgemacht! Apropos, was sollen die Pferde vor der Thüre?

Gruber. Wir wollen einen Spazierritt machen!

Frank. Einen Ritt? Wer denn, wenn ich fragen darf?

Gruber. Ich, Deine Frau und die meinige. Ich fürchte, Du bist zu müde, um uns zu begleiten, wo nicht, so ist ein Pferd gleich zur Hand.

Frank. Gott soll mich bewahren! ich danke! Ich war in meinem Leben kein Reiter, bin nie ausgeritten, ausgenommen auf Mauleseln, und meine Mutter sorgte immer dafür, daß ich wo möglich den sanftesten Esel von der Welt bekam. Ueberdies bin ich zu müde; Du und Deine Frau, ihr mögt reiten, mein Weibchen und ich bleiben zu Hause!

Gruber. Wie? Deine Frau kleidet sich ja schon dazu an.

Frank. Es wäre sonderbar, wenn sie etwas wider meinen Willen unternähme.

Gruber. Ei, ich hoffe, Du wirst ihr nicht verbieten, uns zu begleiten.

Frank. Nein, das nicht, aber Du wirst sehen, daß sie mir anbietet, bei mir zu bleiben. Sie bleibt sogar recht gern bei mir.

Gruber. Sage mir um Gotteswillen, wie fängst Du das nur an?

Frank. Was anfangen? Ich fange gar nichts an. Ich denke, mein Betragen ist wohl so einnehmend, daß sie nicht anders handeln kann; ich übe so einen gewissen Zauber bei ihr aus.

Gruber. Nun, ich bin doch auch keine Vogelscheuche, und schmeichle mir, daß mich meine Frau recht innig liebt; ja, das glaube ich ganz bestimmt.

Frank. Aber sprich einmal aufrichtig; würde sie Dir wohl anbieten, ein vorgenommenes Vergnügen zu opfern, um eine ruhige Stunde bei Dir zuzubringen?

Gruber. Sie mir? Hm, schwerlich!

Frank. Das mein' ich auch. Ach, da kommt ja meine Perle! — Jetzt gieb acht und staune!

Sechste Scene.

Vorige. **Fanny**, später **Johann**.

Fanny (im Reitkleide und Hut, — erstaunt). Ah, mein Mann?! (Geht auf ihn zu.) Bestes Männchen, wie geht es Dir? Bist Du müde? Bist Du hungrig? durstig? Hat man für Dich gesorgt? was willst Du haben, sprich! —

Frank. Ich danke Dir, liebes Kind, ich bin müde und hungrig; ich wünschte zu speisen.

Fanny (ruft hinaus). Johann! geschwinde, das Essen für meinen Mann! Armes Männchen, wie müde mußt Du seyn! (Johann setzt den Tisch vor das Sopha und besorgt das Essen.) Ich denke nicht eher an das Ausgehen, als bis Du Alles nach Deiner Bequemlichkeit hast.

Frank. Ich danke Dir, mein Seelchen! Ausgehen? Ei, Du bist ja angekleidet?

Fanny. Hm! Ich, — wir machen einen Spazierritt.

Gruber (leise zu Frank). Hörst Du? wir machen einen Spazierritt.

Frank (leise zu Gruber). Nur ruhig. (Laut.) Ah, Du willst ausreiten — ja, wenn Du willst, — aber —

Fanny. Aber? — Wenn Du etwas dagegen hast — —

Frank. Habe ich je etwas gegen Deine Wünsche einzuwenden? Gewiß nicht. Es wird nur nichts weniger als angenehm für mich seyn, den ganzen Nachmittag so allein zuzubringen; es ist traurig, — sehr traurig —

Fanny (niedergeschlagen). Nun — ich — ich denke ja nicht mehr daran, Dich zu verlassen.

Frank. Es wird Dich langweilen, hier zu bleiben; die Parthie ist gewiß so anziehend.

Fanny. Langweilen? Wie kommst Du nur auf solchen Verdacht? (Handschuhe und Hut ablegend.) Nein, nein, ich gehe nicht; ich verlasse Dich nicht.

Frank (leise zu Gruber). Hörst Du, Gruber? (Laut.) Laß Dich nicht abhalten, mein Kind.

Fanny (Gleichgültigkeit affectirend). Nein, ich möchte Dich nicht für die Welt allein lassen.

Frank. Du bist ein Engel! — Gieb mir ein Küßchen!

Fanny (thut als hörte sie es nicht). Ich gehe, mich umzukleiden, gleich bin ich wieder bei Dir. (Links ab.)

Siebente Scene.

Frank. Gruber.

Frank. Nun, was sagst Du dazu?

Gruber. Merkwürdig! Wunderbar! Sage mir, Freund, wie hast Du es dahin gebracht? Das muß ich auch versuchen, ich will's ebenso machen!

Frank. Gut, du kannst gleich damit anfangen, denn hier kommt Deine Frau.

Achte Scene.

Vorige. Marie.

Marie (im Reitkleide). Guten Tag, lieber Frank. (Zu Gruber.) Nicht wahr, ich habe nicht lange warten lassen?

Gruber. O, es bedurfte keiner Eile; wir haben den Plan aufgegeben.

Marie. Aufgegeben?

Gruber. Ja wohl; Frank ist müde und natürlich zieht es seine Frau vor, bei ihm zu bleiben.

Marie. Ah, ich verstehe, Herr und Madame Frank denken nicht mitzureiten. Gut, so reiten wir allein.

Gruber. Hm! Ich glaube — ich bin auch müde und deßhalb wirst Du natürlich auch bei mir bleiben.

Marie. Gott bewahre! das werde ich nicht. Ich

habe mir die Mühe gemacht, mich anzukleiden und will nun auch reiten und es muß mich Jemand begleiten.

Gruber. Muß, Madame Gruber? — Jemand, Madame Gruber? — Da spricht doch Frank's Frau ganz anders.

Marie. Wenn eine genügende Ursache da ist, werde ich mit Vergnügen bei Dir zu Hause bleiben .....

Gruber. Ah, so lasse ich mir's gefallen.

Marie. Aber ich sehe keinen Grund dazu. Und überdies, als ihr zuerst davon sprachet, wollte ich zu Hause bleiben und nur, um Dir gefällig zu seyn, änderte ich meinen Entschluß — Nun willst Du wieder nicht, ich aber bestehe darauf.

Gruber. Johann!

Neunte Scene.

Vorige. **Johann.**

Johann. Sie befehlen?

Gruber. Schick die Pferde fort!

Johann (will abgehen). Wohl, Herr.

Marie. Bleib, Johann! Mein Mann und ich werden die für uns bestimmten Pferde benutzen; das andere kann fortgeschickt werden.

Johann. Wohl, Madame! (Ab.)

Frank (vom Essen aufstehend). Nun, habt ihr die Sache ausgemacht?

Marie. Ja wohl; wir werden gleich gehen

(Schmeichelnd.) Komm, Herz, sieh nicht so finster wegen Nichts; wir wollen uns recht amüsiren.

Gruber (seufzend). In Gottes Namen!

Marie. Du bist ein gutes Männchen! Ein bischen starrköpfig manchmal, ha ha ha!

Gruber (küßt sie). Komm, komm! Adieu, Frank.

Frank. Nun ihr geht doch?

Marie. Versteht sich! Adieu! (Ab mit Gruber.)

Frank. Armer Freund! — Er dauert mich! — Was bin ich für ein glücklicher Gatte! Ah, da kommt meine süße Fanny!

Zehnte Scene.

Frank. Fanny.

Fanny (im ersten Anzuge). Nun, hat dir's geschmeckt?

Frank. Excellent, Dank Deiner Sorgfalt! — Ich fürchte, es thut Dir leid, daß Du bei mir zu Hause geblieben bist. (Nimmt ihre Hand.) Gib mir ein Küßchen!

Fanny (ausweichend, läuft nach der Thüre). Was hast Du für kalte Hände: ich will Feuer machen lassen.

Frank. Nicht doch, ich brauche kein Feuer! (Setzt sich). Ich bin wirklich sehr müde; komm, setze Dich zu mir!

Fanny (bringt ihm den Fußschemel). Müde? Armer Mann! Nimm die Fußbank.

Frank. Danke, danke! Du bist so aufmerksam. — Wolltet ihr allein reiten?

Fanny. Ja wohl, — (etwas verwirrt) das heißt, — vielleicht ist Herr Korni mitgeritten! Grubers scheinen den Herrn recht gern zu haben.

Frank. Er ist auch ein sehr liebenswürdiger junger Mann; was für einen schönen Kopf er hat — und das herrliche Bärtchen! —

Fanny (verlegen). So? Das habe ich gar nicht bemerkt.

Frank. Was? Den Bart hast Du nicht bemerkt? Ich bitte Dich, wo hattest Du Deine Augen? Ich möchte wohl wissen, wie ich mit einem Barte aussähe. Hahaha!

Fanny (lacht gezwungen mit). Hahaha!

Frank. Ein sehr einnehmendes Wesen hat Korni, das ist wahr.

Fanny (immer verlegener). Wirklich?

Frank. Wirklich! Wie Du nur fragst! Denkst Du anders?

Fanny. Ich, — ich — weiß nicht, — er kommt nur zu uns, um Grubers zu besuchen, — und — da habe ich ihn nicht viel .....

Frank (zärtlich). Du denkst zu viel an mich, um andere Männer zu beachten; ich weiß es. —

Eilfte Scene.

Vorige. Johann.

Johann (eilig). Ach, Herr Frank! Herrn Gruber

ist ein Unfall begegnet! Er ist vom Pferde gefallen! (Schnell ab.)

Fanny. Himmel! Ich will nicht hoffen, daß er Schaden genommen hat!

Frank. Das kommt von den hohen Pferden. Gott sey Dank, daß ich nicht mit bin!

Zwölfte Scene.

Vorige. **Gruber** (von seiner Frau und Johann geführt).

Marie (führt ihn zum Sopha und ist ängstlich um ihn besorgt). Mein Gott! Ich will gleich nach Aerzten schicken.

Gruber. Nein, nein, es hat nichts zu bedeuten! Ich bin nur ein wenig zusammengeschüttelt. Der Schreck war das Meiste!

Marie. Ich bin in meinem Leben nicht so erschrocken.

Gruber. Es geht schon weit besser!

Marie. Ich athme wieder!

Frank. Das kommt davon, wenn man so hart trabende Pferde besteigt. Ich wette, Du hast an mich und meinen sanften Maulesel gedacht.

Fanny. Wie geschah es denn nur?

Gruber. Ich weiß es nicht; ich habe so eine verwirrte Idee von zwei Karren, einer Chaise, drei Aepfelweibern, einem Jungen mit einem Schubkarren, einigen Straßenmusikanten, einem zankenden Weibe, einem

Rekrutentrupp mit Trommeln und Pfeifen und einem Paar beißenden Hunden.

Frank. Nun und ...

Gruber. Meinem Pferde schien all dieser Spektakel nicht recht zu behagen; es bäumte sich, schlug aus — und — und — ich weiß nicht wie — plötzlich fand ich mich in einer sitzenden Positur auf einem Haufen Kohlblätter, die ein Gassenkehrer sorgfältig zusammengefegt hatte. —

Fanny. Welch ein glücklicher Zufall!

Frank. Gut, daß es nicht schlimmer ausfiel.

Marie. Kannst Du wohl aufstehen?

Gruber. Ich will's versuchen. — (Aufstehend.) — O ja, es geht — sieh, ich kann ganz gut gehen, es hat gar nichts zu sagen. (Kommt vorwärts.)

Marie. Gott sey Dank! den Schreck vergesse ich in meinem ganzen Leben nicht. Nun die Gefahr vorüber ist, kann ich mich kaum des Lachens enthalten. Das Pferd schlug aus, bäumte sich, — Du flogst über den Kopf hinaus und ich sah Dich nicht mehr — hahaha — bis ich Dich in der Mitte der Kohlblätter entdeckte — hahaha!

Gruber. Ich wundre mich über Dein Lachen, da ich doch kaum der Gefahr entronnen bin.

Marie. Sie ist ja aber vorüber und ich kann wahrlich nichts dafür — hahaha, wenn ich lachen muß — hahaha —

Gruber. Dieser Leichtsinn ärgert mich sehr, Madame!

Marie. Ach; lieber Frank, wenn Sie es gesehen hätten, — hahaha — Sie müßten auch lachen — hahaha.

Frank. Hahaha! Die Beschreibung ist schon hinlänglich. Hahaha, — Der arme Gruber auf einem Kohlhaufen — hahaha. (Ahmt die Stellung nach.)

Gruber. Lach nicht, Frank! — Doch was red ich, — Du kannst nichts dafür.

Marie. Sey nicht böse, Carl, — geh, laß Dich abputzen, hahaha! Dein Kleid ist ja ganz staubig! — Es war wirklich zu komisch — hahaha! (Geht in den Hintergrund, immer heftiger lachend.)

Gruber. Aber liebes Kind — Marie — Madame, wollen Sie mich anhören? — Ich habe in meinem Leben keine respectable Frau so lachen sehn. (Ahmt ihr nach.) Hahaha! — Madame, Sie verleugnen jedes Gefühl!

Marie. Hahaha! Gefühl! Das kann Dein Ernst nicht seyn! Du kannst mir's nicht übel nehmen! — Hahaha — wahrhaftig nicht — hahaha, — ich sehe schon ein Lächeln in Deinen Mundwinkeln, — das Lachen ist ansteckend, — hahaha! — Wie — wirklich böse? — o geh — es ist zu lächerlich, hahaha! — Gib mir Deine Hand. (Er giebt ihr mit Widerstreben die Hand und sieht ihr ganz ernsthaft in's Gesicht; sie giebt sich Mühe das Lachen zu unterdrücken, bricht aber plötzlich in ein neues Gelächter aus.) Hahaha! — Nun ich will Dich — allein lassen — hahaha — will mich umziehen — hahaha — ich bin

recht schlimm daran, wenn ich einmal in's Lachen komme, hahaha — nichts kann mich aufhalten — hahaha. — (Geht rechts ab, indem sie vergeblich ihr Lachen zu unterdrücken sucht.)

Dreizehnte Scene.

Vorige. (ohne Marie.)

Gruber (sehr aufgebracht). Ich lasse mich noch scheiden von der Frau, — sie soll's bereuen! Deine Frau hätte gewiß nicht gelacht.

Frank. Meine Frau? Gewiß nicht!

Fanny. Ich über meinen Mann lachen? Unmöglich! Sie nehmen aber auch die Sache zu ernst; ich will mit Ihrer Frau reden und ich bin überzeugt, es thut ihr leid, daß sie Ihnen wehe gethan hat. (Rechts ab.)

Vierzehnte Scene.

Frank. Gruber.

Gruber. Deine Frau ist ein wahres Kleinod! Ich muß dem Ding einmal ein Ende machen; meine Frau soll mir in Zukunft immer gehorchen. Ich will's machen wie Du. — Ich weis, ich bin nicht schön, wenigstens nicht besonders schön, — aber, Frank, Du bist doch auch gerade kein Adonis.

Frank. Darüber mögen die Meinungen verschieden seyn. ...

Gruber. Nun, meinetwegen; aber Du sagst, Du hättest Deine eigene Art —?

Frank. Ganz recht, — wünschend; aber nicht befehlend, — so etwas zwischen Romeo und Coriolan.

Gruber. Sie soll mir nicht mehr widersprechen, nie wieder. Wenn ich einmal etwas gesagt habe, sollen mich weder Bitten noch Drohungen schrecken. Bin ich im Irrthum, gut; lieber dabei geblieben, als der Frau die Möglichkeit eines Unrechts zugestanden. Sie soll mir in allen Stücken gehorchen und dann will ich doch sehen, ob ich nicht ein glücklicher Ehemann seyn kann.

Fünfzehnte Scene.

Vorige. **Fanny.**

Fanny. Lieber Gruber, Ihre Frau ist ganz außer sich, Sie beleidigt zu haben, sie wird gleich hier seyn, um es Ihnen selbst zu sagen.

Frank. Komm, Fanny, wir wollen sie allein lassen. (Leise zu Gruber.) Gieb acht, wie sie kommt, wenn ich's sage! (Laut.) Komm, mein Engel, nimm meinen Arm! — Bin ich nicht ein beneidenswerther Gatte? (Mit seiner Frau Arm in Arm links ab.)

Sechszehnte Scene.

Gruber. (Allein.)

(Ihnen nachsehend.) Da geht er hin, der Glückliche! Warum soll ich nicht eben so glücklich seyn können, wie er? Er ist nicht jünger, nicht hübscher wie ich, hat er

ein Monopol auf Glückseligkeit? Ich will meine Frau wie Frank behandeln, regieren, der Herr will ich werden in meinem Hause! Ein zweiter Frank will ich seyn! Ah! da kommt sie!

Siebenzehnte Scene.

Gruber. Marie (kommt in ihrem ersten Anzuge). Betty (folgt ihr, einen Carton tragend).

Marie (heftig zu Betty). Nimm's nur wieder mit! Es ist nichts, gar nichts! sag' ihr's nur; (Betty ab.)

Gruber (für sich) Das Vorgefallene scheint sie zu reuen; sie ist ärgerlich über sich selbst; das ist gut, so muß es kommen.

Marie. Es ist abscheulich!

Gruber. Also Du fühlst es? Du siehst es ein?

Marie. O, ich könnte wienen vor Zorn!

Gruber. Nun, nun, beruhige Dich nur.

Marie. Nein, ich kann nicht; noch dazu in solch einem Augenblick!

Gruber. Allerdings! es war sehr unbedachtsam, Doch, da Du von dem Gefühle des Unrechts durchdrungen bist.....

Marie. Ja wohl Unrecht! Ich werde die Dame nicht mehr bemühen.

Gruber. Dame? Welche Dame?

Marie. Ach Gott, Du langweilst mich! Erst

sprichst Du, als wüßtest Du Alles und hernach soll ich mir die Mühe machen, wieder zu erklären.....

Gruber. Was Mühe? Ich denke das Vorgefallene thut Dir leid?

Marie. Nun ja, daß das schöne Ballkleid verdorben ist.

Gruber. Ballkleid?

Marie. Ach, und es sollte so schön werden, mit Guirlanden auf der Seite und eingelegten schwarzen Blonden und so süßen Schleifen.

Gruber. Was schwatzest Du denn da?

Marie. Ach was weißt Du von Kleidern, Blonden und Schleifen!

Gruber. Ich will wissen, von was Du eigentlich sprichst! Ich bestehe darauf!

Marie. Hahaha! wie großartig: Bestehen!? Du? Nun denn, weil Du es wissen willst, Mamsell Fitröll hat mir meinen Ballanzug nicht zu Dank gemacht und ich habe ihn zurückgeschickt, um ihn noch zu ändern, wenn's möglich ist.

Gruber. Fitröll? Ballanzug? Ist es möglich, daß Du jetzt an solche Bagatellen denkst?

Marie. Bagatellen? für Dich, ja! — Ich wunderte mich gleich über Deine Einmischung in meine Angelegenheiten; nicht, als ob ich die geringste Einwendung von Deiner Seite befürchtete.....

Gruber (gereizt). Ich muß gestehen, Madame, nach meinem Unfall.....

Marie. Nun was weiter? —

Gruber. Unterbrechen Sie mich nicht; das ist unhöflich! Als Sie eintraten, zeigten Sie Bedauern, Reue, ...

Marie. Ich? — Worüber?

Gruber. Ueber Ihr unstatthaftes Gelächter.

Marie. O, erinnere mich nicht daran! Hahaha! Ich will nicht mehr lachen, — hahaha — ich will wahrlich nicht, — ich will nicht mehr an Deine drollige Position auf dem Kohl denken, Hahaha! Ich will nur an Mamsell Fitröll und an meinen Ballanzug für heute Abend denken! (ruft) Betty!

Achtzehnte Scene.

Vorige. Betty.

Marie. Hat Herr Korni die Modejournale noch nicht geschickt?

Betty. Nein, Madame.

Gruber. Mich wundert wirklich, daß sich Herr Korni mit so unnützem Zeug abgiebt! Modejournale! Trödelei!!

Marie. Mein Gott, das verstehst Du nicht! Also, Betty, wenn es kommt so bringst Du es mir zuerst, nicht zu Madame Frank! ihr Anzug ist fertig! Mir auf jeden Fall, verstehst Du, — ich muß es heute zuerst haben.

(Betty ab.)

Neunzehnte Scene.

Gruber, Marie.

Gruber. Welch ein Wesen wegen einem Buch voll Unsinn!

Marie. Ich brauche es nun einmal für heute Abend; Du hast ja gehört mein Ballanzug ist noch nicht fertig.

Gruber. Wenn auch, — ich denke so nicht daran, auf den Ball zu gehen nach meinem Unfall.

Marie. Was, nicht auf den Ball?

Gruber. Wie kann ich dahin gehen in meinem Zustande!? Ich bin nicht wohl!

Marie. Ei, wenn Du krank bist, so thust Du besser, Dich zu Bette zu legen und Wassersuppe zu essen. Ich will nach dem Doktor schicken.

Gruber. Ich will weder zu Bette gehen, noch einen Doktor haben; aber auf den Ball gehe ich auch nicht.

Marie. Und was soll ich denn machen?

Gruber (auf und abgehend). Ei nun, hingehn!

Marie. Ich verstehe, — Du sagst, ich soll gehen und wenn ich dann zu Hause komme, so erhalte ich Vorwürfe, daß ich gegangen bin. (Spöttisch) Ich werde bleiben und Dich pflegen; es muß unterhaltend seyn, einen kranken Mann zu pflegen, der so im Zimmer herumsteigt. Hahaha!

Gruber (für sich). Sie lacht schon wieder! Jetzt gilts

einen Versuch! (Laut und stark) Madame, ich befehle, daß Sie zu Hause bleiben.

Marie. Befehlen?

Gruber. Ja! ich habe schon lange Ihren Widerspruch geduldet und von jetzt an verlange ich unbedingten Gehorsam in allen Dingen!

Marie (beleidigt). Zu lange geduldet!? — Sie können hoffentlich nicht sagen, daß Sie unglücklich mit mir gelebt haben.

Gruber. Doch, Madame, ich habe unglücklich gelebt, unglücklich während zwei Jahren, zwei langen Jahren. Ich wußte es nicht, bis ich das Glück Frank's sah; aber seitdem fühle ich, daß ich sehr unglücklich gewesen seyn muß.

Marie. Wirklich unglücklich!?

Gruber. Ja, aber nun bin ich entschlossen, meinen eignen Weg zu gehen. Ich gab vorhin meine Zustimmung zu der Reitparthie; es war das letztemal; ich gebe sie nie wieder.

Marie. Ich habe Sie wahrhaft geliebt, aber nun.....

Gruber. Was nun, Madame?

Marie (weinend). Ich werde gehorchen; ich werde Ihre Sclavin seyn, nie widersprechen, mich nie widersetzen, aber — ich werde Sie auch nie mehr lieben, so lang ich lebe!

Gruber (bei Seite). Thränen? Krokodilsthränen! Ich nehme keine Notiz davon.

Zwanzigste Scene.

Vorige. Johann.

Gruber. Was giebts?

Johann. Herr Korni ist unten.

Gruber. Wir sind nicht zu Hause.

Marie (die Augen trocknend). Ach, ich bitte Dich, laß ihn eintreten; er wird von Deinem Unfall gehört haben und kommt, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Er wird nicht glauben, daß Du schon wieder ausgegangen bist; überdies hat er Dir sein Pferd geliehen —

Gruber. Du bist ja sehr besorgt, den jungen Herrn zu empfangen.

Marie. Man darf doch die Regeln der Höflichkeit nicht so ganz vernächlässigen!

Gruber (zu Johann). Wir sind nicht zu Hause, — geh! (Johann ab.)

Marie (weinend). Er ist ein wahrer Bär geworden.

Gruber (bei Seite). Ich denke es geht ziemlich gut!

Marie. Ich unglückliche Frau?

Einundzwanzigste Scene.

Vorige. Frank.

Frank (bei Seite). Da sind sie. Ich bin neugierig, wie er sich anstellt. (Laut.) Liebe Freundin, meine Frau will Ihnen ihren Ballanzug zeigen.

Marie (schluchzend). Ach, — ich hatte — es ganz vergessen; ist er hübsch?

Gruber. Nein, diese Gefühllosigkeit geht zu weit.

Marie (die Augen trocknend). Glauben Sie, daß es eine gute Lichtfarbe ist? — Ach wie mich mein Mann geärgert hat. Du solltest Dich schämen, Carl! — (Schluchzend.) Ich gehe demohngeachtet — auf den Ball!

(Links ab.)

Zweiundzwanzigste Scene.

Gruber. Frank.

Frank. Bravo! Bravo!

Gruber. Nichts Bravo! Alles geht schief! Du hast mich zum unglücklichsten Manne gemacht. Zwei Jahre träumte ich mich glücklich, — jetzt ist die Maske gefallen — Du hast sie mir abgezogen, grausamer Freund!

Frank. Ich grausam? Was kann ich denn dafür? Du fragst mich ewig, wie ich meine Frau behandle und erzählst mir Deine kleine Zwiste. Meine Frau und ich haben uns früher auch manchmal gezankt; aber seit einem halben Jahre ist das ganz anders; jetzt ist sie die Liebe und Ergebenheit selbst. Ich glaube — aber, nimm mir's nicht übel — ich glaube Deine Frau liebt Dich nicht.

Gruber. O Gott, wäre es so weit gekommen? Sie liebte mich nicht?!

Frank. Du dauerst mich, Freund, wahrhaftig; aber Du siehst den Unterschied zwischen uns. Ich bin nun einmal so einnehmend, — meine Frau kann nicht anders, sie muß mich lieben. Durch allerhand kleine Aufmerksamkeiten gewinne ich sie, — zum Beispiel: eben begegnete ich Korni, — ein scharmanter junger Mann, Dein Freund Korni, — er sprach vom Wetter, von Dir, von meiner Frau und sagte: „Apropos, ich sah eben ein Veilchensträußchen in Grünewald's Laden, das schönste, was mir je vorgekommen ist; machen Sie Ihrer Frau die Freude und kaufen Sie es ihr für den heutigen Ball —"

Gruber. Nun und ....

Frank. Du fragst? — als ob da zu zweifeln wäre, was zu thun ist; ich ging hin und bestellte das Sträußchen für meine Frau! —

Gruber. Thatest Du das? Hatte der Mann noch mehrere Bouquet's?

Frank. Allerdings.

Gruber. Grünewald sagst Du?

Frank. Der Blumenhändler Grünewald.

Gruber. Ah ja, ich weis. Die dritte Thüre um die Ecke, — ganz recht. Adieu, Frank! (Läuft nach seinem Hut.)

Frank. Zum Kuckuck, wo läufst Du denn hin?

Gruber. Ein Sträußchen kaufe ich — für meine Frau. Du sagst, sie liebt mich nicht, — nun, wenn das ist, glaubst Du, ich werde ihr Herz durch Wider-

spruch und Tyranney gewinnen? Nein, nein, ich will gehen und ein Bouquet kaufen. (Will schnell ab.)

Dreiundzwanzigste Scene.

Vorige. Betty (mit einem Modejournal in Papier gewickelt und versiegelt).

Gruber. Was hast Du da?

Betty. Herr Korni hat das Modejournal geschickt und Madame Gruber verlangte, es gleich zu haben, wenn es kommt.

Gruber. Gut, gieb nur her! (zu Frank.) Vielleicht finde ich etwas darin, was ihr Vergnügen machen würde, ein Häubchen oder sonst so etwas.

Betty. Aber Madame gab mir genaue Ordre es gleich ihr selbst abzugeben.

Gruber. Schon gut, geh' nur! (Betty ab. Er macht den Umschlag ab.) Daß doch die Frauen an solchen Eitelkeiten Gefallen finden. (Das Buch aufschlagend und blätternd.) Was Teufel ist das? Ein Briefchen!?

Frank. In dem Journal?

Gruber. Sieh nur.

Frank. Wahrhaftig! Von wem?

Gruber (hat ihn geöffnet). Es ist Korni's Hand! Mir ahnt nichts Gutes.

Frank. Sonderbar; sehr sonderbar!

Gruber. Und meine Frau war ängstlich besorgt, das Journal zuerst zu erhalten.

Frank. Ganz recht, Das war sie.

Gruber (liest). „Ich habe Sie den ganzen Morgen vergeblich erwartet; was kann Ihnen begegnet seyn? Ich hoffe nicht, daß Sie durch Unwohlseyn abgehalten wurden. Schon seit fünf Tagen habe ich Sie nicht gesehen."

Frank. Fünf Tage?

Gruber. So steht's da! — Laß sehen, (zählt an den Fingern). Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag Freitag, — ganz recht, Sonntag war's zuletzt. (liest weiter) „Ich hoffe jedenfalls Sie heute Abend auf dem Balle zu sehen, ich habe Ihnen Vieles zu sagen." (Läßt den Brief fallen und wirft sich in Frank's Arme.)

Frank. Armer Freund! Lieber Gruber!

Gruber (sinkt auf einen Stuhl). Auch das noch?! O, ich werde toll! gieb mir — dein Tuch! (Frank giebt ihm sein Taschentuch.) — Gieb mir — etwas — etwas zu zerfetzen! (Zerreißt das Tuch, als wenn er nicht wüßte, was er thut.)

Frank. Was machst Du denn? Mein bestes Foulard!

Gruber. Mein Gott! wenn ich Dein Taschentuch so vernichte, was werde ich mit meiner Frau machen, wenn ich sie wiedersehe!

Frank (für sich). Ich will ihn ein wenig austoben lassen. (Zieht sich in den Hintergrund zurück.)

Gruber (sieht den Brief liegen). Ich kann's noch gar nicht glauben! (nimmt ihn auf) Aber da steht's Doch geschrieben. Ha, eine Nachschrift! (liest) „Wollen Sie mir

das Rendezvous, um welches ich Sie so lange gebeten, gestatten; so tragen Sie heute Abend das Sträußchen, welches ich Ihnen, ohne Verdacht zu erregen, senden werde! —" Immer besser! Ein Rendezvous! O, ich gehe, — ich bringe sie um! Mögen sie mich dann meinetwegen hängen! (Will fort.)

Frank (hält ihn auf). Halt! halt! Komm zu Dir! Laß Dir rathen! Wache über ihr Betragen. Gieb ihr das Buch, — geh' auf den Ball, — sie kann unschuldig seyn. Stelle dich, als wärest Du guter Laune.

Gruber. Ich kann mich nicht verstellen, — mein Blut kocht!

Frank. Ei was, Theewasser singt, wenn's kocht und so mache Du es auch! Summe einen Walzer, — thue, als wüßtest Du von gar nichts. Komm, leg das Papier wieder hinein; sie wird gleich hier seyn.

Gruber. Ich ersticke vor Wuth! (Faßt Frank am Halstuche) Ich erwürge sie!

Frank. Freund, bist Du toll? Laß mich los! (drängt ihn zurück.)

Gruber. Ach vergieb, — bedaure mich.

Frank. Du darfst sie jetzt nicht sprechen. Ich will ihr das Buch geben; — geh, kleide Dich an für den Ball.

Gruber. Nun gut; ich will's thun; wie ein Opferlamm will ich mich schmücken. (Rechts ab.)

Frank. Gott sey Dank, daß mir so etwas nicht passiren kann! Sie kommen!

Vierundzwanzigste Scene.

Frank. Marie und Fanny (in Ballanzügen).

Marie. Ach, Herr Frank, Sie noch hier? noch nicht angekleidet zum Ball? wir werden auf Sie warten müssen! — Was haben Sie da?

Frank. Ein Modenjournal, glaub' ich. (Bei Seite.) Schöne Moden das!

Marie (nimmt das Buch). O, geben Sie her! Ich habe gewünscht, daß es mir zuerst gebracht würde. Gehen Sie, machen Sie sich bereit und treiben Sie meinen Mann zur Eile.

Frank. O, er wird sich schon eilen, ganz gewiß. (Bei Seite.) Und wenn er sich herausgeputzt hat, wird er hier anfangen auszuputzen; oder ich müßte mich sehr irren. (Rechts ab.)

Fünfundzwanzigste Scene.

Marie. Fanny.

Marie. Schön! Es ist mir lieb, daß das Journal noch gekommen ist. (Schlägt es auf.) Ach, welch' schönes Bild! ein Anzug, gerade wie der Meinige, bitte, sieh her! Wie, Du bist so in Gedanken! Fanny!

Fanny (aufschreckend). Ich — o nein — nicht doch! — ich hoffe dieser Anzug wird meinem Manne gefallen.

Marie. Höre, Du verdirbst Deinen Mann gänzlich. Aber was ist das? Ein Billet!

Fanny (erschrocken). Ein Billet?!

Marie. Warhaftig! Sonderbar! (liest). „Ich habe Sie den ganzen Morgen vergeblich erwartet, was kann Ihnen begegnet seyn? Ich hoffe nicht, daß Sie durch Unwohlseyn abgehalten wurden. Schon seit fünf Tagen habe ich Sie nicht gesehen." (Sieht Fanny forschend an, die immer verlegener wird; und liest dann weiter.) „Ich hoffe jedenfalls Sie heute Abend auf dem Balle zu treffen, ich habe Ihnen Vieles zu sagen. Wollen Sie mir das Rendezvous, um welches ich Sie gebeten, gestatten, so tragen Sie heute Abend das Sträußchen, welches ich, Ihnen, ohne Verdacht zu erregen, senden werde!" — Keine Unterschrift! — Was soll das heißen? Von wem ist das?

Fanny (sehr verwirrt). Ich, — ich weis — wirklich nicht.....

Marie. Fanny, was ist Dir? sprich!

Fanny (setzt sich). O, nichts, gar nichts!

Sechsundzwanzigste Scene.

Vorige. **Johann** (mit einem Veilchenbouquet).

Johann. Ein Bouquet für Madame Frank.

Marie. Von wem?

Johann. Von Herrn Frank, wie der Ueberbringer sagte.

Marie. Gut, geh nur! (Johann ab. Für sich.) Mein Gott, ist es möglich! (Laut.) Fanny, hier ist ein Veilchenstrauß von Deinem Gatten.

Fanny. Mir ist nicht wohl, Marie.

Marie (sieht sie scharf an). Er kaufte es für Dich auf den Rath einer dritten Person und argwohnt nichts!

Fanny. O liebe Marie, sieh mich nicht so streng an, — ich bin unschuldig — —

Marie. Ich bin überzeugt, Du bist es, — und daß Du fortfährst es zu seyn, sey meine Sorge.

Fanny. Ich will Dir alles sagen .....

Marie (ihr die Hand auf den Mund legend). Sage mir nichts; jetzt nicht. — Fanny Du warst auf dem Punkte sehr strafbar zu werden; Du hast sehr unbedachtsam gehandelt. — Doch, laß uns die Sache vergessen. (Zerreißt den Brief, und steckt ihn in den Busen.) Sieh, ich habe das Blatt zerrissen; keine Spur darf davon gesehen werden und hier (wirft das Journal in ihr Zimmer); dies Buch ist uns nie zu Gesicht gekommen.

Fanny (wirft sich an ihren Hals). Meine liebe, gute Marie! Deine Güte hat mich gerettet.

Marie. Güte hätte wohl oft die gerettet, die durch Strenge zur Verzweiflung getrieben wurden. Sey guten Muths! Das Sträußchen muß ich behalten; es darf nicht in Deiner Hand gesehen werden. (Richtet Fanny's Kopf in die Höhe.) Sei heiter! Wir müssen unsere Gatten freundlich empfangen.

Fanny. Ich verdiene diese Liebe nicht.

Marie. Du wirst sie verdienen, ich weis es. Stille, sie kommen!

Siebenundzwanzigste Scene.

Vorige. Frank. Gruber. (In Ballanzügen.)

Marie (ihnen entgegen). Endlich, meine Herrn! Ihr habt lange gebraucht; aber beide unwiderstehlich, in der That!

Frank. Ja, da sind wir!

Gruber (sehr aufgeregt). Ja, da sind wir! (Bei Seite.) Ich halt es kaum aus!

Marie (zu Gruber). Es freut mich, daß Du Deinen Entschluß geändert hast und mitgehst.

Gruber. Ja, Madame, — gewiß, wir gehen auf den Ball, — Frank und ich — hahaha, — o, wir sind scharmante Männer für so etwas! — Wir werden uns ganz erstaunlich amüsiren! Wir setzen uns an die Wand, drei, vier Stunden lang, mitten unter die alten Damen und Wittfrauen, — mit hochfrisirten Perücken, Tourban's und Toque's! — hahaha! Da sitzen wir dann und sehen unsere Frauen, — die tanzen, lächeln, scherzen, liebäugeln, intriguiren, — hahaha — o, ungeheuer amüsant — verzweifelt lustig — so unter den Wandleuchtern zu sitzen, — wo uns das heiße Wachs auf unsere Kleider tropft, — hahaha! — herrlich! —

Marie (leise zu Fanny). Was ist denn meinem Mann?

Gruber. Komm, komm. — Ich vergehe vor Ungeduld! Johann! wo ist mein Hut. (Johann bringt den Hut. Bei Seite.) Hätte ich nur eine Ursache meiner Aufregung freien Lauf zu lassen! (Heftig zu Johann, der den Hut hält.) Nun, warum giebst Du mir meinen Hut nicht. (Nimmt ihn Johann ab.)

Marie. Komm, gieb mir Deinen Arm! (Gruber reicht ihr den Arm; sie nimmt ihn mit der Hand, in welcher sie das Sträußchen hält.)

Gruber. Frank, gieb doch Deiner Frau den Arm! O, wir sind ein paar herrliche Männer! Kommt! (Er sieht das Sträußchen, und fährt zurück, indem er es mit dem Ausdruck des größten Mißvergnügens anstarrt.) Das Signal, — mir unter der Nase! o!

Marie. Was hast Du denn nur, Carl?

Gruber. Ich? — nichts — Den Veilchenstrauß — ich bewunderte ihn.

Frank. Ein Veilchenstrauß? (sieht es.) Wie? mein Bouquet? Liebe Fanny! Warum hast Du mein Sträußchen weggegeben? (Fanny sieht verlegen vor sich nieder.) Das geht nicht, das kann ich nicht zugeben!

Gruber. Was sagst Du? — Dein Sträußchen? Dies — Dein Sträußchen?

Frank. Ja wohl, für meine Frau bestimmt. Du weist, Korni rieth mir, es für sie zu kaufen. Ich sprach Dir ja davon.

Gruber (besinnt sich). Richtig, das hatte ich vergessen! (Ganz außer sich, umarmt ihn.) Liebster, bester

Freund! Nicht für die Welt möchte ich dich desselben berauben! (Läuft zu seiner Frau, nimmt das Sträußchen und giebt es Fanny.) Nehmen Sie es, liebe Freundin, nehmen Sie es nur! (Läuft zu seiner Frau, nimmt ihre Hand und küßt sie feurig; sie lächelt, schüttelt den Kopf und droht mit dem Finger.)

Fanny (läßt das Sträußchen fallen und setzt sich auf einen Stuhl).

Frank (hebt es auf). Liebes Kind, Du läßt es ja fallen! Ich wünsche sehr, daß Du das Sträußchen trägst. Kommt, es wird spät!

Marie. Lieber Frank, Ihre Frau ist sehr unwohl (mit Beziehung) und es wäre sehr unvorsichtig von ihr gehandelt, wenn sie jetzt noch mitginge.

Frank. Was? nicht wohl? Armes Kind! — ach, es hat wohl nicht viel zu bedeuten, der Ball wird Dich curiren. Komm, stärke Dich an dem Geruch! (Hält ihr das Sträußchen vor.)

Marie. Zwingen Sie sie nicht, Frank.

Frank. Ich sie zwingen. Wo denken sie hin! Mein Wunsch ist hinreichend. (Leise zu Gruber.) Jetzt gieb Acht, wie ich regiere!

Gruber. Nein, nein, ich habe genug gesehen; ich weis genug und bin hinlänglich mit meiner Frau zufrieden.

Frank. Willst Du wirklich nicht auf den Ball?

Marie. Sie sehen, sie ist sehr unwohl.

Gruber. Sie ist schlimmer, als Du glaubst.

Frank. Schlimmer, als ich glaube? Mein Gott!

Betty! lauf nach dem Doctor! — Fanny! (Hält ihr das Sträußchen vor.) Beste Fanny, erhole Dich!

Marie. Nein, keinen Doctor! — Thun Sie das Sträußchen weg, es betäubt sie; nicht war, Fanny? (Fanny reicht ihr die Hand und sieht sie dankbar an.) Ihre Frau bedarf einer Veränderung der Luft. Wir haben Euch jetzt einen langen, einen mehrwöchigen Besuch abgestattet; morgen fahren wir zurück auf unser Landgut und ihr begleitet uns.

Frank. Mit Vergnügen, das heißt, wenn's meiner Frau recht ist.

Marie O gewiß! zweifeln Sie nicht.

Frank (lächelnd zu Gruber). Wollen wir nicht Herrn Korni einladen, uns zu begleiten?

Gruber (ebenfalls lächelnd.) Warum nicht, wenn es Dir angenehm ist.

Marie. Nein, nein, wir wollen lieber hübsch unter uns bleiben! Nur Etwas bitte ich mir aus zur Erinnerung an unsern Freund!

Frank. Was denn?

Marie. Das Sträußchen!

Frank (reicht es ihr artig, während dem fällt der Vorhang).

Abschied.

Gar viel Gestalten ziehen
Im Leben uns vorbei;
Sie grüßen, aber bleiben
Dem Herzen einerlei.
Doch strahlt ein treues Auge,
Ein ehrliches Gesicht,
Dann sinkst Du ihm an Busen,
Und rufst: o trennt uns nicht,
Denn scheiden thut so weh, —
Ade!

Und hast Du nun geknüpfet
Der Freundschaft enges Band,
Willst selig in ihr schwelgen —
So zieht, mit kalter Hand,
Das Schicksal Dich vom Herzen,
Das treu und warm Dir glüht;
Wirft Dich in ferne Landen
Wo keine Lieb' Dir blüht,
Und scheiden thut doch weh, —
Ade!

So soll auch ich mich trennen
Vom Kreise lieb und werth,
In dem mir manche Freude
Und manches Glück beschert.
O könnt ich Euch erzählen
Was mir im Herzen spricht;
Doch läßt sich's ja nur fühlen,
Und Worte sagen's nicht.
Ach! wie thut scheiden weh,
Ade!

Der Tod eines Engels.

Fragment.

Die Sonne warf ihre letzten, erlöschenden Strahlen durch die umlaubten Fenster; die Nachtigallen flöteten im nahen Gebüsche ihr sanftes Lied und ihre Töne schienen Anklänge aus einem besseren Leben.

Die arme Mutter kniete weinend vor dem Bette der Holden, und Jaulo stand, von Gram zerrissen, ihr zur Seite. Er wollte beten, er konnte nicht; er wollte weinen; aber die Augen hatten keine Thränen mehr, und der Schmerz lastete, wie ein Erdball auf seiner zerknirschten Seele.

Rosa aber lag ruhig; ihre müden Augen blickten zum Himmel; ihre Hände lagen gefaltet auf ihrer Brust. Der Mund war geschlossen; aber das Herz betete laut: „O guter Vater nimm mich auf zu Dir!“ — Und Gott wollte. — Da breitete ein Engel seine aus Licht und Liebe gewobenen Fittiche aus — und stand vor dem Bette der Leidenden. Sie aber betete von neuem: „Mein Jesu nimm mich auf!“ Und der Engel neigte

sich über sie und küßte sie, — und ein süßer Schauer durchrieselte ihre Glieder; das Herz schlug lauter, alle Pulse hoben sich, ein höheres, mächtigeres Leben rann durch alle Adern. Aber die schwache Hülle unterlag dem Himmelsathem, — — sie schaute mit einem unendlich sehnsuchtsvollen Blicke empor; ein sanftes, ruhiges Lächeln umzog den Mund; das blasse Haupt sank zurück — — — und Herz an Herz entschwebten zwei liebliche Engel. —

Der Pole.

Der Mond scheint hell. — Wie Geisterflug,
Gespenstisch, fleucht der Wolken-Zug.

Nur Schnee — so weit das Auge schaut —
Und Eis, das sich zu Bergen baut.

Der Nordwind heulet hohl und kalt;
Der Zobel sucht den Fichtenwald.

So still die Welt im Todtenkleid?
So furchtbar hehr die Einsamkeit? —

Das ist, in ihrer weißen Pracht,
Siberiens grause Winternacht.

Und sieh! — allein! — im weiten Reich,
Ein schlanker Jüngling, ernst und bleich.

Gestützt auf seiner Büchse Lauf,
Blickt sinnend er zum Himmel auf.

„Die Aeltern — o beneidet Loos —
„Sie schlummern in der Erde Schooß.

„Und sie, die meines Lebens Stern,
„Die Braut, so unerreichbar fern.

„Das Auge trüb, die Wang' erblaßt,
„Hat banger Wahnsinn sie erfaßt.

„Mein Vaterland!....." hier schweigt er still,
Weil schier das Herz ihm brechen will.

Der Pole geht, — und in das Eis
Fiel zischend eine Thräne heiß.

Und still die Nacht im Todtenkleid;
Und furchtbar hehr die Einsamkeit.

So glänzt, in ihrer weißen Pracht
Siberiens grause Winternacht.

Folgen des Meineides,

oder

die Eroberung Roms durch die Deutschen 1527.

Eine historische Skizze.

Zwei Hauptpfeiler aller menschlichen Verbindungen, Associationen und Institute, sie mögen jeden beliebigen wenn nur erlaubten Zweck haben, sind Redlichkeit und Treue. Jeder Bau, dem diese Stützen mangeln, sey er anscheinend auch noch so fest gegründet und künstlich gebildet, bricht über kurz oder lang zusammen, die Unvorsichtigen, die sich ihm vertrauten, unter dem selbst verschuldeten Sturze begrabend. Wie wäre auch die Erreichung gemeinsamer Zwecke, ja, nur ein friedliches Beisammenleben denkbar, wenn nicht das einmal gegebene Wort als heilig angesehen und unverbrüchlich gehalten würde? Diese Ueberzeugung liegt tief in unserem Innern; und ihr gesellt sich noch die Eigenliebe bei, und verlangt gebieterisch die Erfüllung dieser Tugend; denn, wollen wir rechtlich von Andern behandelt werden, das Versprechen Anderer gegen uns erfüllt sehen: so müssen auch wir den Freunden Redlichkeit und Treue beweisen. Von jeher ward daher die Erfüllung des ein Mal gegebenen Wortes als eine Haupttugend des Mannes betrachtet, und selbst die Schrecken des Todes vermochten den Rechtlichen nicht wortbrüchig zu machen. So strahlen uns aus den Blättern der Geschichte die Namen eines Regulus, eines Friedrich des Schönen ꝛc.

leuchtend entgegen, und erfüllen uns noch jetzt mit Achtung und Bewunderung.

Wichtiger aber noch als das Wort, das der Mann dem Manne gegeben, mußte das Versprechen seyn, welches öffentlich abgelegt, oder, allgemeine Angelegenheiten betreffend, dem Einzelnen abgenommen wurde. Hier handelte es sich nicht allein um das Recht weniger Individuen, sondern um die Wohlfahrt, die Aufrechthaltung, die Macht und Stärke des Staates; oder es sollte durch dieses Wort eine Sache bestätigt und bewiesen werden, von der so oft ungemein Vieles und Wichtiges abhing. Um daher diesem Versprechen oder diesen Aussagen noch mehr Gewicht zu geben, rief man die höchsten Wesen, die Götter, Gott zum Zeugen an, daß man die Wahrheit spreche, oder das gegebene Wort halten wolle, und so entstand der Eid, der dann als unumstößlich, unverletzlich und heilig angesehen wurde.

Schon die Völker des Alterthums kannten gewisse Formen und Betheuerungen, an welche der Glaube und die Sitte eine besondere Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit knüpften. Indessen wurde dabei die religiöse Beziehung mehr geahnt als erkannt, auch konnten bei den Römern und Deutschen die Eide auf alle werthe Gegenstände abgelegt werden. Erst mit dem Christenthume hat sich der oben angegebene Begriff gestaltet; denn die Idee von Gott, dem allwissenden und allgerechten Richter, ging erst mit der Christuslehre in

vollkommener Klarheit auf. So ward nun der Eid einerseits als juristisches Beweismittel angewandt, anderseits als heiliges, unverletzliches Versprechen betrachtet, welches unter Anderm auch den Unterthan an seinen Fürsten, und diesen wieder an jenen knüpfte. Da nun die Erhaltung dieser wichtigen Verbindung, sowie eine Masse anderer Verpflichtungen, auf die Unverletzlichkeit des Eides gegründet waren, so mußte, wie natürlich, auch Alles daran liegen, den Eid selbst in seiner Würde, Heiligkeit und Unantastbarkeit vor den Augen der ganzen Welt zu erhalten; indem, ein Mal herabgewürdigt, die fromme Scheu vor demselben im Volke verschwinden mußte, und somit alle Bande wenn nicht gelöst, doch sehr locker wurden.

Wie sehr nun die Aufrechthaltung des oft gedachten Eidschwures im Interesse der Potentaten lag; so wenig glaubten sich die geistlichen Herrscher durch denselben gefesselt, und verletzten ihn unbedacht gar manches Mal; nicht beachtend, wie sehr sie sich selbst dadurch schadeten.

Nirgends aber mußte eine solche Nichtachtung mehr auffallen und schlimmere Folgen haben, als wenn sie von da ausging, wo sie am Strengsten hätte vermieden werden müssen, nämlich von Dem, der sich als Stellvertreter Christi und Gottes die Herrschaft über die Welt angemaßt hatte. Mit der ihnen eignen Schlauheit, die Alles zur Vergrößerung ihrer Macht anzuwenden wußte, hatten die Päbste auch die Anrede Jesu an den Apostel Petrus, dessen Nachfolger in geradester Linie sie ja zu

seyn vorgaben, benutzt und behaupteten nun, daß die Worte: „Ich will Dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; was Du bindest auf Erden, — Das soll auch im Himmel gebunden seyn; und was Du lösest auf Erden, — Das soll auch im Himmel gelöset seyn" — nichts Anderes bedeuteten, als — Alles, was sie thun würden, sey recht, und Alles was sie verwürfen und auflößen, wenn es auch das heiligste Band sey, müsse auch als von Gott verworfen und aufgelöst zu betrachten seyn. Nicht Ein, nein! Hunderte von Beispielen der Treulosigkeit und des Wortbruches gingen daher vom päbstlichen Stuhle aus, und profanirten in den Augen der Völker den Eid. Mit namenloser Frechheit trat Rom Treue und Glauben in den Staub. Aber die stolzen Priester sollten die heiligsten Bande nicht umsonst zerrissen haben. Die natürliche und nächste Folge war die Empörung der Laien gegen die angemaßte Herrschaft derselben; und die Strafe folgte dem Vergehen meist auf dem Fuße nach.

Ein schlagendes Beispiel hiervon lieferte Pabst Clemens VII., als er Franz I., König von Frankreich, von dem in Madrid dem Kaiser Karl V. geleisteten Eide entband. Unberechenbar waren die Folgen dieser Veranlassung und Bescheinigung eines Meineides. Nicht nur daß fürchterliche Kriege halb Europa verwüsteten, Ströme Blutes flossen, und unzählige Menschen unglücklich wurden, — nein! auch das weltberühmte Rom mußte furchtbar büßen, und Clemens selbst kam in politischer und moralischer Hinsicht am Schlimmsten dabei weg.

Sey es uns vergönnt den Hergang dieses Ereignisses und dessen Folgen etwas näher zu beleuchten!

Kaiser Maximilian I. war 1519 gestorben. Europa sah mit gespannter Erwartung auf die Bemühungen, welche nun von den beiden gewaltigsten Fürsten der damaligen Zeit, von Karl, dem Könige von Spanien und Erzherzoge von Oestreich, und von Franz I., von Frankreich, behufs der Erlangung der deutschen Kaiserkrone ausgingen. Von beiden Seiten wurde alles nur Mögliche aufgeboten, das glänzende Ziel zu erreichen. Endlich siegte der deutsche Fürst durch die Zusprache der Churfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen; und der Erzherzog bestieg den deutschen Thron als Kaiser Karl V. Die Nachricht dieser Wahl erfüllte den König von Frankreich mit Wuth. Ein tiefer, unauslöschlicher Haß gegen seinen glücklichen Nebenbuhler faßte in seiner Seele Wurzel, und verleitete ihn zu den ungerechtesten Schritten. Hinterlistig begann der Eifersüchtige, Robert de la Marc, Herrn von Bouillon, gegen seinen Kaiser aufzureizen und hauptsächlich die Sache des jungen Heinrich d'Albret, Königs von Navarra, zu unterstützen, welcher, dadurch ermuthigt, in Spanien einfiel. Karl erkannte alsbald in diesen Bewegungen die Intriguen seines frühern Nebenbuhlers, und rüstete sich sofort, um demselben kräftig begegnen zu können, zu einem Kriege gegen Frankreich. Mit den Vorbereitungen zur Eröffnung dieses Feldzugs beschäftigt, nöthigte ihn indessen ein gefährlicher Aufstand

Spaniens sein Hauptaugenmerk auf jenes Land zu richten. Nachdem jedoch durch die am 23. April 1522 erfolgte Schlacht von Villalar das Heer der Empörer auf's Haupt geschlagen, und in Folge dessen, die Ruhe im Königreich wieder hergestellt war, wandte Carl seine Aufmerksamkeit auf das durch Franz im Jahre 1515 eroberte Mailand.

Frankreich, von allen Seiten bedroht, hatte einen gefährlichen Stand; denn selbst Heinrich VIII. von England hatte sich mit Carl verbunden, und griff unter dem Grafen Surrey dasselbe an den Küsten der Normandie und Bretagne an; während die niederländischen Truppen, vom Grafen von Buren geführt, sich auf die Picardie warfen. Empfindlicher aber als diese Angriffe, waren die Verluste in Italien. Die Kaiserlichen schlugen in der Schlacht von Bicocco den französischen Heerführer Lautrec, und Mailand und Genua fiel in die Hände Carls. Demungeachtet verzagte der ritterliche Franz keinen Augenblick. Sein Muth wuchs mit der Gefahr und mit kühner Zuversicht stellte er sich an die Spitze seines Heeres, fest entschlossen, das schöne Mailand wieder zu gewinnen. Rasch rückte er vor; schon war Lyon erreicht; da hemmte plötzlich ein unvorhergesehenes Ereigniß seinen Zug. Franzens Mutter, die ränkevolle Louise von Savoyen, hatte aus Haß, dessen Quelle verschmähte Liebe war, ihren Sohn zu schweren Mißhandlungen des Prinzen Karl von Bourbon, Connetables von Frankreich, vermocht.

Bourbon, auf's Aeußerste gereizt, ließ sich in eine Verschwörung gegen den König ein, und mußte, da diese entdeckt wurde, fliehen. Er warf sich racheglühend in des Kaisers Arme; der ihn um so freudiger empfing, als das Feldherrntalent des Prinzen allgemein anerkannt war. Frankreichs König, die Verzweigung jenes Complotes fürchtend, wagte nicht weiter zu gehen und übertrug den Befehl seines Heeres dem Admiral Bonivet. Dieser hatte abermals einen Theil des mailändischen Gebietes erobert, konnte sich jedoch nicht halten und mußte sich, der Ueberlegenheit der feindlichen Macht weichend, auf's Schleunigste zurückziehen. Carl's Heer, geführt von Lannoy, dem Vicekönig von Neapel, Pescara und dem Herzog von Bourbon, folgte dem Flüchtigen längs der Sessia auf dem Fuße, und nur mit Mühe und Noth entkamen die Trümmer des französischen Heeres der Wuth der Kaiserlichen.

Jetzt schien die Zeit der Rache für den Connetable von Frankreich gekommen. In Zuversicht auf seine Freunde und den Mißmuth, den die öfteren Gelderpressungen, zu welchen sich Franz I. in Folge seiner namenlosen Verschwendungen und der jetzt angeknüpften Kriege, genöthigt sah, hervorgerufen hatten, schlug Bourbon dem Kaiser einen Einfall in Frankreich selbst vor, und Carl vermochte dieser Versuchung um so weniger zu widerstehen, als er auf England's Hülfe mit Gewißheit rechnen zu können glaubte. Allein, während Bourbon vor Marseille rückte, mußte er zu seinem

Bedauern gewahren, daß er sich hinsichtlich der Gesinnungen seiner Freunde und Landsleute getäuscht habe; die wohl unzufrieden, aber demungeachtet nicht zum Abfalle von ihrem Könige geneigt waren. Da nun auch England weder Geld sandte, an dem es dem Kaiser so sehr gebrach, daß er nicht im Stande war, seinen Kriegern den Sold zu zahlen, noch irgend eine Truppenbewegung zu seinen Gunsten machte: so konnten die Kaiserlichen dem eiligst heranrückenden Franz nicht widerstehen, der mit einer von Nationalstolz begeisterten Macht, Alles überwältigend, ihnen entgegentrat. Des Königs Stellung bei Avignon drohte das Heer Carl's von Italien abzuschneiden, daher sich dasselbe genöthigt sah, den Rückzug in möglichster Eile anzutreten, um die nach Italien führenden Pässe zu erreichen. Franz drang in forcirten Märschen vor, während Pescara, welchem die Franzosen bei den Alpen zuvorgekommen waren, an der Küste hinmarschiren mußte; und so sah sich Frankreichs Herrscher im Besitz des prächtigen Mailands, während jener erst Pavia erreichte.

Jetzt hatte sich plötzlich der Stand der Dinge geändert. Die Heere des Kaisers waren zusammengeschmolzen; neue Hülfe traf wenig ein; denn die Großen des Reiches sahen mit Vergnügen die Mißgeschicke ihres Herrn, der ihnen zu mächtig zu werden anfing. Geld fehlte fast gänzlich, um die Truppen zu besolden, ja, selbst an Lebensmitteln war Mangel, und lautes Murren zeugte von dem Unmuthe der Soldaten. Diese Schwächen

des kaiserlichen Heeres waren den italiänischen Fürsten und namentlich dem Pabste Clemens VII. (Medicis) nicht unbekannt geblieben, und ihrer hinterlistigen Politik getreu, spähten sie nach dem Stärkern, um sich demselben anzuschließen, und den Verlassnen zu vernichten. Clemens gab das Beispiel zu diesem unwürdigen, seinem feigen Charakter angemessenen Betragen. Er verkündete mit heuchlerischer Demuth, als allgemeiner Vater der Christenheit müsse er alle Partheilichkeit ablegen und Frieden zu erhalten suchen. Da er aber hörte, wie aufgebracht die kaiserlichen Generale darüber seyen: daß er sie gerade in dem Augenblicke verlasse, wo sie seine Hülfe am meisten bedürften, und Lannoy's Rede erfuhr, der bei der päbstlichen Neutralitätsanzeige öffentlich in die Worte ausbrach: „Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich!“ — bemächtigten sich Furcht seiner Seele, und er fing an, sich auf's Neue um Carl's Freundschaft zu bewerben, was den Falschen indessen nicht abhielt, zu gleicher Zeit ein heimliches Bündniß mit Frankreich gegen den deutschen Kaiser abzuschließen.

Carl's Lage war äußerst mißlich. Nur Pavia, Cremona, und Lodi blieben ihm noch; fielen auch diese, so war es um seine Macht in Italien geschehen. Da rückte der siegesdurstige Franz vor Pavia und fing am dritten November an, es zu beschießen, die baldige Eroberung desselben für gewiß haltend. Allein ganz Europa erstaunte: denn die Stadt, durch ihren Commandanten da Leyva mit unüberwindlicher Tapferkeit vertheidigt,

hielt sich während des ganzen Winters. Da erschien plötzlich gegen alle Erwartung ein neues Heer von 15,000 Mann, welches Georg von Frundsberg aus Deutschland hergeführt hatte, und eilte der bedrängten Feste zu Hülfe. Franz, zu stolz, dem Feinde zu weichen, nahm trotz der Vorstellungen seiner Freunde die Schlacht im Angesichte Pavia's an. Es war am 23. Februar des Jahres 1525; der Tag war blutig und entscheidend. Der König kämpfte an der Spitze der Seinen mit ritterlichem Muthe. Haufen von Leichen sanken vor ihm nieder, und begeistert folgte seine Umgebung dem edlen Beispiele; aber keine Macht vermochte dem Feinde zu widerstehen, der, ohne Geld, dem tiefsten Mangel Preis gegeben, seine einzige Hoffnung auf die Eroberung des reichen französischen Lagers setzte. Hierdurch angefeuert, stürzten sich die Kaiserlichen auf die Franzosen, und warfen Alles nieder, was sich ihnen entgegenstellte. Nach langem Kampfe stäubten die Trümmer des französischen Heeres auseinander, und ein glänzender Sieg, durch einen kühnen Angriff Pescara's und einen eben so tapfern Ausfall da Leyva's herbeigeführt, krönte die Fahnen Carl's V. mit Sieg. — Edle und Gemeine deckten das Schlachtfeld, und unter ihnen fand sich auch Bonnivet. Aber wichtiger noch war die Gefangennehmung Königs Franz I. von Frankreich, und Heinrich d'Albert, Ex-Königs von Navarra.

Carl vernahm mit Entzücken die Nachricht des erfolgreichen Sieges von Pavia, und eine herrliche Aussicht öffnete sich seinen trunkenen Blicken. Nach langer

Berathung, auf welche Art er den errungenen Vortheil benutzen solle, entschied er sich für den Weg der Unterhandlungen. Der gefangene König sollte auf Mailand und alle anderen italiänischen Länder verzichten, Burgund abtreten, seiner Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois entsagen, dem Herzoge von Bourbon und dessen Anhängern die Zurückgabe aller Güter verheißen, die Sache des Königs von Navarra aufgeben und durch die Ueberlieferung seiner zwei älteren Söhne als Geißeln, auch durch das Versprechen, im Falle der Nichterfüllung selbst in die Gefangenschaft zurückkehren zu wollen, die Unverbrüchlichkeit des ganzen Tractats zu sichern. Mit Unwillen wies König Franz diese, seiner Ehre so sehr zuwider laufenden Bedingungen zurück; allein er war der Schwächere, und die Weigerung hatte seine Abführung nach Madrid zur Folge. Unbeugsam bei seinem Entschlusse bleibend, vertraueerte er hier in strengem Gewahrsam ein ganzes Jahr, während die in Wittenberg ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten Carl V. auf vielfache Weise in Deutschland beschäftigten.

Diese Zwischenzeit benutzte Clemens VII., der Nachfolger Christi, der Welt neuerdings ein Beispiel päbstlicher Treue und Redlichkeit zu geben.

Pescara glaubte einige Ursachen zur Unzufriedenheit zu haben; indem er seine dem Kaiser geleisteten wichtigen Dienste als zu wenig anerkannt und belohnt ansah. Dies benutzte der schlaue Priester und bot demselben, im Einverständnisse mit dem mailändischen Kanzler Marone, für

den Fall, daß er seinen Kaiser verlassen und gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen wolle, das Königreich Neapel an. Während er aber hier den Diener zu verleiten suchte, den Unterthaneneid, den Eid ewiger Treue, zu brechen und zum Verräther an seinem eigenen Kaiser zu werden, trieb der fromme Priester die Verstellung und Falschheit so weit, sich mit einem geheimen Schreiben an Carl zu wenden und ihm zu eröffnen: daß es nicht wohl gethan sey, seine Generale in irgend Etwas zu kränken und zu vernachlässigen. So dachte der Pabst, im Fall der Plan mißlänge, seine Person vor den Augen des Kaisers rechtfertigen und betheuern zu können, daß er an jenen Umtrieben keinen Theil genommen habe. Pescara war listig genug, der Sache scheinbar Gehör zu geben; sobald er aber Herr des Geheimnisses war, entdeckte er seinem Kaiser sofort den ganzen Vorgang und bemächtigte sich des verrätherischen Kanzlers. Des Pabstes niedrige Künste lagen am Tage, und Carl wandte sich mit Abscheu von dem Falschen. Aber List und Tücke waren die Elemente dieses Pfaffen; und damit man sehen möge, welches Gewicht der heilige Vater auf einen im Angesichte Gottes auf die Bibel geschwornen Eid lege, — damit das Volk lerne, daß dem Nachfolger Jesu Nichts heilig sey, was seiner Leidenschaft entgegen stehe, damit der gemeine Mann sich ein Beispiel der Treulosigkeit nähme an dem Hochstehenden und Heiligen, wandte sich Clemens durch geheime Gesandte an den gefangenen König der Franzosen mit der Lehre, Franz solle getrost die Bedingungen

des Kaisers annehmen und mit dem verlangten feierlichen Eide auf die heiligen Evangelien schwören, daß er lebenslänglich alle Artikel halten wolle; er möge sich auch nur immerhin mit seinem königlichen Ehrenworte verbürgen, daß, wenn er das Versprochene nicht halten könne, er wieder in seine Gefangenschaft zurückkehren wolle; Er, Clemens VII., Statthalter Christi, entbände ihn hiermit kraft seines Amtes im Voraus von diesem Eide und ertheile ihm vollkommene Absolution.

Franz schauderte im Anfang vor dieser Niederträchtigkeit zurück, konnte aber doch endlich der Sehnsucht nach Freiheit und den Vorstellungen der päbstlichen Creaturen nicht länger widerstehen. Er willigte in das falsche Spiel, und suchte sein Gewissen nur noch dadurch zu beschwichtigen: daß er vor der Eidesleistung seine Freunde noch in's Geheim zu sich kommen ließ, in deren Gegenwart er schriftlich gegen den Vertrag als einen Act der Gewalt und des Zwangs protestirte. Durch diese entehrende Zweideutigkeit erkaufte sich der gelehrige Schüler päbstlicher Heuchelei die Freiheit; aber die Folgen dieser Schlechtigkeit folgten der That auf dem Fuße. Der bisher geachtete und als Märtyrer betrachtete König hatte sich durch diesen Schritt den Unwillen ganz Europa's zugewandt, und die öffentliche Meinung trat auf Carl's Seite. Clemens VII. aber sollte härter büßen. Kaum war der König auf freiem Fuße, als er im Vereine mit dem Pabste den geleisteten Eid als erzwungen und

nichtig erklärte, mit dem Könige von England, dem heiligen Vater, dem Herzoge von Mailand und den Venetianern einen Bund unter dem Namen der heiligen Ligue" schloß, der keinen andern Zweck hatte, als Carl'n Italien zu entreißen und überhaupt seine überhandnehmende Macht zu brechen. Aber das Glück wandte den Wortbrüchigen den Rücken. Zerfallen mit sich selbst, sah der König Schaam und Rachsucht in seinem Herzen kämpfen. Statt kräftig aufzutreten, knüpfte er weitläufige Unterhandlungen an, und suchte im Arme seiner Maitressen und im Rausche wilder Sinnenlust die Vorwürfe des Gewissens zu übertäuben. Clemens dagegen, erhaben über der Laien kindische Begriffe von Treue und Redlichkeit, verfolgte mit Eifer seinen Plan und ließ, vereint mit den Venetianern, seine Truppen gegen Mailand rücken. Da streckte der Allmächtige seine Hand aus und züchtigte den stolzen Priester. Carl, die Politik der Päbste kennend, war nicht unthätig gewesen; sein Heer hatte sich verstärkt und stand, da Pescara gestorben, unter dem Oberbefehle Bourbon's. Doch hielt er es für rathsam, noch ein Mal die Hand zur Aussöhnung darzubieten, und sandte daher Hugo Moncada mit Friedensvorschlägen nach Rom. Clemens aber, im Widerspruche mit seinem frühern heuchlerischen Friedensverlangen, wies jede Unterhandlung zurück. Moncada, über das Mislingen seiner Sendung unwillig, eilte, sich mit der Familie, der Colonna, jener Todfeinde des Pabstes zu verbinden, überfiel denselben in seiner eignen Hauptstadt,

und bereitete ihm fast Bonifacius VIII. Schicksal. Doch noch drohendere Gewitter zogen gegen den Vatican herauf. Die kaiserliche Heeresmacht, welche Oberitalien occupirte, bestand aus 25,000 Mann. Es war ein buntes Gemisch von Deutschen, Spaniern und Italienern, die das einzige Band einer unbegrenzten Raublust zusammenhielt. Lange war ihnen der Sold nicht ausgezahlt worden, und weder Bourbon noch der Kaiser selbst wußten Mittel aufzufinden, denselben zu entrichten. Da murrten die Völker und gefährliche Unruhen drohten. Kaum vermochten die Feldherren die bewegte Masse zu halten. Die Soldaten verlangten laut und gebieterisch, den Pabst zu züchtigen, der an allen diesen Kriegen schuld sey und sie durch seine Doppelzüngigkeit und List thatenlos aufzureiben suche. Sie verlangten die Plünderung Roms. Vergebens stellte ihnen Lannoy vor, daß er in des Kaisers Auftrage einen achtmonatlichen Waffenstillstand geschlossen habe; vergebens suchte Bourbon sie zu beruhigen. Die Menge tobte nur noch wilder und drohte, ohne die Führer nach der Hauptstadt Italiens aufbrechen zu wollen. Gezwungen gab der Herzog nach, hoffend, durch seine Gegenwart das Schicksal des unglücklichen Rom's mildern zu können. — Die Mitternacht des 6. Mai 1527 weckte mit Lärmschlagen die kaiserlichen Völker, welche sich um Rom gelagert, und der kriegerische Schall trug Schrecken und Angst in die Mauern der Stadt. Bourbon ordnete seine Schaaren zum Sturme. Ein dichter Nebel hüllte die Belagerer ein und erlaubte den

Kaiserlichen, ungesehen bis zu den Stadtmauern vorzudringen. Der Angriff war muthig; die Vertheidigung tapfer und verzweifelt. Leichen füllten die Gräben, und dennoch rückten immer neue Streiter an, sich dem gewissen Tode zu opfern. So tobte der Kampf mehrere Stunden, und die gegenseitige Erbitterung steigerte sich von Minute zu Minute. Der Herzog bemerkte indessen: daß seine Völker an Eifer nachließen, das Schicksal des Tages schwebte auf den Flügeln eines Augenblicks. Mit der Kraft eines Löwen riß Bourbon aus den Händen seines Nachbars die Sturmleiter, legte sie an und klimmte, das Banner Oestreichs schwingend, die gefährlichen Stufen empor. Schon hatte er die Höhe erreicht, schon folgten Tausende seinem Beispiele, da fiel ein wohlgezielter Schuß, und die mörderische Kugel stürzte den Herzog herab. Kaltblütig befahl der Sterbende, seine Leiche mit einem Mantel zu bedecken, damit Niemand seinen Tod erfahre, ehe Rom genommen sey. Doch dem ungeachtet lief die Trauerbotschaft mit Blitzesschnelle durch die Reihen der Kämpfer; aber statt zu entmuthigen, reizte sie dieselben zur fürchterlichsten Wuth. Ihren Feldherrn zu rächen, stürzten sie sich mit erneuerter Kraft auf die Stadt. Umsonst rang sich der Pabst vor St. Peters Altar die Hände wund in verzweifelten Gebeten; das Stöhnen des Eidbrüchigen tönte schauerlich durch die mit Menschen gefüllten Hallen. Er selbst hatte den Sturm heraufbeschworen und sollte seinen Frevel nun büßen.

Rom ward genommen. — Welche Scenen des

Schreckens folgten dem blutigen Kampfe! Gothen und Vandalen hatten menschlicher gehandelt, als diese blutgierigen Horden, deren Plünderungssucht erst dann Befriedigung fand, als sie in Gräueln aller Art ihre Wuth erstickt hatten.

An sechstausend Ermordete deckten die Straßen; Männer, Weiber und Kinder wurden die Opfer des Todes und der zügellosesten Leidenschaften der rohen Krieger! Der Pabst warf sich, nebst dreizehn Cardinälen, den Gesandten der befreundeten Fürsten und einigen Edlen Rom's in die Engelsburg, die er in größter Eile in Vertheidigungszustand setzen ließ. Lange wütheten die Sieger in der überwundenen Stadt, plünderten und brandschatzten dieselbe mehrere Tage, ohne daß es dem Prinzen von Oranien, der nach Bourbon's Heldentode den Oberbefehl erhalten, möglich gewesen wäre, denselben Einhalt zu thun. Die Habsucht der Kaiserlichen, hauptsächlich der Spanier und Italiener, kannte keine Grenzen. Nicht allein, daß alles Privateigenthum geraubt, alle Kirchen und Klöster geplündert wurden, — nein! sogar bis in die stillen Gräber drangen die Unersättlichen, den Todten ihren Schmuck raubend.* Auch die berühmte

* So wurden der Leiche des Pabstes Julius III. die Ringe abgezogen. Zur Ehre der Deutschen sey indessen gesagt: daß die Meisten dieser Gräuel von den Italienern und Spaniern verübt wurden, während sich die Deutschen, ihrem Charakter treu, ans Essen und Trinken machten. Frundsberg's, Historia, fol: 115.

Bibliothek des Vaticans erlitt einen unersetzlichen Verlust, indem die Barbaren einen großen Theil derselben verbrannten oder zerrissen. In den Kirchen, die als Ställe dienten, streute man den Pferden mit rohem Jubel die zerstückten Bullen, ja! köstliche Werke des Alterthums, unter, und wer mag die Kunstwerke aller Art aufzählen, die, den früheren Plünderungen Rom's glücklich entgangen, jetzt vernichtet wurden? Endlich, nach sechs schrecklichen Tagen, legte sich die Wuth, und die Soldaten sanken erschöpft vom Morden und Zerstören auf die eroberten Lager.

Oranien benutzte diesen Augenblick und bemühte sich, einige Ordnung hervorzurufen. Sodann sandte er einen Unterhändler an den Pabst und schlug ihm vor, gegen Auszahlung einer Summe, mit welcher er im Stande sey, seinen Kriegern den verlangten, rückständigen Sold zu entrichten, Rom zu verlassen. Der heilige Vater aber, auf Entsatz hoffend, trotzte dem Prinzen, und setzte lieber die unglückliche Stadt noch einer ferneren Plünderung aus, als daß er sich zur Erlegung der verlangten Summen verstanden hätte. Man schloß die Engelsburg daher sorgfältig ein, und der Haß der Soldaten gegen Clemens that sich auf eine andere wohl feindlichere, aber den Pabst tief verletzende Weise kund. —

Wohlleben und ausgelassene Fröhlichkeit war bei den Siegern an die Stelle des Blutdurstes getreten. Seltsam contrastirten die rauchenden Trümmer, die bleichen, kummervollen Gesichter der übrig gebliebenen Einwohner mit dem Jubel und den Freudenliedern, die

auf allen Seiten aus den rauhen Kehlen der schwelgenden Soldaten erschallten. Die prächtigsten Paläste, von ihren Herren verlassen, hatten sich in Casernen umgewandelt, und in den Marmorgemächern, verächtlich über kunstvolle Mosaikböden schreitend, tobte das wilde Heer und ersäufte die Erinnerung an jahrelange Entsagungen in den schäumenden Bechern, oder erstickte sie in den Armen einer ungezügelten Liebe. An keiner Stelle ging es aber toller her, als in dem Palaste des Cardinals Ponceta,* welchen ein Haufen Deutscher inne hatte. Ein unbändiges Gelächter schallte durch die weiten Gemächer und verkündete die ausgelassene Fröhlichkeit seiner jetzigen Inhaber. Doch konnten die Massen der Außenstehenden die Ursache dieses Jubels nicht gewahren: denn das Gedränge an den Zugängen war so groß, daß man weder vor- noch rückwärts konnte, noch weniger aber Etwas von dem innen Vorgehenden zu Gesichte bekam. Jetzt erhob sich ein neues Jauchzen, stärker als alle vorhergehenden, und zugleich gab eine wogende Bewegung der Köpfe kund, daß sich die Inhaber des Palastes nach den Ausgängen drängten. Es entstand ein harter Kampf, die Außenstehenden wollten hinein, die Anderen heraus, und so wogte die Masse unter Lachen und Fluchen lange hin und her. Da plötzlich rief eine sonore Männerstimme aus dem Innern des Gebäudes:

---

* C. G. Buder, Sammlung verschiedener Urkunden. Frankfurt und Leipzig. 2. Theil, S. 280.

„Platz! Platz da! der Pabst kommt. Platz für den heiligen Vater!“ und indem tausend Stimmen wiederholten: „Der Pabst!“ — — „Platz für den Pabst!“ wogte die Menge auseinander, und es bildete sich von der Hauptpforte des Ponceta'schen Palastes an eine breite Straße. Im gleichen Augenblick erschien eine kolossale Gestalt, auf einem Esel reitend, unter den Marmorbogen. Es war Wilhelm von Sandizel, der von der gegen Clemens erbitterten Menge zum Spott gewählte Afterpabst. Das rothe, kupferfarbige Gesicht, aus welchem die lüsternen Augen munter zwischen den aufgedunsenen Backen hervorglänzten, war von einer dreifachen, aus Papier gemachten Krone überschattet. von seinen Schultern fiel ein langes Stück violettes Zeug, einen Mantel vorstellend, und deckte nicht nur die schwammige Gestalt des Reiters, sondern auch den ganzen Hintertheil des Esels. Der wohlgenährte Bauch ruhte bequem auf dem geduldigen Thiere, während er die langen Beine an sich ziehen oder krumm halten mußte, um ihr Nachschleifen zu verhindern. Ein furchtbares, kaum endendes Gelächter begrüßte diese komische Figur, welcher vierzehn Landsknechte, als Cardinäle gekleidet, und ebenfalls auf Eseln reitend, folgten. Sie hatten sich der rothen Hüte und Mäntel der entflohenen oder gefangenen Cardinäle bemächtigt, und nun ihre vierschrötigen Gestalten und bärtigen Gesichter damit geziert. Lächerlicher noch als die beiden vorhergehenden, war indessen die nun kommende Erscheinung. Ein untersetzter Mann folgte mit

pathetischem Schritte den Reitern. Er hatte einen Lappen schwarzen Tuches umgeworfen, und zwar so, daß der Kopf durch ein in der Mitte angebrachtes Loch guckte, und das eine Ende des Zeugs vorn, das andere hinten herunterhing. Die Arme blieben frei. In der einen Hand hielt der Schwarze, der Niemand anders als Luther vorstellen sollte, eine Art Besen, zum Zeichen, daß er das Pabstthum reinigen wolle, in der andern eine mächtige Pergamentrolle als Symbol der Bibel, die er auch den Laien zuzuwenden gedachte. Der Mann war Grünewald ein deutscher Landsknecht. Bischöfe, auf gleich auffallende Weise ausgeschmückt, schlossen den Zug.

Langsam bewegte sich derselbe vorwärts, bis die Letzten den Palast verlassen; dann hielten die Reiter an, nahmen mit komischer Würde einen am Sattel ihrer Thiere befestigten Krug Wein und schenkten sich die Gläser voll. Sandizel, der neue Pabst, segnete alsdann mit demselben das um ihn her niederknieende Volk und trank auf das Wohl seiner Kinder, welchen er den Frieden zu erhalten gelobte.* Als nun aber noch die Cardinäle ihre Gläser auf des Pabstes und Luthers Gesundheit leerten, erreichte der Jubel seinen höchsten Grad. Halb Rom lief zusammen und folgte dem Zuge, der sich gemächlich nach der Engelsburg begab. Hier angelangt,

---

* Anspielung auf Clemens VII. oft gegebnes heuchlerisches Versprechen.

erneuten sich, unter den Augen des wirklichen Pabstes, die beschriebenen Spottscenen. Nachdem mit dem vollen Glase ertheilten apostolischen Segen, welchen der größte Theil des Volkes, sowie die Cardinäle, welche von den Eseln gestiegen waren, knieend und unter den lächerlichsten Geberden empfingen, streckte der After-Pabst seine Hände und Füße aus und ließ sein Gefolge zum Hand- und Fußkuße zu. Jede Bewegung, jeder Witz, jede auf Clemens zielende Spottrede wurde mit Gelächter und Jauchzen belohnt, und der Muthwille der Menge steigerte sich auf's Höchste. Aber er gab auch auf eine unzweideutige Weise den Haß gegen Clemens zu erkennen, der in allen Herzen so tief eingewurzelt war. Nachdem sich der Lärm einigermaßen gelegt, schlossen Cardinäle und Bischöfe um den Pabst und Luther einen Kreis. Einer der Ersteren trat hervor und sprach mit lauter Stimme, so daß man seine Worte mit Leichtigkeit auch auf der Burg vernehmen konnte: sie wollten jetzt einen neuen und frömmern Pabst wählen, der auch dem Kaiser gehorsam sey, und nicht wie der jetzige durch schändliche Hinterlist, Tücke und Treubruch Krieg und Blutvergießen über die Welt brächte. Da trat Luther hervor und rief mit einer Stimme, deren Kraft Alles erbeben machte, sich nach dem jetzigen Aufenthalte des Pabstes Clemens wendend, er habe Lust, den Pabst zu zerreißen und sein Fleisch zu fressen, weil jener, anstatt Gotteswort zu befördern, solches an seiner glücklichen Ausbreitung verhindere, weil er Gottes, des Kaisers und Jedermanns

Feind sey, und der Welt mit einem schlechten Beispiele vorangehe. Kaum hatte Grünewald diese Rede unter kühnen Schwenkungen seines Besens vollendet, als einer der Cardinäle ausrief: „Wir wollen Luther zum Pabste machen! Wem solches gefällt, der hebe seine Hand auf!" — Da schallte ein abermaliger Freudenruf durch die Lüfte, alle Hände flogen in die Höhe und tausend Stimmen schrieen: „Luther Pabst! Luther Pabst!" — Der Dickbäuchige wurde seiner dreifachen Krone und seines Mantels beraubt, und Luther bestieg unter namenlosem Gejauchze den Esel. Dann bewegte sich der Zug weiter, bis das öftere Segenertheilen und Zutrinken die Köpfe schwerer und die Witze plumber machte. Indessen wiederholten sich ähnliche Scenen zu öfteren Malen, und Clemens mußte die bittersten, und was das Verdrüßlichste bei der Sache war, die verdientesten Spottreden hören. * Vergebens wartete er auf Entsatz. Der, welcher es im Glücke mit Niemanden redlich gemeint, hatte nun im Unglücke keinen Freund; ja! selbst die Florentiner, die Venetianer und die Herzoge von Urbino und Ferrara benutzten seine Ohnmacht und rächten sich an dem Verhaßten durch Einfälle in das päbstliche Gebiet.

Als nun Clemens Alles verloren und keine Hülfe vor Augen sah, ward er nachgiebiger, und machte dem

* C. G. Buders Sammlung verschiedener Urkunden, Frundsberg's Historia. fol. 112. u. f. w. Ricelli's Karl V.

kaiserlichen Heere Friedensvorschläge, in welchen er sich unter Anderm erbot, jedem Kriegsknechte sogleich zwei Monate Sold, und nach zwanzig Tagen die Löhnung eines dritten Monates zu bezahlen. Aber hier zeigten sich neuerdings die Folgen seiner Meineidigkeit. Selbst bei dem gemeinen Soldaten hatte das Wort des Stellvertreters Gottes so wenig Glauben, daß ihm die Lanzknechte antworten ließen: Wer wollte einem Menschen vertrauen, der keine seiner Zusagen hält? Hat er nicht der Colonna Land gegen alles Versprechen verwüstet, und den König von Frankreich aufgefordert, dem Kaiser das Wort zu brechen? — Wir wollen uns in der Engelsburg unser Geld selbst holen und werden uns nie mit leeren Versprechungen wegschicken lassen! — *

So dauerte denn die Belagerung der Engelsburg sieben Monate fort. Das Elend ward groß und größer, und keine Hülfe war mehr zu erwarten. Da endlich beugte sich der stolze Priester und schloß mit den Kaiserlichen einen Vertrag ab, nach welchem er versprach, viermal Hunderttausend Kronen zu zahlen, von nun an des Kaisers aufrichtiger Freund zu seyn und zu bleiben, und die Familie Colonna wieder in ihre Ehren, Aemter und Güter einzusetzen. Aber bald erneute sich das alte Lied. Der heilige Vater blieb seiner unheiligen Politik treu. Der Vertrag wurde auf keine Weise

* Frundsberg Historia, fol. 118.

gehalten, und nur vierzig Tausend Dukaten ausgezahlt, worunter noch ein großer Theil in zu leichter Münze bestand. Neue Kämpfe begannen. Das Land wurde verwüstet und die aufgebrachten Kriegsvölker, welche unterdessen Rom, der darin herrschenden Pest wegen, verlassen hatten, mordeten und zerstörten, was ihnen unter die Hände fiel.

Dies waren die Folgen des Meineides, zu welchen der Pabst den König von Frankreich veranlaßt hatte. Aber nicht nur Rom, das prächtige, war gefallen und zerstört, — nicht allein das Glück von Tausenden zertrümmert und des Pabstes gefüllte Schatzkammer geplündert worden; auch in moralischer Hinsicht mußte Clemens die vielfach bitteren Folgen seines Betragens kosten. Sein Ansehen war vernichtet; man spottete seiner Anmaßungen, und verachtete aufs Tiefste einen Menschen, der als Stellvertreter Gottes auftreten wollte, und sich dennoch der gröbsten Vergehen schuldig machte. Wie Wenige der Deutschen, die jenen Feldzug mitgemacht, auch in ihr Vaterland zurückkehrten; es waren ihrer genug, um das Betragen des Pabstes, seine Ohnmacht und Erbärmlichkeit ihren Landsleuten mitzutheilen und auf solche Weise der Reformation, jenem furchtbaren Gegner des Pabstthums, einen Weg zu bahnen. Was mußte der Laie, was der Ungebildete von Treue und Glauben halten, wenn der Heilige auf Petri Stuhl sein Spiel mit jenen Tugenden trieb? Wer sollte sich verpflichtet erachten, seinem Versprechen oder Eide treu zu bleiben, wenn es

der erste Lehrer der Religion, das Oberhaupt der Kirche nicht that. Hier wurde der Keim zu tausend Kriegen, zu Revolutionen, zu Mord und Todtschlag ausgesäet; denn den Unterthan fesselte nur das, jetzt schwach gewordene, Band eines Eides an seinen Fürsten; den Herrscher das leicht zu lösende Versprechen der Aufrechthaltung eines Vertrages an seinen gekrönten Bruder; der Verbrecher schwur mit leichterem Gewissen seinen Meineid: denn er that ja nicht mehr als der heilige Vater selbst, und lachte der Wenigen, die ein so zerbrechliches Ding, als ein Eid ist, für heilig und unverletzlich hielten. Bis auf unsere Zeiten haben sich die Folgen jenes unmoralischen Betragens der Päbste vererbt, und wir gewahren mit schmerzlichem Bedauern, wie sich jene Tugenden nimmer mehr verlieren, und Eide und Versprechen von Tag zu Tage nichtssagender werden.

Solches Unheil brachte jene lichtscheue Politik, deren Grundsatz von jeher war, alle Mittel für heilig anzusehen, wenn sie nur zu dem gewünschten Ziele führten, über die Welt; solche unberechenbar nachtheilige Folgen wird nimmer die Unmoralität der weltlichen, mehr noch der geistlichen Primaten haben. Liegt nicht den in der neuesten Zeit zwischen den Fürsten und den Oberhirten der katholischen Kirche entsponnenen, unglückseligen Kämpfen ebenfalls die Verletzung des Unterthaneides der letzteren zu Grunde und findet, wie natürlich, in Rom ihre Unterstützung? — Aber Clemensens Nachfolger wandeln einen gefährlichen Pfad. Das Dunkel des zwölften und

Dr. Luther

dreizehnten Jahrhunderts wich längst einer glücklichen Aufklärung. Infallibilität und göttliche Machtvollkommenheit sind zu lächerlichen Anmaßungen der Päbste herabgesunken, und selbst der vernünftige Theil der Anhänger des katholischen Glaubens sieht mißbilligend die dermaligen Zerwürfnisse der Kirche mit Preußen. Man ahmt die Treulosigkeit Clemens VII. nach; Petri Stuhl aber hat sich durch solches Verfahren seinen Untergang vorbereitet.

Sehnsucht.

Warum dies stille Sehnen,
Das mir den Busen engt?
Woher die bittre Thräne,
Die mir im Auge hängt?

Es ward mir Nichts entrissen,
Es lacht um mich die Welt,
Und dennoch ein Vermissen
Ist's, das den Busen schwellt.

Wenn an dem Himmelsraume
Die Sterne lieblich glühn,
Fühl ich im Ahnungstraume
Ein namenloses Ziehn.

Ach ja! nach jenem Lande
Geht meiner Sehnsucht Schmerz;
Und erst am Grabesrande
Winkt Ruhe meinem Herz.

Der Heirathszwang.

Lyrische Oper in zwei Acten.

Personen.

Ein Ritter.
Junker Otto von Wiesek, kaiserlicher Burgmann.
Meister Waldschmied, Waffenschmied zu Wetzlar.
Bertha, dessen Frau.
Irmine, deren Tochter.
Siegmund, Irminen's Verlobter.
Paul, Amtsbote.
Herold.

Kaiserliches Gefolge. Junker. Schützen. Jäger. Volk.

Die Handlung spielt unter der Regierung Richard's von Cornwallis; theils in Wetzlar, theils vor und in Frankfurt.

Erſter Act.

Freier Platz bei Wetzlar. Rechts Meiſter Waldſchmied's Haus, daneben ein Zelt mit Wirthſchaft. Links mehrere Tiſche, an welchen Schützen und Volk ſitzen. Im Hintergrunde ſieht man eine Vogelſtange, nach welcher die Bürgerſchützen mit der Armbruſt ſchießen. Mehr gegen vornen ländlicher Tanz.

Erſte Scene.

Waldſchmied, **Bertha** und **Irmine** ſitzen im Vordergrunde vor ihrem Hauſe an einem Tiſche, Bürger und Bürgerstöchter ihnen zur Seite. **Siegmund. Amtsbote. Schützen** und **Volk.**

Nr. 1. Chor des Volks.

Stoßt an die vollen Becher
Laßt ſchalten Freud' und Luſt,
Und unſerm Kaiſer bringet
Ein Hoch! aus voller Bruſt.

Waldſchmied
(aufſtehend und einen vollen Becher erhebend).

Ja laßt den Kaiſer leben
Dem dieſes Feſt hier gilt;
Unſer Glück ſey ſein Beſtreben,
Unſre Bruſt wird dann ſein Schild.
Wiederholt drum einmal noch:
Der Kaiſer lebe hoch!

Chor.

Der Kaiser lebe hoch! — — — — —

(Siegmund, im Kostüm der Schützen, mit drei rothen Bandschleifen geschmückt, kommt aus dem Hintergrunde hervor und eilt rasch auf Irmine zu, indem er auf eine der Bandschleifen zeigt.)

Nr. 2. Recit. und Arie.

O Theure sieh',
Schon hat mein dritter Schuß getroffen!
Ach, Alles eint sich heut
Dies Fest zu schmücken,
Das mir durch Deine Hand
Das schönste wurde meines Lebens.

Geliebte, kaum kann ich es tragen,
Dies unerwartet süße Glück,
Frei darf ich meine Lieb' dir sagen,
Kein Zweifel schreckt mich mehr zurück.
Und Herz an Herzen eng verbunden,
Und Aug' in Auge, welche Lust!
In süßem Rausche flieh'n die Stunden
Mir Glücklichen an Deiner Brust.
O Seligkeit so ewig Dein,
So ewig Dir zur Seite seyn.

(Waldschmied und die Nachbarn sind indessen aufgestanden und bilden einen Halbkreis um das Paar.)

Amtsbote (sich neugierig hervordrängend).

Ei, Gevatter Stahlklopfer, sprecht, ist's richtig, ist Eure Tochter Siegmund's Braut?

Waldschmied.

Ja, Gevatter Hasenfuß! — ja Freunde, den heutigen frohen Tag, welcher Deutschland nach blutig schwerer Zeit einen neuen Herrscher gegeben, habe ich für mich auch zum Festtage ausgewählt. Kommt hierher, Siegmund, seyd Ihr auch nicht mit Glücksgütern gesegnet, so besitzet Ihr dagegen ein edles deutsches Herz und übergebe ich Euch, dem fleißigen und braven Gesellen, mit Freuden meine Tochter. (Er legt Siegmund und Irminens Hände ineinander.)

Siegmund

(nachdem er und Irmine ihn umarmt).

O Meister, wie reich und glücklich macht Ihr mich heute. Wie soll ich Euch danken.

Nr. 3. Terzett und Chor.

Siegmund und Irmine.

Ach welch ein Glück, wenn hier im Leben
Sich findet, was so nah' verwandt,
Und um die hochentzückten Herzen
Sich schlingt der Ehe Rosenband.

Waldschmied (zu Siegmund).

Es sey geknüpft. Aus meiner Hand
Empfange meiner Liebe Pfand.

Chor (zu Siegmund).

Es ist geknüpft. Aus seiner Hand
Empfängst Du seiner Liebe Pfand.

Siegmund.

O schöner Tag, o Tag der Freude,
Wie pocht mein Herz vor Wonn' und Lust!

Irmine.

Ach, kaum bezwing' ich meine Freude,
Fast sprengt sie mit Gewalt die Brust.

Zugleich.

Siegmund und Irmine.

Ach welch ein Glück, wenn hier im Leben
Sich findet, was so nah verwandt,
Und um die hoch entzückten Herzen
Sich schlingt der Ehe Rosenband.

Chor.

Welch Glück ist ihnen heut gegeben,
Es fand sich, was so nah verwandt;
Und um die hoch entzückten Herzen
Schlingt sich der Ehe Rosenband.

(Irmine und Siegmund gehen im Kreise umher und schütteln den Nachbarn die Hände. Unterdessen hat das Schießen geendet und die Schützen kommen mit Musik in Reihe und Glied und dem möglichst festlichen Zuge nach dem Vordergrunde. Dem Schützenkönig werden, von den vier Schützen, welche nachstehendes Quartett singen, die Embleme und eine Blumenkrone vorgetragen.)

Nr. 4. Quartett und Chor.

Vier Schützen.

Schützengilde, schwenk' die Hüte!
Preis ihn, der dich führt;

Ihm, dem besten aller Schützen
Ruhm und Ehr' gebührt.
Grüßet unsern König all
Mit dem frohsten Jubelschall.

Chor.

Heil dem kühnen Schützen, Heil!
Dem die Krone ward zu Theil.

Vier Schützen.

Wählt er eine Maid zum Tanze,
Muß die schönst' es seyn.
Ihm gebührt der Ehrenbecher,
Ihm der beste Wein.
Grüßt drum unsern König all
Noch einmal mit Jubelschall.

Chor.

Heil dem kühnen Schützen Heil!
Dem die Krone ward zu Theil.

(Alle schwenken die Hüte, jauchzen und trinken dem Schützenkönig zu. Die Schützen mengen sich unter das Volk.)

Zweite Scene.

Vorige. Otto von Wieseck mit mehreren Junkern.

Otto.

Seht da, welch einen Lärm das Bürgervolk erhebt. Fürwahr, es ist weit damit gekommen; in seinem frechen Muth dünkt es sich uns Edlen gleich. Gebt acht, treten wir den Wurm nicht bald in den Staub, so wird er noch zum Drachen, der uns zuletzt verschlingt.

Irmine (bei Seite).

O Gott! Da ist der Junker, der mich so lange schon mit seiner Liebe verfolgt.

Otto.

Ha, was seh' ich! — Irmine, des reichen Waffenschmieds Tochter. Jetzt, Freunde, macht's wie ich, folgt Eures Herzens Stimme. Bedenket: Schönheit ist ein Diplom, welches in jedem Stande anerkannt wird.

Irmine.

Er naht, der Verhaßte, wie such' ich ihn zu entfernen? — Wehe ihm, wenn Siegmund ihn erblickt.

Otto.

Endlich sehe ich Dich wieder, schöne Maid! — Willst Du ferner noch grausam seyn, ferner Dein Herz meiner Minne verschließen?

Irmine.

Geht, Junker, Euch ziemet solche Rede nicht. Sucht Eure schönen Worte bei Frauen Eures Standes anzubringen.

Otto.

Ich liebe Dich, Irmine, ich schwöre es bei meinem Ritterwort. Werde die Meine, um alle hohen Vorrechte des Adels zu genießen und Ehre und Ruhm, vor Allem meine Liebe zu besitzen.

Irmine.

Ich danke Euch. Meine Wünsche steigen nicht so

hoch. Auch naht mein Verlobter und es ziemet mir nicht, ferner mit Euch zu reden.

Otto.

Verflucht sey er! Du aber nimm meinen Schwur: daß ich mich rächen und Dich trotz Deinem Widerstreben zu meinem Weibe machen werde. Ich habe, Dank meiner Vorsicht, ein Mittel hiefür in Händen, es heißt Gewalt.

(Siegmund ist bei den letzten Worten aus dem Hintergrunde hervorgetreten.)

Nr. 5. Quartett und Chor.

Siegmund.

Was hör' ich von Gewalt?
Wer spricht mit meiner Braut
So unverschämt und laut.

Irmine.

O Siegmund mäß'ge Dich,
Es ist der Junker Otto.

Otto.

Ich bin es, kecker Bursch,
Du wirst zur Stelle schweigen,
Sonst werd' ich Dir gar bald
Was sich gebühret zeigen.

Siegmund.

An Euch, Herr Junker, ist's,
Sich besser zu benehmen.
Ihr solltet wahrlich Euch
Vor diesen Bürgern schämen.

Otto.

Ich bin des Kaisers Burgherr! —
Wer wagt es noch zu sprechen.

Siegmund.

Um so viel wen'ger dürft
Den Frieden Ihr hier brechen.
Es ist das Mädchen meine Braut,
Vom Vater heut mir angetraut;
Drum werdet Ihr bescheiden
Von nun an sie auch meiden.

Otto.

Was ich will, das sollst Du sehn.
(Irmine umfassend.)
Mein Schätzchen, willst Du mit mir gehn?

Siegmund (ihn zurückziehend).

Zurück, Verwegner, wag' es nicht!

Otto (zieht sein Schwert).

So hör' was meine Klinge spricht.

Siegmund (zieht ebenfalls).

Gemach, Herr Junker, nur gemach!
Wir rächen sicher diese Schmach.

(Die Junker treten auf Otto's, die Bürger auf Siegmund's Seite. Der Amtsbote, der sich vorgedrängt hatte, bekommt einen leichten Hieb und flüchtet sich hinter einen der Bürger, über dessen Schulter er dann und wann drohende Gebärden sendet. Wie der Kampf anheben will, tritt Waldschmied dazwischen.

Waldschmied.

Halt ein! und störet nicht
Des frohen Festes Feier,
Reizt nicht der Bürger Zorn,
Ihr zahlet sonst es theuer.
Wollt seyn von bess'rem Blut?
Beweist's durch edle Thaten; —
Kühlt sonst wo Euren Muth
Und laßt zu gehn Euch rathen.

Otto.

Des Bluts zu schonen, zieh' ich mich zurück.
(Zu Siegmund.)
Doch sicher treffen wir uns wieder.

Siegmund.

Das ist mein Wunsch. Zu jeder Zeit,
Herr Junker, ist mein Schwert bereit.

Otto.

Mit eitlen Worten fecht' ich nicht.
Durch Thaten nur der Ritter spricht.

Siegmund.

Wohlan, bestimmet Zeit und Ort,
Ganz sicher treffet Ihr mich dort.

Waldschmied.

Genug, genug, Herr Junker fort!

Otto

(mit den Seinigen sich langsam zurückziehend).
Wir sprechen uns!

Siegmund.

Bestimmt den Ort!

Waldschmied.

Herr Junker fort!

Chor.

Herr Junker fort!

Siegmund.

Bestimmt den Ort!

Amtsbote

(allein, nachdem er gewartet, bis Wieseck und die Seinen hinter den Coulissen, mit Wuth hervorstürzend).

Herr Junker fort!

Waldschmied.

Gut daß sie fort sind; hoffentlich wird ihnen dies künftig zur Lehre dienen und ihren Stolz gegen uns herabstimmen. Jedoch, Freunde, denken wir nicht weiter daran. Laßt uns noch einen vollen Becher zum Abschied trinken, dem Schützenkönige zu Ehren.

(Die Schützen ordnen sich und ziehen singend, hinter ihnen die Bürger in bunten Reihen, um das Theater.)

Chor.

Schützengilde, schwenk die Hüte
Preis ihn, der dich führt.
Ihm, dem besten aller Schützen,
Ruhm und Ehr gebührt.
Grüßet unsern König all
Mit dem frohsten Jubelschall.

(Schützen und Volk ab außer Siegmund, Bertha, Waldschmied und Irmine. Es wird Abend.)

Dritte Scene.

Siegmund. Bertha. Waldschmied. Irmine.

Siegmund.

Die Sonne sinkt, des Festes Jubel ist verrauscht. Jetzt muß auch ich von meiner Liebe, meiner Freude scheiden. O Irmine, traute Seele, lebe wohl! Nach Weilburg muß ich hin, den Segen meiner Aeltern zu erflehn. Gedenke mein, bald kehre ich zurück, um an des Altars heil'gen Stufen das Band zu knüpfen, das uns ewig einen soll.

Irmine.

Du eilst zu frommem Werk, doch weile nicht zu lange, denn herbe sind der Trennung Stunden.

Waldschmied.

Erschwert Euch nicht des Abschieds Schmerz. Zieh' hin, mein Sohn, sey vorsichtig, Du weist, wen Du gereizt und was Du zu befürchten.

Siegmund (auf sein Schwert schlagend).

Dafür sorget nicht. Lebt wohl ihr Lieben!

(Siegmund ab.)

Vierte Scene.

Waldschmied. Bertha. Irmine.

Waldschmied.

Sey nicht so betrübt, mein Kind, nicht so hingegeben Deinem stummen Schmerze. Schnell flieht die

trübe Zeit und doppelt heiter kehret dann der Freude Sonne wieder.

Bertha.

Ja, komm her, mein Kind, setze Dich zu mir, Väterchen singt Dir dann Dein Lieblingslied von seinem Ahn, dem braven Waffenschmied, es wird Dich heitrer stimmen. (Sie zieht Irmine zu sich.)

Waldschmied.

Es sey! und merke Dir den Sinn: Vertraun auf Gott läßt nicht zu Schanden werden.

Nr. 6. Lied.

Waldschmied.

In diese Stadt vor langer Zeit,
Kam einst, so sagt das Lied,
Berühmt als Meister weit und breit,
Ein braver Waffenschmied.
Doch Neid und Mißgunst trieb ihn aus,
Und rief: Baut Euch im Wald ein Haus.

Er ging betrübt — doch nah' am Wald,
Sonst nächtlich grausem Ort,
Ihm plötzlich Ambosschlag erschallt,
Auch stand ein Häuschen dort,
Und zu ihm bald mit hehrem Schritt,
Von Glanz umstrahlt ein Jüngling tritt.

„Madonna, die Dir hold, ersah
Dein' Noth, als Du verbannt;

Sie schenket Dir die Schmiede da!" —
So sprach er und verschwand.
Seither füllt stets des Waldschmieds Saal
Der Kunden immer größ're Zahl.

Fünfte Scene.

Vorige. Der Amtsbote (kommt eilig herein gestürzt).

Amtsbote.

Ach, Meister, helft! — lauft! — doch nein — bleibt nur — es ist ja zu spät — er ist verloren.

Waldschmied.

Was giebts, Gevatter? — Ihr seyd ja ganz außer Euch. Wer ist verloren? — redet schnell.

Amtsbote.

Ach Gott, ich kann nicht — ich bin ganz erschöpft — doch erschreckt nur nicht so sehr — Siegmund ...

Irmine.

Heil'ger Gott! was ist Siegmund begegnet. So redet doch.

Amtsbote.

Hört. Ich begegnete Siegmund, als er im Begriff war, die Stadt zu verlassen und begleitete ihn eine Strecke Weges. Plötzlich, als ich kaum Abschied von ihm genommen, sprengte ein Geharnischter mit seinen Knappen auf ihn ein und, obgleich sich der Junge tapfer wehrte, ward er überwältigt und fortgeschleppt.

Waldschmied.

Nicht möglich! Wer durfte solche Unthat in dem Banne unserer Reichsstadt wagen?

Amtsbote.

Es hat's aber Jemand gewagt und der arme Siegmund wird nun wohl in Wiesecks Burgverließ schmachten; denn dorthin nahm der Trupp seine Richtung. Ich bin aber so schnell als möglich fortgeeilt, Euch dieses traurige Ereigniß zu verkünden.

Irmine (sich in der Mütter Arme werfend).

O Gott! o allbarmherz'ger Gott!

Waldschmied.

Mein Kind, mein armes Kind, Du wirst hart geprüft. — Gehe hinein, Mutter, und tröste sie. Stehenden Fußes reise ich nach Frankfurt, woselbst der Kaiser jetzt sein Hoflager hält, um Siegmund's Befreiung zu erflehen. Gewiß, sein mildes Herz kann diese Frevelthat nicht dulden.

Bertha (Irmine hineinführend).

Lebt wohl! Auf glückliches Wiedersehn.

Waldschmied.

Gevatter kommt, Ihr begleitet mich wohl noch bis zum Thore hinaus und habt Acht auf meine Lieben, bis ich wiederkehre.

Amtsbote (im Abgehen).

Das seyd versichert.

Verwandlung.

Waldschmieds Wohnung.

Sechste Scene.

Bertha und Irmine (eintretend).

Bertha.

Liebes Kind, glaube mir, ich theile Deine Qual. Doch beruhige Dich nun, laß Deiner Thränen Quell versiegen und setze Dein Vertrauen auf des Himmels Güte. Der Vater ist nach Frankfurt geeilt, den Kaiser um Rettung anzuflehen. Richard soll gerecht und gütig seyn, er wird sich Deiner und Siegmunds gewiß erbarmen.

Irmine.

Das hoffe auch ich. Aber ich weis nicht, welch' unerträglich düsteres Gefühl mich dennoch so trostlos macht.

Bertha.

Sprich Dich aus, mein Kind, dann wird das Herz Dir leichter werden.

Nr. 7. Recit. und Arie.

Irmine.

O Mutter ich bin frei
Und der Geliebte seufzt in düstern Mauern.
Es zieht mich zu ihm hin
Mit namenlosem Sehnen.
Und ach! ihn zu erreichen
Darf ich nie hoffen.

(Sie tritt an's Fenster.)

Mutter ach, mir wird so bange,
Siehst nicht dort am Felsenhange
Thürmet sich die feste Burg.
Ach, in ihren dumpfen Mauern
Muß mein Siegmund nun vertrauern,
Und sein Jammer dringt nicht durch. — —
Auf der Lüfte leisen Wogen
Zieht ihr Seufzer zu ihm hin;
Sagt — wo er auch hingezogen —
Ich doch ewig bei ihm bin.
Spielt um seines Kerkers Wände,
Drängt verschwiegen euch hinein,
Kündet meine Lieb' ohn Ende,
Wiegt in Träume sanft ihn ein.
Sagt — wenn er auch ferne sey —
Ich ihm ewig gut und treu.

(Sie wirft sich weinend in einen Sessel, man hört auf der Straße kriegerische Musik, die sich dem Hause nähert.)

Bertha.

Was ist das? — Was giebt's denn auf der Straße? (Sie tritt an's Fenster.) Ei, sieh da, ein prachtvoller Aufzug; ein Ritter im Waffenglanze, von einem kaiserlichen Herolde und Musik begleitet. — Heil'ge Jungfrau! er kommt auf unser Haus zu. Behüt uns Gott, es ist Wiseck!

Nr. 8. Finale.

Irmine (aufspringend).

Ja! wehe mir! — Es kann nicht seyn;
Es redet Scherz wohl nur Dein Mund.

Bertha (noch immer am Fenster).

Die Wahrheit, Kind, mach' ich Dir kund,
In's Haus tritt er so eben ein.

Siebente Scene.

Vorige. Unter feierlichem Marsche treten ein Otto von Wiseck, ein kaiserlicher Herold und mehrere Junker. Während Otto nach dem Vordergrunde schreitet, bildet sein Gefolge einen Halbkreis, in dessen Mitte der Herold zu stehen kommt.

Otto.

Seyd mir willkommen, holde Frauen,
Empfanget eines Ritters Gruß.

(Zu Irmine.)

O Wonne ist's, Dich Holde zu erschauen,
Dich zu besitzen himmlischer Genuß.
Schenk mir Dein Herz, Du Schönste aller Schönen,
Und Deine Hand erfüll' mein heißes Sehnen.
Kannst Du noch widerstehen,
Du holde süße Maid?
Laß mich nicht länger flehen
Und mach mich glücklich heut.

Irmine.

Weicht zurück, wie könnt Ihr's wagen
Euch zu nah'n des Jammers Ort.
Niemals wieder laßt mich's sagen:
Flieht aus meinen Augen fort.
Nimmer folge ich, für wahr',
Einem Räuber zum Altar.

Otto.

Welche Worte muß ich hören;
Was erhitzet so Dein Blut.

Bertha.

Liebes Kind laß Dich beschwören,
Reize nicht des Junkers Wuth.

Irmine.

Von dem Herzen weggerissen
Hat er den Geliebten mir.

Otto.

In des Kerkers Finsternissen
Büßt der freche Bube mir.

Irmine

(nach kurzem innern Kampfe zu Otto's Füßen).

Gebt ihn frei. Bei Eurer Liebe!
Gebt dem Leben ihn zurück.
Leugnet nicht des Mitleids Triebe,
Wendet nicht den finstern Blick.

Bertha.

Gebt ihn frei, mehrt nicht den Schmerz;
Großmuth fülle Euer Herz.

Otto.

Wohl es sey, ich will'ge ein,
Willst Du meine Gattin seyn.

Irmine (aufspringend).

Nie, Verwegner! lieber sterben
Will ich, denn ich hasse Dich.

Otto.

Mag Dein Siegmund dann verderben,
Deine Lieb' die findet sich.

(Er winkt dem Herold, der vortritt und ein Pergament entfaltet.)

Herold.

„Wir Richard, Deutschlands Herr und Kaiser,
Thun hiermit kund euch und zu wissen:
Es sey zu folgen diesen Worten
Waldschmied vom Wetzlar gleich beflissen.
Kraft alter Urkund und Gesetzen
Geruhen wir ihm zu befehlen:
Als Ehgemahl alsbald die Tochter
Dem Junker Wieseck zu vermählen!

(Das Pergament Bertha übergebend.)

Denn Kaisers Burgherr, sey's Euch kund,
So redet des Gesetzes Mund,
Wählt aus der Bürgertöchter Zahl
Die ihm beliebt zum Ehgemahl.

(Irmine und Bertha stehen vernichtet.)

Otto.

Des Kaisers Wort ist Euch nun klar.
Sie folgt mir morgen zum Altar.
Denn mit der Sonne erstem Blick;
Kehr' ich zu meiner Braut zurück. —
Jetzt lebet wohl auf Wiedersehn.

Irmine (nachdem sie die Urkunde gelesen).

O Gott! es ist um mich geschehn.

Chor.

Lebt wohl, lebt wohl, auf Wiedersehn.

Zugleich.

Otto.

Leb' Bräutchen wohl, auf Wiedersehn.

Bertha.

O Gott! es ist um sie geschehn.

Chor.

Lebt wohl! lebt wohl, auf Wiedersehn.

Irmine.

O Gott! es ist um mich geschehn!

(Irmine sinkt ohnmächtig nieder. Otto und die Seinigen gehen ab.)

Ende des ersten Actes.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Waldschmieds Wohnung.

Wiesecks Diener und Dienerinnen sind beschäftigt, das Zimmer mit Blumenkränzen u. s. w. zu schmücken.

Nr. 1. Chor.

Chor.

Zum frohen Feste
Schmückt das Haus;
Bald ziehn die Gäste
Zum Hochzeitschmaus. — —

Doch hemmt der Freude Laut,
Denn traurig naht die Braut.
Vor ihrem Thränenblick
Zieht leise euch zurück.

(Der Chor zieht sich allmählig zurück.)

Zweite Scene.

Bertha. Jemine. Amtsbote (treten auf).

Bertha.

Ihr könnt Euch nun selbst überzeugen, Gevatter, daß ich Euch die Wahrheit berichtet. Seht, dort gehen

die Diener des Junkers, bald werden sie wiederkehren ihr Schlachtopfer zu bekränzen.

Amtsbote.

In der That ich hätte nicht gedacht, daß sich sein Uebermuth so weit vermessen würde.

Bertha.

Ach fällt Euch denn gar nicht ein, wie dem armen Kinde zu helfen wäre.

Amtsbote (mit wichtiger Miene).

Es giebt wohl noch so ein Ding von Gesetz ...

Irmine.

O redet, was giebts?

Amtsbote.

Nun, obgleich es unser eins nicht vergönnt ist zu Allen „Ja" sagen zu können, wie einem hochweisen Rath, und von der Sache auch nicht so viel zu verstehen braucht, so liest man doch, sey's aus Zeitvertreib, oder — (sich brüstend) aus edler Wißbegierde von Zeit zu Zeit die Urkunden und Gesetze durch und daher weis ich, daß zwar den Rittern des kaiserlichen Gefolges, so wie den kaiserlichen Burgherrn das Recht zustand, sich Bürgerstöchter zu Weibern zu wählen; jedoch erhielten vier Städte, worunter auch die unsere, von Kaiser Heinrich einen Freibrief, der mit deutlichen Worten dies Recht aufhebt. Wenn man nun dem neuen Kaiser, der mit unseren vielen Privilegien noch nicht so recht bekannt ist, diesen Freibrief vorhielte...

Irmine.

O Ihr seyd mein Rettungsengel. (Seine Hand hastig ergreifend.) Aber um Gotteswillen, verlieren wir keine Zeit. Verschafft mir den Freibrief und dann begleitet mich nach Frankfurt zu dem Kaiser.

Amtsbote (erschrocken).

Ich? — Ich Euch nach Frankfurt begleiten? zum Kaiser?

Bertha.

Gevatter, Ihr werdet doch mein Kind nicht im Augenblick der Noth verlassen wollen?

Amtsbote.

Aber ich bitt' Euch, denkt nur, welche Gefahren ...

Irmine.

Seyd Ihr ein Mann?

Amtsbote

(sich mit komischem Stolze aufrichtend).

Und was für einer!

Irmine

Gut, so beweist es und folgt mir. (Sie zieht ein Pilgergewand hervor und wirft es um.)

Bertha.

O meine Tochter! mir blutet das Herz, da ich Dich scheiden sehe. Denke, was Dir begegnen kann.

Amtsbote.

Ja denkt, was Euch begegnen kann!

Irmine.

Theure Mutter, Schlimmeres wahrlich nicht, als eine Verbindung mit Wieseck.

Bertha (ihre Tochter umarmend).

Nun so gehe und mögen Dich Gottes Engel schützen.

Amtsbote.

Ja sie mögen Euch schützen!

Irmine.

Was, Gevatter? Ihr wollt zurück bleiben? (Sie zieht ihn mit sich fort.) Nein gewiß, ich weis, Ihr verlaßt mich nicht.

(Irmine und Amtsbote ab.)

Dritte Scene.

Bertha (niederknieend).

Nr. 2. Gebet.

Großer Gott voll Huld und Gnade,
Leite Sie auf ihrem Pfade,
Schütze Sie vor Ungemach.

Engel leiten
Sie und schreiten
Ihr zu Seiten,
Bis der Leiden
Bange Stunden
Sind verschwunden
Und mit Freuden
Sie im Arm der Mutter ruht.

Vierte Scene.

Heiterer Marsch. Bertha springt auf. Musik tritt ein, gefolgt von dem Herolde und mehreren Pagen, die auf sammtnen Kissen kostbare Geschenke tragen. Ihnen folgt in prachtvoller Kleidung Otto von Wieseck, nebst Junkern, Herrn, Damen und Dienern.

Nr. 3. Duett und Chor.

Chor.

Zum Feste,
Ihr Gäste,
Der Jubelruf schallt.
Die Braut zu empfangen
Ist unser Verlangen;
Die Feier zu krönen
Erscheine sie bald.

Otto.

Du schönste aller Frauen,
Mein Leben weih' ich Dir.
Komm laß Dein Aug' erschauen
Der Liebe Spenden hier.
O komm! still mein Verlangen,
Dich Holde zu umfangen.

Bertha.

Herr, die Ihr suchet, ist nicht hier.

Otto.

Bei meinem Zorn! was sagtet Ihr?

Bertha.

Vertrauend Gott und seiner Macht
Ist Sie entflohen diese Nacht.

Otto.

Ha, wehe Euch! — Mir kocht das Blut,
In meinem Herzen tobt die Wuth.
Vernichtet sollt zu meinen Füßen
Ihr diesen Frevel schrecklich büßen.

Chor.

Ha, welche Wuth! — Er schäumt und tobt.

Bertha.

Die heil'ge Jungfrau sey gelobt.
Denn sehet an des Kaisers Thron
Spricht meine Tochter Euch nun Hohn.

Otto.

Zugleich.

Verflucht! so ist mein Glück entflohn.

Chor.

Zum Kaiser ist die Braut geflohn.

Otto.

Verwegene das büßt Ihr schwer,
In des Verließes düstrer Nacht
Beweinet, was Ihr frech vollbracht.

Bertha.

Habt Mitleid Herr...

Chor.

Erhört Ihr flehn.

Otto.

Hinweg ich will sie nicht mehr sehn.

(Zu Bertha.)

Ihr habt, was theuer mir, entrissen,
So mögt Ihr nun mit Thränen büßen,
Der Kerker sey des Truges Lohn.

Bertha.

O Junker seyd so grausam nicht,
Hört, was des Mitleids Stimme spricht.

Chor.

Habt Mitleid Herr, erhört ihr Flehn.

Otto.

Am Thron des Kaisers will ich sehn,
Was gegen einen Edelmann
Das Wort des schwachen Sclaven kann.

(Otto stürmisch ab.)

Chor.

Habt Mitleid Herr! Er hört kein Flehn,
So muß die Arme mit uns gehn.

(Gefolge mit Bertha ab.)

Verwandlung.

Freundliche Gegend. Im Hintergrunde sieht man Frankfurt ausgebreitet liegen.

Fünfte Scene.

Amtsbote. Irmine (Letztere in Pilgerkleidung).

Amtsbote.

Der Henker soll das Reisen holen, zumal in Gesellschaft einer Verliebten. Auf der einen Seite hört man nichts als O! und Ach! Auf der anderen hat man tausend Gefahren zu bestehen. Was habe ich nicht Alles erdulden und erleben müssen.

Irmine.

Ihr seyd ein Hasenfuß!

Amtsbote.

So? Ist der ein Hasenfuß, der so viele Abenteuer bestanden wie ich?

Nr. 4. Duett.

Amtsbote.

Kaum hatten wir Wetzlar im Rücken,
Da naht sich mit schrecklichen Blicken
Ein gräulich bewaffneter Mann.

Irmine.

Hat er Euch denn etwas gethan?

Amtsbote.

Nein! nur mein gar grimmiger Blick
Hielt ihn von Gewaltthat zurück.
Beim Reisen, o Jammer und Noth!
Da ist man vor Aengsten bald todt.

Zugleich.

Durch dunkele Wälder zu schreiten,
Drob will ich wohl Niemand beneiden.
Bald drohen die gräulichen Tatzen
Der Bären und Wölfe und Katzen,
Bald Blitze und Donner zu hören,
Bald sich gegen Räuber zu wehren,
Das mag ich, so wahr ich bin, nicht;
Ich leiste auf's Reisen Verzicht.

Irmine.

Wie pocht mein Herz mir so bange,
Der Theure, er seufzet so lange.
Und wird es mir denn auch gelingen,
Ihm Freiheit und Hülfe zu bringen?
Mich foltern und quälen im Herzen
Der Angst und Verzweiflung Schmerzen.
Den Kaiser zu sprechen ist Pflicht,
Ich will es, und wag' es doch nicht.

(Man hört Jagdhörner hinter der Scene.)

Amtsbote.

Na, hab' ich nicht Recht! Kaum am Ziele unserer

Wanderschaft, führt uns noch das Unglück einen ganzen Troß wilder Gesellen zu.

Irmine.

Beruhigt Euch, es sind Jäger, die heimkehren.

Sechste Scene.

Vorige. **Jäger.** Später ein **Ritter** im Jagdkleide.

Nr. 5. Jäger-Chor.

Im grünen Wald
Das Hüfthorn schallt,
Und fröhlich das Echo wiederhallt.
Den Jäger erfüllt es mit seliger Lust,
Er jauchzet und singet mit freudiger Brust
Halloh! Halloh! Halloh!

Wenn Sturm erbraust,
Die Eiche saust,
Der Jäger am liebsten jagt und haust.
Er trotzet den Stürmen und lacht ihrer Wuth,
Stets zieht durch den Forst er mit heiterem Muth
Halloh! Holloh! Halloh!

Sein ist die Welt.
Was ihm gefällt
Nimmt kühn sich der Jäger, des Waldes Held.

Drum hütet die Herzen, ihr Mädchen so schön,
Der Jägersmann, naht er, ist's um Euch geschehn!
Halloh! Halloh! Halloh!

(Der Ritter tritt auf, die Jäger weichen ehrerbietig zurück.)

Ritter.

Ha, seyd Ihr da, Bursche? Ihr habt Euch brav gehalten. Die Jagd war reich und hat uns weidlich erfreut. — Doch sieh! was für eine allerliebste Pilgerin sitzt dort. Laß doch mal sehen, was der kleine Schelm schon zu büßen hat.

Nr. 6. Scene.

Ritter.

Mein holdes Kind im Pilgerkleide
So jung und büßend schon?

Irmine.

Nicht Sünden sind's, die ich beweine,
Ich flieh zu Richard's Thron.

Ritter.

Zu Richard?! — Ei so saget an,
Was hat man Euch zu Leid gethan.

Amtsbote (keck hervortretend).

Ich schütze sie, drum sprecht mit mir!

Ritter.

Vorlauter Bursche, weg von hier.

(Ein Jäger ergreift den Amtsboten und führt ihn derb auf die entgegengesetzte Seite.)

Irmine.

Ich weiß nicht, was für ihn hier spricht,
Gewiß, sein Auge trüget nicht;
Er blickt so offen, treu und gut,
Macht mir zum freien Reden Muth.

Ritter.

Zugleich.

Ich weiß nicht, was für sie hier spricht.
Nein, diese Züge trügen nicht;
Sie blickt so freundlich, treu und gut,
Zeigt Anstand, Sittsamkeit und Muth.

Amtsbote.

Ei hört, was der so keck hier spricht,
Fürwahr, der Mensch gefällt mir nicht.
Bei seinem Droh'n gerinnt mein Blut
Und mir entfällt mein ganzer Muth.

Ritter.

O holde Jungfrau saget an,
Was hat man Euch zu Leid gethan.

Irmine.

Ach Herr! man riß aus meinen Armen
Den Mann, den sich mein Herz erwählt;
Ein Ritter ihn jetzt ohn' Erbarmen
In Kerkers Nacht gefangen hält.
Er selbst, von Liebesglut gefacht,
Ließ sich — da meines Gram's er lacht —
Mit List des Kaisers Schrift verleihn,
Die mir befiehlt sein Weib zu seyn.

O Herr, ihr kennt den Kaiser wohl,
O sprecht ein Wort für mich;
Wenn ich nicht untergehen soll,
Laßt mich dem Junker nicht.
Verzweiflung würde mich sonst lehren,
Den Gram der Aeltern zu vermehren;
Denn eher geb' ich mir den Tod,
Als daß ich folge dem Gebot.

Ritter.

Beruhigt Euch, mein liebes Kind,
Der Kaiser ist mir wohlgesinnt,
Ich stelle ihm die Sache vor.
Doch sprecht, wie heißt der eitle Thor?

Amtsbote

(der sich nach und nach neugierig herbei gedrängt).

S' ist Junker Wieseck, und dies hier
Ist Waldschmieds Tochter aus Wetzlar.
Ich aber bin . . .

Ritter.

Du bist fürwahr
Ein alter ungeschliff'ner Narr.

(Der Amtsbote wird abermals von einem Jäger bei Seite gestoßen.)

Ritter.

Ich weis nicht, was für sie hier spricht,
Nein, diese Züge trügen nicht;
Sie blickt so freundlich, treu und gut
Zeigt Anstand, Sittsamkeit und Muth.

Irmine.

Zugleich.

Ich weis nicht, was für ihn hier spricht,
Gewiß, sein Auge trüget nicht;
Er blickt so offen, treu und gut,
Macht mir zum freien Reden Muth.

Amtsbote.

Ei hört, was der so keck hier spricht,
Fürwahr, der Mensch gefällt mir nicht.
Bei seinem Droh'n gerinnt mein Blut
Und mir entfällt mein ganzer Muth.

Irmine.

So darf zu hoffen ich wohl wagen?

Ritter.

Noch heut' werd' ich's dem Kaiser sagen. —
Doch — wenn nun ich, von Lieb' befangen,
Bewegt von seligem Verlangen,
Euch flehte an um Lieb' und Hand?

Irmine.

Herr Ritter, Ihr seyd sehr galant.
Doch denkt, daß hier in meinem Herzen
Schon toben der Verzweiflung Schmerzen.

Daß meiner Liebe ewig treu,
Ich einzig nur mein Leben weih.

Ritter.

O edle Maid, so schön als gut,
Es war nur Scherz. Auch fasse Muth,
Ich rette Dich und gält's mein Blut.

Irmine.

O hoher Herr nehmt meinen Dank —

Ritter.

Genug. Folgt diesem Mann zur Stadt.
Wir seh'n uns wieder, zaget nicht,
Der Unschuld Rettung ist mir Pflicht.

(Der Ritter winkt einem der Jäger, giebt ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er schweigen soll, und entfernt sich dann schnell.)

Chor der Jäger.

Der Jägersmann
Verzaget nicht,
Erfüllet mit Lust, was er verspricht;
Ist fröhlich und munter, so treu stets wie Gold,
Ihr Mädchen, drum bleibt stets dem Jägersmann hold.
Halloh! Halloh! Halloh!

(Die Jäger folgen dem Ritter, Irmine und der Amtsbote mit dem Führer zur anderen Seite ab.)

Verwandlung.

Hofburg des Kaisers. Ein großer, mit Wappen geschmückter Saal, in dessen Mitte sich der Thron des Kaisers befindet.

Siebente Scene.

Waldschmied (tritt auf).

Endlich einmal werde ich mich dem Ziele meiner Wünsche nähern und des gnädigen Kaisers Antlitz schauen dürfen. Schon über acht Tage harre ich vergebens dieser Stunde; es kostet Mühe, durch ein solches Heer von Hofschranzen zu gelangen. Ach, wann wird die Zeit kommen, in welcher alle unsere Fürsten sich blos mit der Liebe ihrer Unterthanen umgeben werden. — Doch, Gott sey Dank, so weit bin ich nun, und ich zweifle nicht, daß der Kaiser mein gerechtes Flehen erhören und mich mit froher Botschaft nach Hause ziehen lassen wird. Wie werden meine Lieben sich unterdessen geängstigt und meine Rückkehr ersehnt haben.

Achte Scene.

Waldschmied, **Irmine** und **Amtsbote** werden durch einen Diener eingeführt.

Nr. 7. Finale.

Waldschmied (Irmine entgegen eilend).

Was seh' ich! Trügt mein Auge nicht,
Irmine, Du? Mein Kind,
O komm in meine Arme.

Irmine.

Vater, Vater, welche Lust
Fühle ich an Deiner Brust,
Nach der Trennung Stunden.
Hoch und freudig schlägt mein Herz,
Schnell vergessen ist der Schmerz,
Den ich hab' empfunden.

Zugleich.

Waldschmied.

Worte, Kind, sie sagen nicht,
Was im Herz so mächtig spricht,
Wenn man sich gefunden.
Wiedersehn, o welch' ein Glück,
Wiedersehn, du Sonnenblick,
Nach den trüben Stunden.

Waldschmied.

Doch sprich: was führt Dich her,
Am Hofe mich zu suchen?

Irmine.

Zu Euch nicht, lieber Vater,
Zum Kaiser wünschte ich.

(Man hört Fanfaren hinter der Scene.)

Doch hört, es schmettern die Trompeten,
Er nahet bald; mir sinkt der Muth.
O Vater, steh' mir bei zu flehen,
Daß er mich schirm' vor Wieseck's Wuth.

Neunte Scene.

Vorige. Es nahen Soldaten und Ritter, welchen Wappenschilder und Fahnen vorgetragen werden, ihnen folgen Herren und Damen des Hofes. Sämmtliche stellen sich zu beiden Seiten der Bühne auf.

Chor.

Heil Deutschland, das nach schwerer Zeit
Sich eines Herrschers nun erfreut,
Deß Ruhm in aller Welt erschallt,
In allen Gauen wiederhallt.

Irmine.

O Gott, gieb Muth und Stärke mir!

Waldschmied.

Dein Recht, mein Kind, gewährt sie Dir.

Chor.

O seht er naht. Im hohen Blick
Trägt er des Reiches Wohl und Glück.
Ein dreimal hoch sey seiner Macht,
Sey König Richard dargebracht!

Zehnte Scene.

Vorige. Der **Kaiser** ist indessen im Ornate eingetreten, gefolgt von den Würdenträgern des Reichs und einem prachtvollen Zuge. Nachdem sich derselbe um das Theater bewegt, besteigt er den Thron. **Irmine** hat sich schüchtern zurückgezogen, ihr Vater ist um sie beschäftigt, sie zu ermuthigen.

Kaiser.

Willkommen edle Frau'n und Ritter,

Die Unser Wort versammelt hat,
Zu hören Spruch und Recht,
Und beizustehen Uns
Mit Eurem Rath.
Welch' seliges Entzücken,
Mein Volk stets zu beglücken,
Vergiß mein Herz es nicht!
Der Unschuld Schutz verleihen,
Dem Laster Haß zu weihen,
Dieß sey mir Herrscherpflicht.

Zugleich.

Nicht trennen mehr soll mein Geschick
Sich von des Reiches Wohl und Glück.

Chor.

Heil uns! denn seht in hohem Blick
Trägt er des Reiches Wohl und Glück.

(Der Kaiser winkt; der Herold führt Irmine vor die Stufen des Thrones.)

Irmine.

O Gott! — es ist um mich geschehn!
Der Jägersmann den ich gesehn,
Der Kaiser ist es . . .

Kaiser.

Ja ich bin es; zweifle nicht,
Schau mich freundlich an.
Was der Jäger Dir versprach
Hat er auch gethan,

Und der Kaiser wird hinfort.
Lösen Dir sein Ritterwort.

Irmine.

Zugleich.

Ganz verwirrt kniee ich hier,
Lieber Herr vergebet mir,
Daß mein Mund so kühn und frei
Gegen Euch gewesen sey.

Amtsbote.

Ganz verwirret steh' ich hier,
Nimmermehr verzeiht er's mir,
Daß mein Mund so kühn und frei.
Ach mit mir ist's nun vorbei.

Kaiser (Irmine aufhebend).

An des Thrones Stufen
Hör' ich stets das Rufen
Meiner Kinder gern.
Alle mögt' ihr sehen,
Daß der Unschuld Flehen
Meinem Herz nicht fern.
Drum schließ ich zum Pfande
Meines Worts die Bande
Deiner Ehe gern.

(Er giebt einen Wink: Siegmund, Otto und Bertha werden eingeführt, der Kaiser nimmt Irmineus Hand und führt sie Siegmund zu.)

Eilfte Scene.

Vorige. Siegmund. Otto v. Wieseck und Bertha.

Siegmund. Irmine. Waldschmied. Bertha.

O Seligkeit, o Wonnestunde!
Mir raubt die Freude Wort und Sinn.
Sie ist geheilt, der Trennung Wunde,
Und alle Leiden sind dahin.

Otto.

Was seh' ich! — Welche bittre Kunde
Wird mir, sie ist für mich dahin.
Verflucht, wenn ich in dieser Stunde
Um Bürgerpack geopfert bin.

Zugleich.

Amtsbote (ironisch zu Otto).

Herr Bräutigam, welch' bittre Kunde!
Schlagt Euch Irmine aus dem Sinn.
Der Kaiser schlug Euch diese Wunde,
Schleppt Ihr ihn auch zum Kerker hin?

Irmine

(knieend ein Pergament dem Kaiser reichend).

Noch einmal wag ich's, Herr, zu flehen,
Erneuert diesen Freibrief heut:
Daß keine Jungfrau, machts geschehen,
Erfahr des Heirathszwanges Leid,
Und sollt ein Junker sich vermessen...

Kaiser

(indem er lächelnd mit dem Finger droht).

Und selbst ein Ritter sich vergessen!

Irmine (naiv).

Der schon Verlobten Lieb' zu weihn,
So mög' der Brief ihr Schutz verleihn.

Kaiser.

Du Schalk! — Nun wohl, solch Mißgeschick,
Es nimmer mehr Euch treffen soll.

Irmine. Siegmund. Bertha. Waldschmied. Amtsbote.

Für diese Gnade, dieses Glück,
Empfangt, o Herr, des Dankes Zoll.

Kaiser.

Nicht Dank geziemet was Wir thaten,
Nur Unsre Pflicht erfüllten Wir.
Wir waren anfangs schlecht berathen
Und habt für Leid Ersatz nun Ihr.
Doch Junker Euch sollt treffen heute
Des Zornes Wucht und schwere Haft!

(Da Otto vorschreiten und sprechen will, zornig aufstehend.)

Schweigt! Dankt die Nachsicht nur der Freude,
Die Uns dies holde Paar verschafft —
Befehlen Euch nach England gleich
Zu wildem Kampf mit Uns zu eilen,
Die Wunde die Euch Liebe schlug
Durch solche, die Ihr schlagt, zu heilen. —

Euch aber hüt' Gott aller Wegen,
Empfangt nun Eures Kaisers Segen.

(Irmine und Siegmund knieen vor dem Kaiser nieder, der ihre Hände in einander legt.)

Chor.

Heil Deutschland, das nach schwerer Zeit
Des besten Herrschers sich erfreut,
Deß Ruhm in aller Welt erschallt,
In allen Gauen wiederhallt.

Ende.

Die drei Weihnachtsabende.

1.

Leise von dem Himmel nieder
Rieselt flockenreich der Schnee:
Prallt am Fenster spielend wider,
Sinket bald, steigt bald zur Höh'.

Schneidend ist die Kälte draußen;
Alles fühlt des Winters Kraft.
Seine strengsten Winde sausen
Heute in der Christfestnacht.

Aber in den warmen Stuben
Tönt der Kinder Freude laut.
Seht nur jenen wilden Buben,
Der dem eig'nen Aug' mißtraut.

„Mein dies Alles? — Baum voll Lichter,
Bunte Fahne, Pferd und Spieß?"
Ach fürwahr, wohl gleich dem Dichter
Träumt er sich in's Paradies.

Jubelnd springt er um die Gaben,
In der Brüder lautem Reihn;
An dem Anblick sich zu laben,
Des Besitzes sich zu freun. —

Kehre wieder, Weihnachtabend,
Meiner Kindheit höchstes Glück!
Kehre mit dem Herz voll Unschuld,
Mir noch einmal nur zurück! — —

2.

Leise von dem Himmel nieder
Rieselt flockenreich der Schnee;
Prallt am Fenster spielend wider,
Sinket bald, steigt bald zur Höh'.

Schneidend ist die Kälte draußen;
Alles fühlt des Winters Kraft.
Seine strengsten Winde sausen
Heute in der Christfestnacht.

Emsig aber in dem Zimmer —
Vor ihm lauscht der Kinder Schaar —
Bei des Christbaums muntrem Schimmer
Weilt das treue Aelternpaar.

Jahre sind vorbeigeflogen,
Unser Knabe ist ein Mann;
Der vom Schicksal auferzogen,
Manches euch erzählen kann.

In den Kleinen blüht ihm wieder
Seiner frühsten Kindheit Glück.
Süße Träume steigen nieder,
Führen Jahre ihn zurück.

Und er hat das Fest bereitet,
Was ihn sonst so oft erfreut;
Hat, vom treuen Weib geleitet,
Weihnachtsfreuden jetzt erneut.

Glocke tönet, Thüren springen,
Jubelnd naht sich Groß und Klein.
Wie sie jauchzen, wie sie springen;
Wie die Aeltern still sich freun.

Arm in Arm stehn sie und weiden —
Fast zersprengt's die volle Brust —
Sich an ihrer Kinder Freuden,
Selig in des Gebens Lust.

3.

Leise von dem Himmel nieder
Rieselt flockenreich der Schnee;
Prallt am Fenster spielend wider,
Sinket bald, steigt bald zur Höh'.

Schneidend ist die Kälte draußen,
Alles fühlt des Winters Kraft.
Seine strengsten Winde sausen
Heute in der Christfestnacht.

Um des Vaters Sterbelager
Kniet verzweifelnd Kind und Frau.
Seine Züge fahl und hager; —
Auge starr und Lippe blau.

Betet, denn die Engel tragen
Seinen Geist nach lichten Höhn.
Euer Weinen, euer Klagen
Kann zurück ihn nimmer flehn.

Aber sieh! zu neuem Leben
Ist des Geistes Aug' erwacht.
Tausend Sonnen sieht er schweben,
Flammend in erhabner Pracht.

Durch des Weltalls weite Räume
Weht ein unerklärlich Licht.
„Ist es Wahrheit, sind es Träume,
„Täuschet Phantasie mich nicht?"

„Wie ein Christbaum sonder Gleichen
„Flammt es durch die Ewigkeit.
„Welt und Sonnen seh ich neigen
„Sich vor Gottes Herrlichkeit!" —

Und die Seele faßt ein Beben,
Und Entzücken reißt sie fort;
Denn erwacht zum höchsten Leben
Ist sie, auf der Allmacht Wort.

Das grüne Männchen.

Phantasiebild nach dem Englischen.

Eine Reihe von Jahren entfloh auf leichten Schwingen, seit mein Geist von einer Krankheit genas, die aus einer wunderbaren Grille meiner Phantasie entsprungen.

Ruhe und Friede waren dahin; eine leidenschaftliche Sehnsucht nach der Erringung eines abenteuerlichen Zieles erfaßte Herz und Verstand, und riß mich schwindelnd in ein Labyrinth von Forschungen und Studien, die, in nutzlos durchwachten Nächten, den Schlaf von meinen Augen, das Glück von meiner Seite scheuchten. In steter Angst, durch ein unvorsichtiges Wort, eine unbedachtsame Aeußerung, den Zweck meines Forschens zu verrathen, entfernte ich selbst die vertrautesten Freunde mehr und mehr, und sah mich endlich in der Blüthe meiner Jahre allein und freudenlos mitten in einer lebensfrohen Welt.

Unerklärlich ist es mir heutzutage, daß ich der Begierde, die mein Herz zerriß und meinen Geist beunruhigte, solche unumschränkte Gewalt über alle meine Gedanken, alle meine Wünsche und Empfindungen gestattete. Ich

erinnere mich jener Zeit nur mit einem peinlichen Gefühle, das den Qualen wenig nachgiebt, durch welche ich während der Leidenschaft selbst gefoltert wurde.

Es war mitten in dieser Bethörung, als ich an einem schönen Sommerabende, an welchem Jedermann London verließ und das Freie suchte, Lust bekam, meine Beklommenheit durch einen Spaziergang in den königlichen Park zu verlaufen.

Kaum hatte ich meine Wohnung verlassen, als ich dicht hinter mir Fußtritte hörte; ich drehte mich um und erblickte ein ehrwürdig aussehendes altes Männchen, von Kopf bis zu Fuß in Grün gekleidet, mit einer grünen Halsbinde, und auf dem Kopf einen kleinen Hut, unter welchem sein Silberhaar frei auf die Schultern niederfiel. Mit Verwunderung betrachtete ich wiederholt die sonderbare Erscheinung; da schien es mir, als seyen seine Augen auf mich gerichtet und er verkleinere etwas seine Schritte, um nahe bei mir und in derselben Entfernung zu bleiben, in welcher er sich befand, als ich ihn zuerst gewahrte.

Es giebt nichts Aergerlicheres, nichts Unangenehmeres für einen Mann, oder für irgend Jemanden der so aufgeregt, wie ich es damals war, — nichts Verwünschteres, sag' ich, als das beständige tapp, tapp! eines nachfolgenden Fußtrittes.

Als ich ohngefähr zehn Minuten lang meinen gewöhnlichen Schritt fortgesetzt hatte und den alten Herrn immer noch hinter mir hörte, ließ ich in der Schnelligkeit meines Gehens nach, um den Grünen an mir vorbei

zu lassen; doch umsonst, auch er ging langsamer und blieb in der angenommenen Entfernung. Aergerlich hierüber, und demselben an Kraft überlegen, schritt ich schneller vorwärts; — das grüne Männchen blieb dicht hinter mir. Kurz, ehe ich die Thore vom Park-crescent erreichte, bog ich nach Portland-place ein; allein mit eben so wenig Erfolg, als meine früheren Bemühungen gehabt hatten. Ich nahm daher meinen gewöhnlichen Schritt wieder an, indem ich hoffte, durch Kriegslist zu erreichen, was ich mit aller Anstrengung nicht durchsetzen konnte. Auf dem Platze plötzlich abbrechend, wandte ich mich in die Herzogenstraße — der alte Herr war mir auf den Fersen. Ich flog durch die Kapelle, verlor ihn einen Augenblick aus den Augen; aber noch ehe ich hundert Schritte gemacht, war er schon wieder da.

Zu jener Zeit wohnte ich in dem Hause zweier Schwestern, nicht weit von einem Polizei-Büreau. In meiner Verzweiflung faßte ich daher den Entschluß, mich dahin zu wenden; um so mehr, da ich mich dort im Nothfalle durch polizeiliche Hülfe von meiner neuen, lästigen Bekanntschaft befreien konnte. Mit diesem Gedanken beschäftigt, eilte ich, um vielleicht eine günstige Gelegenheit zum Entwischen finden zu können, der Blenheimstraße hinunter — das Männchen verließ mich nicht. Mein Erstaunen stieg aber auf den höchsten Punkt, als ich, an dem Museum und den Zimmern des berühmten Anatomisten Brook vorbeikommend, mich umsah und gewahrte, daß mein ehrwürdiger Freund wie in einer

Entzückung an den schrecklichen Todtenmauern, die so manchen Gegenstand ernster Betrachtung einschlossen, dahinschritt und seine bisher stets nach mir schielenden Augen auf einen Augenblick mit triumphirendem Glanze nach jenen Sälen erhob. — In diesem Moment entschloß ich mich, ihn lieber anzusprechen, als meine Versuche, ihm zu entgehen, fortzusetzen.

„Sir," sagte ich, mich kurz umkehrend, „Sie werden vergeben, daß ich mich an Sie wende; aber es kann mir unmöglich entgehen, daß Sie mich gewissermaßen verfolgen. Ich bin hier gleich zu Hause; wenn Sie mir vielleicht etwas mitzutheilen haben, oder irgend eine Auskunft von mir wünschen, so ersuche ich Sie, jetzt zu sprechen."

„Sie haben vollkommen Recht, Sir," entgegnete das grüne Männchen, „ich wünsche Sie wirklich zu sprechen; und Sie, obschon Sie es sich vielleicht in diesem Augenblicke nicht bewußt sind, wünschen *mich* ebenfalls zu sprechen. Sie sind im Begriffe in Ihre Wohnung in der Marlboroughstraße zu gehen und werden dort, — sobald Sie sich Ihres Ueberrocks entledigt, Ihren Körper in jenen blauseidenen Schlafrock, welchen Sie gewöhnlich tragen, gehüllt, Ihre Stiefel ausgezogen und Ihre Füße in die Marokan-Pantoffeln, die den verflossenen Monat bei Meyer und Müller für Sie gemacht worden sind, gesteckt haben, — sich vornehmen etwas von dem Claret zu trinken, den Sie die letzten Weihnachten von Honderson und Sohn auf der Davisstraße gekauft haben;

nachdem sie denselben erst mit etwas Wasser verdünnten; und gleich darauf werden Sie dann wieder an Ihre gewöhnlichen und nutzlosen Studien eilen, die Sie nun schon seit den letzten fünf oder sechs Jahren fruchtlos beschäftigen."

„Herr!" — rief ich zitternd über das, was ich hörte, „wie oder auf welche Art Sie auch zu diesen Einzelnheiten gekommen seyn mögen, ich....."

„Nicht weiter!" unterbrach mich rasch der Alte: „Wenn Sie mich auf eine Stunde in Ihrer Gesellschaft dulden und mir eine Flasche des erwähnten Weines vorstellen wollen, so bin ich bereit, mich näher zu erklären. — Nun, mein Herr," fuhr er nach einer kleinen Pause, in der er mich zu beobachten schien, fort, „Sie haben nicht nöthig zu schwanken; ich sehe, Sie haben ja schon in ihrem Geiste beschlossen, die Rechte der Gastfreundschaft mir anzubieten, und da ich merke, daß die Besitzerinnen Ihres Hauses alte, zankfüchtige Jungfern sind und sehr auf stille Besucher sehen, die frühzeitig wieder heim gehen, so werde ich mich gern und in allen Stücken nach deren Wünsche und Bequemlichkeiten richten."

Wirklich war ich auch bereits schon entschlossen, meinen neuen Bekannten zu einer Flasche Wein einzuladen. Noch ehe er seine Bemerkungen geendet, standen wir an der Thüre meines Hauses, und obgleich mein Diener ohne Erlaubniß ausgegangen war, saßen wir alsbald vor einem die gewünschten Erfrischungen tragenden Tische.

Mein Freund, der fortfuhr, die genaueste Kenntniß aller meiner Privatangelegenheiten und meiner vertrautesten Bekanntschaften zu zeigen, wurde durch den Claret ungemein fröhlich; und in dem Laufe einer der angenehmsten Unterhaltungen, in die ich jemals verwickelt wurde, erzählte er eine Menge Anekdoten von den höchsten Personen des Landes, mit welchen er sämmtlich vertraut zu seyn schien. Er sagte mir, daß er ein beständiger Theilnehmer jeder von der Mode vorgeschriebenen Vergnügungsart sei. In der trüben Jahreszeit besuche er die Theater; während der Parlamentssitzungen beschäftigten ihn die beiden Häuser, und im Sommer könne man ihn sehen, sein Vergnügen in den ländlichen Theilen der Hauptstadt und deren Vorstädte suchen. Er war um diese Zeit immer in dem Kensington- oder sonst einem der öffentlichen Gärten zu finden. Alle seine Erzählungen trugen das Gepräge der Wahrheit und seine Witze waren so launig und schlagend, daß ich mir gestehen mußte, er sey der spaßhafteste alte Herr, den ich je gesehen.

Es fieng bereits an, dunkel zu werden; die Fenster meines Wohnzimmers standen offen und der Ruf des Nachtwächters „Zehn Uhr vorbei!" war mir die erste Erinnerung der in so angenehmer Gesellschaft schnell verflogenen Stunden.

„Ich muß nun gehen," sagte der Grüne, indem er sich erhob; „ich muß noch zu Brook."

„Was, Sir?" fragte ich erschrocken, indem ich mich seiner Entzückungen unter den Todtenmauern der

Blenheimstraße erinnerte, „dorthin, wo man mit kaltem Blute Menschen lebendig...."

„Nein!" — entgegnete er rasch und fest; „zu Brooks in der St. Jamesstraße."

„Ich habe noch eine andere Flasche Claret," rief ich, „und der Teufel...."

Bei diesem Worte schien mein Freund ernstlich beleidigt und ich hörte ihn „Rohheit" zwischen den Zähnen murmeln. Es war ganz dunkel und als ich nach ihm sah, konnte ich seine Züge nicht mehr erkennen; aber zwei glänzende Kreise eines hellen Feuers flammten mir wie Sterne entgegen. Es waren seine Augen, deren Licht von den hohen Kinnbacken und den Seiten seiner Nase wunderbar zurück geworfen wurde, während die übrigen Theile seines Gesichtes ganz schwarz erschienen. — Ich fieng an zu wünschen, daß er gehen möchte.

„Sir," begann darauf nach kurzem Schweigen das grüne Männchen mit gedämpfter Stimme, „jede Verstellung gegen mich ist vergeblich, ich muß gehen; aber Sie dürfen sich nicht einbilden, daß dieser Besuch unvorbereitet, oder daß unsere Zusammenkunft zufällig sei. Sie haben in der letzten Nacht, vielleicht willenlos, meine Hülfe bei der Verfolgung des Gegenstandes, dem Sie sich schon so lange gewidmet haben, angefleht. Der Wunsch Ihres Herzens ist mir bekannt und ich weis, daß Sie, sobald ich Sie nur verlassen habe, auf der Stelle zu Ihren thörichten Studien zurückkehren werden,

vergeblich das zu suchen, um dessen Besitz Sie so beharrlich flehen."

„Ich erflehe nichts," stammelte ich kaum vernehmlich. Da verwandelte sich plötzlich das blasse Feuer seiner drohenden Augen in ein blutrothes Licht und strahlte noch heller als bisher.

„Ihr begehrt, junger Mann," sagte mein sonderbarer Besuch, „die Gedanken Anderer zu kennen und durstet nach der Kraft, Dinge, die da kommen, vorauszusehen; ist es nicht so? —"

„Ich gestehe, Sir, —" entgegnete ich, durch diese Frage und durch Alles, was sich bis jetzt hier zugetragen, überzeugt, daß er selbst die Kunst, von der er sprach, besaß — „ich gestehe, daß ich um die Erlangung dieser Fähigkeit gefleht, gearbeitet, mich rastlos bemüht habe! — daß ich...."

„Sie sollen sie besitzen," unterbrach mich mein Freund. „Wer oder was ich bin, fragen Sie nicht; genug, wenn ich Sie versichere, daß die Kraft, die Sie zu erlangen wünschen, ganz in meiner Gewalt ist. Sie haben mich in letzter Nacht, wie ich schon erwähnte, angefleht, — Sie sollen sie unter zwei Bedingungen besitzen."

„Und diese sind?"

„Erstens: Daß, so vollkommen Sie auch die Zukunft Anderer werden ersehen können, Sie doch in Unwissenheit über Ihre eigene bleiben müssen; insofern

Ihre Zukunft nämlich nicht mit der anderer Menschen genau verknüpft sein wird."

„Gut," rief ich, „dies gehe ich gerne ein!"

„Zweitens: Daß, was auch immer die Folgen sein werden, welche die Kraft, Anderer Gedanken zu sehen, für Sie hat, Sie niemals gestehen dürfen, daß Sie wirklich eine solche Kraft besitzen. In dem Augenblicke, in welchem Sie sich als Meister dieser übernatürlichen Fähigkeit bekennen, wird dieselbe auf ewig für Sie verloren sein."

„Angenommen!" entgegnete ich entzückt, „Angenommen; und sind dies alle Bedingungen?"

„Alle!" — sagte mein Freund. „Morgen früh, wenn Sie erwachen, sind Sie im Besitz der erwähnten Kraft; und nun, mein Herr, gute Nacht."

„Aber, Sir!" rief ich, ängstlich fürchtend, daß die plötzliche Erfüllung meines Herzenswunsches (denn diese Fähigkeit war in der That das Ziel meines ganzen Strebens) nur Täuschung sein möchte, „werde ich nicht die Ehre haben, Ihren Namen und Ihre Adresse zu erfahren?"

„Ha, ha, ha!" — lachte in dumpfem Tone das grüne Männchen — „meinen Namen und meine Adresse? ha, ha, ha! — mein Name ist Ihnen ziemlich geläufig, junger Herr, und was meine Adresse betrifft, so darf ich getrost behaupten: daß Sie Ihren Weg schon einmal zu mir finden werden; und somit noch einmal gute Nacht." Dies sagend, eilte er der Treppe hinab und verließ das Haus.

Ich blieb in Gedanken verloren, wer wohl mein sonderbarer Besuch gewesen sein möchte; — ich erfuhr es nie; aber wohl entsinne ich mich, daß ich, nachdem er fortgegangen war, eine der Ladys das Dienstmädchen zanken hörte, warum sie denn so entsetzlich viele Lichter anzünde und einen so fürchterlichen Schwefelgeruch im ganzen Hause verbreite.

Ich wünschte mich nun bald zu Bette zu legen, nicht etwa weil ich schläfrig war; sondern weil es mir schien, als führte ich dadurch den ersehnten Augenblick, in welchem ich die wunderbare Kraft erlangen sollte, schneller herbei. Ich schellte, mein Diener war, gegen alle Gewohnheit, noch immer nicht zurück. Ich wartete bis es elf schlug — aber er kam nicht. Da entschloß ich mich demselben morgen einen Verweis zu geben und zog mich zurück.

Gegen alle meine Erwartung und wie es mir schien (wenn man die Aufregung erwägt, in welcher ich mich befand) im Wiederspruche mit dem gewöhnlichen Laufe der Natur, hatte ich kaum meinen Kopf in das Kissen gedrückt, als ich auch in einen tiefen Schlaf fiel; aus welchem ich erst den kommenden Morgen durch das Eintreten meines Dieners aufgeschreckt wurde. Ich setzte mich in meinem Bette auf und sann über das Geschehene, das mir wie ein Traum vor der Seele vorüber zog, nach. Indessen ward es heller Tag; die Zeit war erschienen, in welcher ich die Probe meiner neuerlangten Fähigkeit machen konnte.

„Barton," sagte ich zu meinem Diener, „warum waret Ihr gestern Nacht nicht zu Hause?"

„Sir," entgegnete er, „ich mußte beinahe drei Stunden auf eine Antwort des Briefes warten, mit welchem Sie mich zu Major Sheringham gesandt hatten."

„Das ist nicht wahr!" rief ich, und zu meiner größten Verwunderung glaubte ich mich deutlich einer Reihe von Begebenheiten zu errinnern, von welchen ich früher nicht das Geringste gehört hatte und nichts gehört haben konnte. „Ihr wart zu Eurer Geliebten, zu Betty Colleyer in Camberwell gegangen und führtet sie in einen Theegarten, bewirthetet sie mit Kuchen und Aepfelwein und begleitetet sie den Abend nach Hause. Bis Sonntag habt Ihr vor, genau dasselbe zu thun und wollt mich morgen um Euren vierteljährigen Lohn bitten, um ihr einen neuen Shwal zu kaufen."

Der Mensch stand erblaßt; was ich gesagt, war Alles wahr. Ich war indessen eben so erstaunt als mein Diener.

„Sir," sagte endlich nach einer Pause der Ueberraschung Barton, der mir sieben Jahre lang treu und redlich gedient hatte und bis jetzt noch niemals unwahr gegen mich gewesen war: „Ich sehe, daß Sie mich Ihres Vertrauens unwürdig halten; Sie konnten dies nicht Alles wissen, wenn Sie mir nicht gefolgt und mich und meine Geliebte bewacht und belauscht hätten. Mein Charakter wird mich durch die Welt führen, ohne daß ich beaufsichtigt werden muß. Ich kann nicht länger

bei Ihnen bleiben; Sie werden so gefällig seyn, sich nach einem andern Diener umzusehen."

„Aber Barton," entgegnete ich, „ich folgte Euch so wenig, als ich Euch belauscht habe, ich....."

„Entschuldigen Sie, Herr —" erwiderte er, „ich darf Ihnen nicht widersprechen; aber Sie werden mir verzeihen, ich will lieber gehen, als denken zu müssen — — ich muß gehen."

In diesem Augenblicke stand ich auf dem Punkte, den Geist meines treuen Dieners durch die Entdeckung meiner Kunst zu beruhigen; aber sie war mir noch zu neu, als daß ich so schnell hätte von ihr scheiden sollen; ich zeigte daher eine Aergerlichkeit, von der ich nichts wußte und sagte ihm: er könne hingehen wohin er wolle. Zum wenigsten hatte ich mich bei dieser Gelegenheit versichert, daß mich das grüne Männchen nicht hintergangen hatte, und stolz im Bewußtseyn der neuerlangten Kraft, beeilte ich meine Toilette; aber noch ehe dieselbe beendet war, wurde mir mein bester Freund Scheringsam gemeldet, der im Frühstückzimmer wartete, zugleich empfing ich ein Briefchen von der lieblichen Fanny Hayward, dem göttlichen Mädchen, welches mich allein, mitten unter meinem wissenschaftlichen Forschen mit weltlichen Gefühlen fesseln konnte. Doch ehe ich noch dasselbe öffnete, eilte ich, den Freund zu empfangen.

„Sheringham, mein lieber Junge," sagte ich, als ich ihm bewillkommend entgegen trat, „was bewog Dich zu einem so frühen Besuche?

„Meine Unruhe," entgegnete Sheringham, „Dir mitzutheilen, daß mein Oheim, dessen Interesse ich bemüht war, rücksichtlich der von Dir gewünschten Anstellung, zu gewinnen, sich genöthigt sieht, einen Verwandten des Marquis zu empfehlen; dies ist mir äußerst unangenehm; indessen dachte ich, sey es doch das Beste, Dich aus der Ungewißheit hierüber zu ziehen."

„Major," sagte ich, mich zur Kälte zwingend, „wenn Dich dies so sehr grämt, wie es scheint, darf ich wohl fragen: warum Du so schnell und bereitwillig in Deines Oheims Vorschlag einwilligtest und so gefällig mit seiner Eingebung übereinstimmtest, die Stelle an den Verwandten des Marquis zu vergeben? — War es nicht die Hoffnung, als Vergeltung durch die Vermittlung des Marquis die Beförderung zu erlangen, auf die Du so lange harrst?"

„Mein Bester," rief Sheringham, sichtbar verwirrt, „ich — ich — ich stimmte durchaus nicht meinem Oheim bei; er versuchte allerdings das, worauf Du anspielst, allein wenn ich jene Beförderung jetzt erhalten sollte, so wäre dies rein zufällig."

„Sheringham," erwiederte ich, „Dein Oheim hat sich bereits der Beförderung für Dich versichert und Du wirst bis Dienstag schon in den Zeitungen als Obristlieutenant angezeigt stehen. Ich weis, daß Du gestern, als Du zu Deinem Oheim zurückkehrtest, in der Kaserne anfragtest, um Dich von der Richtigkeit des Gerüchtes: Du habest die vacante Stelle erhalten, zu überzeugen."

„Sir," entgegnete Sheringham, „wo Sie diese Dinge aufgelesen haben, weis ich nicht; aber ich muß gestehen, daß solches Mißtrauen, nach einer jahrelangen, ungetheilten Freundschaft, nicht mit der Meinung übereinstimmt, die ich bisher von Ihnen hatte. Wenn der Mann, den wir als unseren besten Freund betrachten, durch unredliche Mittel sich herabwürdigt, ein Spion unserer Handlungen zu werden, so ist das Vertrauen am Ende, und je eher alsdann die gegenseitige Verbindung aufhört, um so besser ist es. Wie konnten Sie ohne ein solches Verfahren zu den gedachten Einzelnheiten kommen?"

„Ich" — und hier war ich auf's Neue versucht, zu bekennen und zu fallen; aber ich hatte den Muth zu schweigen. „Genug, Major Sheringham, daß ich von der Wahrheit des Gesagten fest überzeugt bin. Und noch mehr, ich weiß, daß Sie, wenn Sie mich nun verlassen, Ihre gegenwärtige Entrüstung bewegen wird, zu Ihrem Oheime zu eilen und Sie seine augenblickliche Willfährigkeit für mich ersticken werden."

„Das geht zu weit, Sir," rief Sheringham, flammend vor Zorn, „dies muß unsere letzte Zusammenkunft gewesen seyn, wenn nicht Ihre unverschämte Aufführung und Ihre ungezogene Sprache eine gewisse andere Zusammenkunft nöthig machen wird! — und somit, mein Herr, endet unsere Bekanntschaft."

Dies gesagt, verließ Sheringham, mein sonst erprüfter Freund, das Zimmer, von meiner Niedrigkeit

und Erbärmlichkeit, seiner Ansicht nach, völlig überzeugt. Mein Herz wollte mir zerspringen, als ich die Thüre zum letztenmale hinter ihm zufallen hörte.

So besaß ich denn die Kraft, die ich so lange erfleht und ersehnt, und in weniger als einer Stunde hatte ich durch sie meinen treuen Diener und meinen besten Freund verloren!

Nichts destoweniger hatte mir Barton eine Unwahrheit gesagt und Sheringham stand den Dienstag Abend als Obristlieutenant in den Zeitungen.

Ich beschloß nun, Fanny Hayward's Briefchen zu eröffnen; es enthielt die Einladung zu einem Mittagessen bei ihrer Mutter und die Bitte, sie zur Oper zu begleiten. Ich verehrte — nein, ich liebte Fanny auf das innigste. Wenn ich sie mit Entzücken anblickte, sog ich aus dem milden Glanze ihrer schmachtenden blauen Augen Genehmigung meiner Hoffnungen, — unendliche Seligkeit.

Ich ergriff meine Feder, ihr Billet zu beantworten und schrieb unfreiwillig, durch die wunderbare in mir wohnende Kraft getrieben, folgende Zeilen:

„Geliebte Miß Hayward!"

„Mit unendlichem Vergnügen würde ich Ihre freundschaftliche Einladung für heute Abend angenommen haben, wenn sie aus derselben wahrhaften Liebe geflossen wäre, die Ihr ganzes Verfahren gegen mich bisher bezeichnete, allein Sie müssen gestehen, daß es Ihnen heute weniger

darum zu thun ist, mich zu sehen, als daß Sie der Hoffnung leben, bei dieser Gelegenheit Sir Henry Witherington wiederzufinden, mit welchem Sie sich am letzten Donnerstage bei Lady Graham so vortrefflich unterhielten, und welchem Sie Ihre Fächer unter der Bedingung aufzuheben gaben, daß er ihn heute Abend in der Oper persönlich zurückgeben würde. Da ich keine Lust in mir verspüre, die Folie zu einem an sich schon so glänzenden Dinge, als Ihr neu entdeckter Baron ist, zu seyn, so bedaure ich, Ihren Vorschlag ablehnen zu müssen."

„Die Gefälligkeit Ihrer Mutter würde ich tiefer fühlen, wenn ich nicht wüßte, daß sie Ihre neue Bekanntschaft billigt und Ihnen die Nothwendigkeit vorgestellt hätte, meine Gesellschaft, der Schicklichkeit wegen, zu besitzen, um ihren Wagen zu rufen und ihr meinen Arm zu bieten, während Sir Henry den Liebenswürdigen bei Ihnen spielt und Sie hinter unserm Rücken begleitet."

„Sagen Sie gefälligst Ihrer Frau Mutter: obgleich Sie Beide der Spaß sehr unterhalten haben würde, so hätte ich kein Verlangen, das fünfte Rad am Wagen zu machen und ich ersuche sie, ihr Cotelette und ihre Gesellschaft Sir Henry anzubieten."

„Empfangen Sie, geliebte Miß Fanny, die Versicherung meiner Ergebenheit."

* * *

Das Billet sandte ich sogleich an seine Adresse, herzlich erfreut, daß ich die Macht besaß, die Verstellung

meiner Schönen zu entdecken, und fähig war, die Maske zu durchdringen, mit welcher sie sich bemühte, ihre wahren Wünsche und Absichten zu verbergen. Ich eilte hierauf zum Frühstück und hatte dasselbe kaum vollendet, als Mr. Filmann, mein Schneider, gemeldet wurde, der mir einen Anzug nach neuestem Schnitt und von der modernsten Farbe anzuprobiren wünschte. In weniger als fünf Minuten hatte ich ihn an und Farbe, Aermel, Aufschläge und Besatz waren die Gegenstände der Bewunderung des Ueberbringers.

„Er sitzt vollkommen gut!“ rief der Schneider, der ein Fremder war und konnte sich in Anpreisungen nicht erschöpfen. Nachdem er seine vielen Lobeserhebungen geendet, erklärte ich ihm, daß es damit durchaus nicht so ganz richtig wäre; bewies ihm, daß mir der Rock schlecht sitze und setzte ihm auseinander, auf welchem Platze und von welchem Händler er den Anzug erkauft hätte. Dies brachte den Schneider außer sich, er wurde grob und unsere Zusammenkunft endete damit, daß er der Treppe hinunter flog. Vom Falle hinkend, eilte er auf das Polizei-Büreau und ich erhielt kurz darauf eine Ladung: den andern Tag vor dem Magistrate zu erscheinen.

Trotz so vielen, durch meine geistige Sehkraft herbeigeführten Unannehmlichkeiten war ich doch immer, wenn ich meinen grünen Freund abrechnete, der Einzige der dieses Talent besaß; dieses stolze Bewußtseyn tröstete mich über Alles, und da ich mich nicht überreden konnte, das schöne Vorrecht, nach dem ich so lange geschmachtet,

für dessen Erwerb ich so zahllose Nächte durchgearbeitet, so viele unschuldige Genüsse aufgeopfert hatte, so schnell wieder zu verlieren, entschloß ich mich, in der Zukunft wenigstens vorsichtiger und weniger freigebig mit den Resultaten meiner Kunst zu seyn.

Nach dem kleinen Abenteuer, was ich so eben erzählt habe, dachte ich, obgleich ich schon im voraus den ganzen Verlauf der Prozedur, das Urtheil und sogar die Ausdrücke, in welchen es abgefaßt seyn würde, kannte, — die Sache stelle sich doch etwas würdiger in den Augen des Publikums dar, wenn sie durch einen geschickten Advokaten geführt würde. Ich entschloß mich daher, zu dem meinen zu gehen, der, außer daß er meine Geschäftssachen besorgte, auch zugleich ein intimer Freund von mir war.

Als ich den Temple erreichte, fand ich meinen verehrten Marwell zu Hause; sein Empfang war wie gewöhnlich der wärmste, seine Ausdrücke die freundschaftlichsten. Ich setzte ihm meine Sache auseinander; er lauschte aufmerksam und versprach mir dabei sein Möglichstes zu thun. Allein so freundlich und liebenswürdig sein Benehmen gegen mich war, so wußte ich doch, daß er wenige Zeit vorher gegen seine Frau geäußert hatte, er halte mich für verrückt. Was mich hierin bestärkte, war, daß ich bei einem der zwei oder drei letzten Besuche die Bemerkung gemacht hatte, daß sich Mistres Marwell bei meinem Erscheinen immer so weit als möglich von mir entfernt hielt und jedesmal die Schelle gezogen hatte,

um ihre Kinder wegbringen zu lassen. Meinem Entschlusse, vorsichtiger zu seyn, treu, nahm ich indessen keine Notiz hiervon; als ich aber, zu Mistreß Marwell mich wendend, davon sprach, daß seit meinem letzten Besuche eine lange Zeit verflossen sey, gewahrte ich, daß sie den Entschluß faßte, bei meinem Kommen nie wieder zu Hause zu seyn und wenn ich je wieder bei ihrem Manne zum Mittagessen bliebe, mit ihren Kleinen außer dem Hause zu speisen. Ich verbiß meinen Aerger und nahm Marwells, aufrichtiges Versprechen, mich morgen vor den hochweisen Magistrat zu begleiten, gerne an. Soweit über diese Angelegenheit beruhigt, machte ich nun bei verschiedenen Bekannten Visiten; von welchen aber nur wenige zu Hause waren, — oder es seyn wollten. Da ich merkte, daß ich meinem finsteren Wesen, meinem abstrakten Studium und meinen dadurch angenommenen Sonderbarkeiten die Kälte zu danken hatte, mit der man mich größtentheils empfing und zurückstieß, so entschloß ich mich, nun so freundlich und liebenswürdig zu werden, als nur möglich sey und, der Erfahrung vertrauend, meine Weisheit auf sich selbst beruhen zu lassen.

Ich ging von einem Vergnügungsplatze zum andern. Hier fand ich zwei Künstler, die sich gegenseitig die größten Artigkeiten sagten, während ihre Herzen fast vor Neid zersprangen, dort sah ich eine sanfte, bescheiden aussehende Dame, die dem nichtssagenden Geschwätze, mit dem sie der Hausfreund ihres Mannes unterhielt, lauschte und die in dem Augenblicke, in welchem sie sich

erzürnt von ihm wegzuwenden schien, beschloß, die kommende Nacht mit ihm durchzugehen. Da half ein junger Graf seinem alten gebrechlichen Vater mit allen Zeichen der Kindesliebe und Verehrung aus dem Wagen, während er mit der größten Sehnsucht auf den Tod des würdigen Mannes hoffte, um Titel und Güter sein eigen zu nennen. An einem andern Orte — — — doch, ich sah mehr, als ich erzählen kann und sagen mag! —

O! es war eine sonderbare Zeit, als Jedermanns Herz mir offen stand und ich Alles sehen und hören konnte was sich zutrug, und selbst die geheimsten Gedanken meiner Umgebung klar und deutlich vor mir lagen; es war eine sonderbare Zeit, die oft mein Innerstes zerriß und mich mit Abscheu vor der Menschheit erfüllte.

Doch ich darf den Leser nicht mit Betrachtungen langweilen.

Nach dem Mittagessen gieng ich in die Oper, um mich selbst von der Wahrheit meiner Beschuldigung gegen Fanny zu überzeugen. Ich richte das Glas nach ihrer Loge und siehe, gerade hinter meinem unschuldigen, einfachen Mädchen saß Sir Henry Witherington selbst, mit dem Fächer spielend, den ich, ohne meinen Willen, als den Leiter ihrer gegenseitigen Liebe erkannt hatte. Es herrschte eine Sicherheit und Vertraulichkeit in dem Betragen des Laffen; er war so artig und treuherzig, und Fanny blickte so oft und lange nach ihm, daß ich es nicht ertragen konnte und — indem ich hoffte, mein Brief

werde nach einer so langen Bekanntschaft und Vertraulichkeit keinen tiefen Eindruck gemacht haben — nach ihrer Lage flog, mit dem Vorhaben, alles Unangenehme wo möglich scherzend zu beseitigen. Ich bemerkte indessen sogleich, daß die Mutter wirklich sehr böse und auch Fanny erzürnt und beleidigt war; so daß eine gegenseitige Aussöhnung eine eben so interessante als schwer ausführbare Sache seyn werde.

Indessen hatte ich Mistreß Hayward's Gefühle gegen mich richtig geschätzt. Sobald ich wie gewöhnlich eintrat, flog ihr Blick sogleich von mir auf Fanny, welche ernst vor sich hinstarrte und die mein Eintreten, wie ich mit Leichtigkeit erkannte, sehr annüirte. Demungeachtet vertraute ich meinem Einflusse auf sie und blieb. Nach einer kurzen Pause, während welcher Sir Henry mich und die Damen abwechselnd betrachtete, wandte er sich zu Mistreß Hayward und fragte dieselbe, ob ich etwa einer ihrer Freunde sey.

„Durchaus nicht, Sir Henry," entgegnete Mistreß Hayward; „ich kenne zwar den Herrn, aber seine Aufführung macht ein ferneres Einverständniß mit ihm unmöglich."

Fanny's Herz fieng an höher zu schlagen; sie hätte gern meine Hand ergriffen und mich gebeten zu bleiben. Ich stützte mich hierauf und wich nicht.

„Ich bitte, Verehrte," fuhr Sir Henry fort, „ist Ihnen die Gegenwart des Herrn unangenehm?"

„In der That ja, Sir Henry," antwortete die

Alte mit einer Miene, in der sich Bosheit und beleidigter Stolz malten.

„Dann, Sir," sagte Witherington und kehrte sich zu mir, „dann müssen Sie die Loge verlassen!"

„Muß ich wirklich, Sir?" fragte ich, noch zorniger als die alte Lady werdend.

„Ich bitte! ich bitte Sie!" flüsterte Fanny.

„Sey ruhig, mein Kind," tröstete die verstockte Mutter.

„Ja wohl, Sie müssen!" rief Sir Henry, von seinem Sitze aufspringend, „und wenn Sie nicht sogleich Folge leisten, so werde ich den Logenmeister rufen, der Sie schon wegbringen wird."

„Sir Henry Witherington," entgegnete ich, „die Gesellschaft, in welcher wir uns befinden, versiegelt meine Lippen und bindet meine Hände, dies ist Ihr Glück. — Ich werde die Loge verlassen; aber nur, wenn Sie mir auf einen Augenblick folgen."

„Sehr gern!" rief Sir Henry und im Augenblick waren wir auf dem Corridor. Ich nahm meine Adresse aus der Brieftasche, gab sie meinem Begleiter und sagte: „Sir Wetherington, ich bitte mir eine Erklärung über die so eben stattgefundene Beleidigung aus. Hier ist die Adresse eines Mannes, der kein anderes Gefühl gegen Sie hegt, als die grenzenloseste Verachtung."

Mit diesen Worten verließ ich das Opernhaus und er kehrte zu den Damen zurück, die er in der höchsten

Aufregung fand — Fanny für mich, ihre Mutter für meinen Gegner besorgt.

Den kommenden Morgen ward ich durch die Anmeldung des Obersten Mac-Manton erweckt. Ich wußte natürlich, was er wollte. Er kam, um mich nach Chalk Farm einzuladen, woselbst er schon Pistolen für Zwei und ein Frühstück für Vier bestellt hatte. Ich eilte, so schnell ich nur konnte, die Treppe hinab; weniger ängstlich als je, meine Person auf dem Felde der Ehre auszusetzen und voll Verlangen, durch mein Betragen der Freund der Tapfern zu werden.

In das Wohnzimmer eintretend, fand ich meinen Besuch wartend.

„Sir," begann der Oberst, „ich glaube, nach dem was gestern Abend zwischen Ihnen und meinem Freunde Witherington vorgegangen ist, nicht nöthig zu haben den Zweck meines Besuches zu erläutern und ersuche Sie daher nur, mir einen Ihrer Freunde zu nennen, damit ich mit demselben so schleunig als möglich die nöthigen Verkehrungen treffen kann."

In diesem Augenblick sah ich klar vor Augen, daß, würde ein Duell zwischen mir und Witherington stattfinden, Letzterer auf dem Platze bleiben müsse. Ich schauderte bei dem Gedanken, wissentlich sein Mörder zu werden und wandte mich daher mit den Worten zu Oberst Mac-Manton:

„Sir, ich sehe mich, gegen das Verlangen meines Ehrgefühles, gezwungen, eine Zusammenkunft mit Sir

Witherington abzulehnen und keine Macht der [illegible]rd mich bewegen, meine Hand zu Vorbereitungen zu [illegible]ten, die zu einer solchen führen würden."

„Dies ist ein sehr sonderbarer Entschluß, Sir," erwiederte der Oberst. „Ich versichere Sie, mein Freund wird Ihnen keine andere Erklärung geben, als mit den Waffen in der Hand."

„Sie haben meine Antwort, Herr Oberst!" sagte ich ruhig. „Ich weise seine Ausforderung zurück."

„Vielleicht," fragte Mac Manton spöttisch, „beliebt es Ihnen, mir Ihre Gründe anzugeben?"

„Sicherlich, Sir," versetzte ich. „Unser Streit und Zusammentreffen gestern Abend wurde durch die Unart einer alten und durch die Unbedachtsamkeit einer jungen Lady herbeigeführt. Beide bedauern den Umstand so sehr als ich, und Sir Henry selbst folgt, indem er mich zur Rechenschaft fordern läßt, mehr der Mode als seinen eigenen Gefühlen."

„Das, mein Herr," rief der Oberst, „ist Sir Henry's Sache! Ich muß auf einer genügenden Entschuldigung bestehen."

„Wohl dann," — erklärte ich — „wenn mein Gegner mit mir zusammentrifft, wird er fallen! — und ich will meine Hand, einer solchen Kleinigkeit wegen, nicht mit dem Blute eines Menschen beflecken."

„Ist dies Ihr einziger Grund, Sir, das Duell abzulehnen?"

„Ja mein Herr."

„Alsdann bin ich gezwungen," erwiderte Mac Manton, „Ihnen in bestimmten Ausdrücken zu sagen, daß Sie Sir Henry Witherington für unwürdig betrachten muß, den Platz eines Ehrenmannes in der öffentlichen Gesellschaft einzunehmen, und daß er bei der ersten Gelegenheit, die sich darbieten wird, das einzige Mittel, welches ihm unter solchen Umständen übrig bleibt, seine beleidigte Ehre zu retten, anwenden wird und Ihnen, wo Sie mit ihm zusammentreffen, eine persönliche Züchtigung zu ertheilen gedenkt!" —

Oberst Mac Manton nahm hierauf kalt Abschied, indem er mich ohne Zweifel für den größten Feigling hielt. So sehr mich indessen die Folgen dieser Ehrensache quälten, so sehr wünschte ich mir Glück, eine Kraft zu besitzen, vermöge welcher ich den Ausgang des Duells voraussehen — einen Mord hatte verhindern können.

Ich bereitete mich hierauf, meinen Advocaten zu empfangen und mich vor Gericht zu stellen. Die Sache war bald entschieden und ich wußte schon in voraus, daß die strengen Herren am Rathstische an keiner kleineren Strafe, als der Belohnung für die Züchtigung, deliberirten, die ich der Unverschämtheit des guten Meisters Fitmann hatte angedeihen lassen.

Die Geschichte von Sir Henry's Herausforderung und meiner Verweigerung war bald allgemein bekannt. Meine besten Freunde fanden stets etwas sehr Anziehendes auf der andern Seite des Weges, wenn sie mir begegneten und nicht die freundschaftlichsten Bemerkungen

trafen mein Ohr, als ich unter den offenen Fenstern des Casino's in der St. Jamesstraße vorbeiging. Obgleich ich nun bis dahin noch nicht das Unglück gehabt hatte, meinen wüthenden Gegner zu treffen, so konnte ich doch nicht wissen, wann dies geschehen würde. Ich beschloß daher, die Stadt auf einige Zeit zu verlassen und wählte meinen Aufenthalt in einem der lieblichsten Dörfer des Königreiches, vierzig bis fünfzig Meilen von der Hauptstadt entfernt.

Wie süß und erfrischend waren die Lüfte, die durch dies fruchtbare Thal sanft dahin glitten; wie ausgedehnt und herrlich die Aussicht von den nahen Hügeln; wie licht und klar der Himmel; wie ruhig und göttlich die ganze Umgebung! —

Hier lebte ich in vertrauter Gemeinschaft mit einer liebenswürdigen Familie, in deren Herzen ich wahre Achtung und Liebe zu mir lesen konnte. Wenn Andere mich unterdrückten und aus der Welt hätten schaffen mögen, so fand ich in ihrem Hause ein friedliches Asyl.

Mein Freund war seit langen Jahren verheirathet und hatte eine einzige Tochter, die sein Stolz und seine Freude war. Sie war frisch und reizend gleich einem Maimorgen und ihre lichtvollen Augen glänzten freudig, wenn sie mich bewillkommte; ich aber wußte, was ich vor Jahren so sehnlich zu wissen gewünscht, aber niemals zu glauben gewagt hatte — daß sie mich liebe. „Diese Frucht meines Wissens," rief ich selig aus, „ent-

schädigt mich für alles Vergangene; nun bin ich wahrhaft glücklich! — "

Bald entdeckte ich indessen, daß ich, obgleich Mariens frühere Neigung für mich (wir waren in unsern jüngeren Jahren lange und oft zusammen gewesen) wieder in ihrem Herzen Wurzel faßte, einen Nebenbuhler hatte — einen Nebenbuhler, der von ihren Eltern aus der gewöhnlichen und niedrigen Ursache des Reichthums begünstigt wurde. In dem Augenblicke aber, in dem ich ihn zum erstenmale sah, erkannte ich seinen schlechten Charakter, las seine gemeinen Gedanken, und wußte, daß er ein Taugenichts war.

Die Freundlichkeit Mariens gegen ihren alten Spielkameraden, die Gutmüthigkeit, mit welcher sie die schönsten Blumen ihres eigenen Gartens für ihn pflückte; das offenbare Vergnügen das sie empfand, wenn sie mich nach längerer Zeit wiedersah; das lebhafte Interesse, mit welchem sie meinen Planen für die Zukunft lauschte, — erregten bald in ihres öffentlichen Anbeters Brust Eifersucht und Haß gegen mich, und obgleich sein Benehmen sich gleich blieb, konnte ich, der die Tiefen seines Gemüthes zu ergründen vermochte, doch leicht gewahren, daß seine Seele bald Wuth, bald Zweifel, Niedergeschlagenheit oder Rachsucht erfüllten. Marie wußte hievon nichts, und ihre Heirath mit demselben als eine ausgemachte und bestimmte Sache betrachtend, leistete sie ihm mit dem rückhaltslosen Vertrauen einer Braut Gesellschaft; und obschon ich wohl wußte, daß sie lieber mir ihren Arm

gereicht haben würde, Wiesen und Wäldchen zu durchstreichen, so betrachtete sie es doch als Pflicht gegen ihre Eltern und ihren nun einmal bestimmten zukünftigen Gatten, dem Letzteren den größten Theil ihrer Zeit zu widmen. Indessen fühlte jener sehr gut, daß ihre Neigung für ihn verloren: seine Liebe verwandelte sich nach und nach in den tödtlichsten Haß und die vorherrschende Neigung seiner Seele war Rache gegen mich und das unglückliche, schuldlose Mädchen, für welches er früher sein eigenes Leben hingegeben hätte.

Lange schon zeigte sich meinem Seelenauge ein schreckliches Ereigniß.

Als die Zeit der Verheirathung sich näherte, wurde Marie von Tag zu Tag ernster. Jetzt erst fühlte sie, wie schwer es ihr werden möchte, ihr Wort zu halten; und endlich, zu einfach, zu kunstlos für Verstellung, gestand sie mir, daß sie ein heimlicher Drang von ihrem Bräutigam entferne, daß.... — hier verstummte sie; doch ich wußte, was sie nicht zu sagen wagte, und sie an mein Herz ziehend, empfing ich von ihren Rosenlippen den süßen Kuß der Neigung und Gewährung. Wir beschlossen von dem elterlichen Hause zu entfliehen.

Die schon oben erwähnte Unwissenheit meines eigenen Schicksals verhinderte mich zu erfahren, daß unsere Uebereinkunft von Mariens Bräutigam belauscht worden war. Wir hatten unsere Flucht für den kommenden Abend festgesetzt, der zugleich dem Tag ihrer projektirten Heirath vorhergieng. Dieser Schlag traf ihn fürchterlich;

Wuth, Eifersucht und Rache kämpften in seiner Seele und von dem Augenblicke an, in welchem er unsere gegenseitige Liebe entdeckt und unsere Absprache vernommen hatte, las ich mit Entsetzen den verzweifelten Entschluß, der sein Gehirn beschäftigte.

Denselben Abend noch — den nächsten sollte sie mein werden — denselben Abend sollte Marie, unserer Verabredung nach, ihren gewöhnlichen Spaziergang mit ihrem Bräutigam machen, und obgleich er während dem Tage düster geschienen, so hatte ich doch in seinen Gedanken nichts entdeckt, was mich hätte beunruhigen können; als die Dämmerung aber eingebrochen war und er zu Marien kam, sie zum Gehen abzuholen, sah ich, kraft meiner Sehergabe, den ganzen Lauf der Umstände. Die Waffe, bestimmt, seinem Opfer den Tod zu geben, war in einer seiner Taschen verborgen, in der andern ruhte die Pistole, die seinem Leben ein Ende machen sollte.

Die Folge seiner Gedanken, seiner Entschlüsse, lag klar vor mir und mein Seelenauge sah deutlich den Ort, an welchem er den doppelten Mord begehen wollte. Als Marie den Garten zu verlassen im Begriff war, um ihm entgegen zu eilen, schlich ich ihr nach; ich bat, ich flehte, nicht von der Stelle zu gehen. Ich schützte ein Gewitter, einen Sturm vor — ich erwähnte tausend mögliche Unglückfälle die ihr auf dem Spaziergange begegnen könnten; aber sie antwortete, daß sie es Karl versprochen habe und sie daher gehen müsse. Als ich

mit Bitten nicht aufhören wollte, fragte sie mich lächelnd, ob ich etwa eifersüchtig sey?

„Nein, mein süßes Mädchen!“ sagte ich, „Dein Leben, mir theurer als das meinige, hängt von der Gewährung meiner Bitte ab: hier zu bleiben.“

„Mein Leben?“ fragte Marie.

„Ja, Geliebte meines Herzens!“ rief ich verzweifelt aus: „Dein grausamer Bräutigam will Dich ermorden!“

„Karl mich ermorden?“ entgegnete sie ungläubig und halb ärgerlich, „bist Du bei Sinnen?“

„Gewiß, gewiß, ich weis es!“ sagte ich, sie festhaltend.

„Das ist ja die höchste Tollheit,“ entgegnete Marie ruhig; „bitte, laß mich gehen, — ich hab' es versprochen — und will den Argwohn einschläfern. Bin ich denn nicht die Deine?“

„Wenn Du gehst bist Du verloren!“ antwortete ich. „Bleibe und die Wuth dieses Verrückten wird sich gegen ihn selbst wenden.“

„Was für Gedanken!“ sagte das halb zerstreute Mädchen. „Laß mich gehen.“

„Ach nein, nein, Geliebte! was soll ich noch sagen, Dich zurückzuhalten?“

„Sage mir, wie und woher Du dies Alles weist und ich verspreche Dir zu bleiben.“

In meiner Macht lag es nun, sie durch ein Geständniß zu retten, — dann aber war es um meine geistige Seherkraft geschehen; — doch die Quelle meines Daseyns,

das Leben meiner Marie hieng davon ab, — konnte ich auch nur einen Augenblick im Entschlusse schwanken? —

„Marie!“ rief ich, „ich besitze eine übernatürliche Kraft, die Begebenheiten vorauszusehen. Ich gebe sie auf, indem ich es gestehe! — Bleibe! bleibe nun....“ In diesem Augenblicke fiel nahe bei uns ein Pistolenschuß; wir stürzten nach dem Platze, von welchem der Schall gekommen und fanden das unglückliche Opfer der Eifersucht, sich in seinem Blute wälzend. Die Pistole, deren Bestimmung es gewesen, meiner Marie das Leben zu rauben, hielt er in der krampfhaft geschlossenen Hand.

Von diesem Augenblicke an war meine Seherkraft verschwunden und ich sah die Welt wieder auf dieselbe Art wie meine Mitgeschöpfe. Marie wurde mit der Genehmigung ihrer Eltern mein Weib und als ich von der Kirche zurückkam, erblickte ich in dem Gedränge vor dem Gasthofe des Dorfes meinen alten Freund: das grüne Männchen, das sogleich zu mir trat und mir zu meinem beneidenswerthen Geschicke Glück wünschte.

„Sir,“ sagte ich und drückte dem Alten die Hand, „ich danke Ihnen und danke zugleich, daß Sie, auf eine mir in gewisser Beziehung unbegreifliche Art, die wilde Leidenschaft meines Herzens geheilt. In meiner Unwissenheit begehrte ich eine Kraft zu besitzen, die sich mit unseren übrigen Fähigkeiten und Geistesgaben, so wie mit der einmal feststehenden Ordnung der Dinge nicht vertragen kann. Ich habe nun durch

Erfahrung gelernt: daß dem Menschen zu seinem Glücke eine Grenze des Wissens gesetzt ist, und ich werde für die Zukunft mit den Segnungen, welche eine weise Vorsehung über uns ausgießt, vollkommen zufrieden seyn und nie mehr wünschen, die Grenzen des Wissens zu überschreiten, das uns schon so hoch über alle andere lebende Wesen erhebt."

„Eine sehr moralische und bequeme Betrachtung," entgegnete der Grüne, augenscheinlich ärgerlich über mein Moralisiren. „Ist Unwissenheit Seligkeit, dann ist ja weise seyn — Wahnsinn!"

Dies sagend drehte er sich um und verlor sich unter der Menge.

Ich kehrte nach Hause zurück, gesegnet mit einem liebenden Weibe, das Beste hoffend, die Vergangenheit benutzend, die Gegenwart genießend und meine Hoffnung der Zukunft auf Gott setzend. —

107128